PS
3554
.D57
U6

Der
Deutsche Merkur
vom Jahr 1774.

Fünfter Band.

Weimar,
in Verlag Christoph Cudwig Hubers.

PT 4
D37
V.3

Digitized by Google

Der

Teutsche Merkur.

Des Fünften Bandes
Erstes Stück.

Jänner 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

Digitized by Google

188093

PT4
.D37
v.3

German 10-6-27

Digitized by Google

I-10-28

Inhalt
des Fünften Bandes
des Teutschen Merkurs.

Erstes Stück.

I. Flüchtige poetische Stücke. . Seite 1

II. Die Abderiten; eine sehr wahrscheinliche Geschichte. . . . 33

III. Miscellanien.

IV. Ueber ein seltsames Compliment, das der teutschen Litteratur im London Magazine gemacht worden. . 113

IV. Anekdoten.

I. Vom Doktor Mead. . . 120

II. Von Signora Gabrieli, erster Sängerin der Sicilianischen Oper. 121

Zweytes Stück.

I. Poesien. 131

II. Fortsetzung der Abderiten. . 145

III. Von Bildung des moralischen Charakters in Schulen. . . 221

IV. Versuch über Don Estevan Manuel de Villegas, einen lyrischen Dichter der Spanier. . . 237

Drittes

Digitized by Google

Drittes Stück.

I. Zweyter Brief über die Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois, par Mr. de P. S. 25

II. Litterarische Neuigkeiten aus Frankreich. 28

III. Zugaben zu dem vorstehenden Artikel. 29

IV. Miscellanien.

V. Von schönen Seelen. 31

V. Raisonnirendes Verzeichnis neuer Bücher aus allen Wissenschaften.

I. Theologie. 3

II Rechtsgelehrsamkeit. 3

III. Arzneywissenschaft. 3

IV. Historische Wissenschaften. 3

V. Dichtkunst und Schöne-Litteratur. 3

VI. Mathematische Wissenschaften. 3

VII. Kriegswissenschaft. 3

VIII. Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissenschaften. 3

IX. Naturlehre und Naturgeschichte. 3

X. Grammatik, Philologie, Kritik. 3

XI. Uebersetzungen aus fremden Sprachen in die teutsche. 3

XII. Vermischte Anzeigen. 3

VI. Antworten an unsre Correspondenten. 37

VII. Politische Neuigkeiten. 37

Digitized by Google

Nachricht.

Der Teutsche Merkur besteht jährlich aus zwölf Stücken, jedes zu acht oder sieben Bogen in Octav, wovon alle Vierteljahre drey Stücke zugleich ausgegeben, und durch die Collecteurs an die Abonnenten abgeliefert werden.

Jede Lieferung wird an die Collecteurs postfrey versandt.

Die Liebhaber abonniren sich auf den ganzen Jahrgang durch Vorausbezahlung eines halben Louisd'or nach Empfang des ersten Quartals.

Das Abonnement bleibt bis in die Mitte des Aprils offen.

Der ganze Jahrgang des Merkurs liefert nach und nach

1) Auserlesene poetische Originalstücke.
2) Gute Uebersetzungen ausländischer noch unübersezter Meisterstücke.
3) Prosaische Original-Aufsätze über Gegenstände aus der Historie, Naturwissenschaft und Philosophie des Lebens, in verschiednen Arten der Composition.
4) Alles, was der Endesbenannte Herausgeber des Merkurs künftig in Prosa oder Versen publiciren wird, und besonders auch
5) Miscellanien über allerley interessante literarische und andre Gegenstände.
6) Ausführliche Beurtheilungen von Werken, welche wegen ihres Einflusses auf den National-Geschmack, oder wegen des Vortheils, der den Wissenschaften durch sie zuwächst, vorzüglich wichtig sind.

7) Fortsetzung der angefangenen Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen.

8) Zusammenhangende kritische Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der schönen Literatur in Teutschland.

9) Erzählungen und Anekdoten.

10) Nachricht von neuen Erfindungen.

11) Kurze Anzeigen und Beurtheilungen neuer teutscher Schriften aus allen Fächern.

12) Auszug der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten der Zeit, worinn wir leben.

13) Allerley gelehrte Anzeigen.

Alle diejenigen, welche poetische oder prosaische Aufsätze postfrey an die Expedition des Teutschen Merkurs einsenden wollen, sollen solche entweder in den Merkur eingerückt, oder zu Ende des nächsten Quartals wenigstens eine kurze Antwort finden; zu welchem Ende sie ersucht werden, sich mit irgend einem erdichteten Namen zu unterzeichnen.

Man kann sich, mittelst Vorausbezahlung einer halben Pistole, auf den ganzen Jahrgang bis zu Ende der nächsten Leipziger Ostermesse bey nachbemerkten Herren und Freunden, und, beliebigen Falles, auch in allen Buchhandlungen abonniren.

Man hoffet, daß die Herren Abonnenten die Billigkeit der bey einer Unternehmung dieser Art unentbehrlichen Vorausbezahlung von selbst anerkennen, und sich also solche nicht entgegen seyn lassen werden. Die Herren Collecteurs aber werden höflichst ersucht, die Gelder an das neben dem Namen eines Jeden bemerkte Comptoir zu übermachen.

Wieland.

Nahmen

Nahmen
der Herren Collecteurs
für den Teutschen Merkur.

Aachen. Hr. J. D. Hasselbach. Comptoir Frankfurth am Mayn.

Altenburg. Hr. Prof. Lorenz. Compt. Weimar.

Altona. Frau Dokt. Unzerin. Compt. Hamburg.

Amsterdam. Hr. Arend Dietrich Sellschopp, Buchhändler. Compt. Hamburg.

Anspach. Hr. Sekretär, Baumgärtner. Compt. Augsburg.

Augsburg. Hr. Buchhändler, Tobias Lotter. Compt. Augsburg.

Aurich. Hr. Rath Wenkebach. Compt. Hamburg.

Basel. Hr. Christian v. Mechel. Compt. Augsburg.

Bayreuth. Hr. Professor, Wanderer. Compt. Weimar.

Berlin. Hr. Buchhändler, Mylius. Compt. Berlin.

— Hr. Referendarius, Glave. Compt. Berlin.

Bonn. Hr. Schmith. Compt. Frankfurth am Mayn.

Braunschweig. Die Hochfürstliche Waysenhaus-Buchhandlung. Compt. Hanover.

Bremen. Hr. Ingenieur-Lieutenant, Schilling. Compt. Hamburg.

Breslau. Hr. Hofkammerrath, Meergraf. Compt. Berlin.

Bützow. Hr. Professor, Martini. Compt. Berlin.

Carlsruhe. Hr. Geh. Hofrath, Ring. Compt. Augsburg.

Cassel. Hr. Candidat, Wigand. Compt. Weimar.

Cleve. Hr. Konrektor Maas. — Hr. Buchhändl. Bärstecher. } Compt. Frankfurth am Mayn.

Colberg. Hr. Rektor, Knaisel. Compt. Berlin.

Copenhagen. Hr. Justizrath und Professor Schlegel. Compt. Hamburg.

Dessau. Hr. Prinzenhofmeister, Berisch. Compt. Weimar.

Dresden. Hr. Sekretär, Ossenfelder. Compt. Weimar.

Düsseldorf. Hr. Hofkammerrath, Jacobi. Compt. Frankfurth am Mayn.

Einbeck. Hr. Rektor Crome. Compt. Hanover.

Eisenach. Hr. Sekretär Röder. Compt. Weimar.

Ellrich. Hr. Kriegsrath Barkhausen. Compt. Weimar.

Embden. Hr. Rektor Decker. Compt. Hamburg.

Erfurth. Hr. Hofrath Meusel. Compt. Weimar.

Erlangen. Hr. Professor Breyer. Compt. Augsburg.

Flensburg. Hr. Buchhändler Jessen. Compt. Hamburg.

Frankfurth am Mayn. } Hr. Joh. Casp. Bölling. Hr. Buchhändler, H. L. Brönner. } Compt. Frankfurth.

Frankfurth an der Oder. Hr. Professor Zobel. Compt. Berlin.

Göttin-

Göttingen. Die Königl. und Kurfürstl. Postamts-Zeitungs-Expedition. Compt. Hanover.

Gotha. Hr. Archivarius Gotter. Compt. Weimar.

Greifswalde. Hr. Professor Möller. Compt. Berlin.

Halberstadt. Hr. Kanonikus Jacobi. Compt. Weimar.

Halle. Hr. Professor Schütz.
— Hr. Lieutenant von Hagen. } Compt. Weimar.
— Hr. Gebauers Wittib und Joh. Jac. Gebauer. } Compt. Weimar.

Hamburg. Das königl. Addreß- und Zeitungs Comptoir. } Compt. Hamburg.
— Hr. Buchhändler Bode. } Compt. Hamburg.
— Hr. Tillemann. } Compt. Hamburg.

Hanau. Hr. Superintendent Stockhausen. Compt. Frankfurth am Mayn.

Hanover. Hr. Hofapothecker Andreä. Compt. Hanover.

Havelberg. Hr. Rektor Litzmann. Compt. Berlin.

Heilbronn. Hr. Rektor Schlegel. Compt. Augsb.

Hildesheim. Hr. Direktor Frömmichen. Compt. Hanover.

Jauer. Hr. Rektor Flögel. Compt. Leipzig.

Jena. Hr. Professor Seybold. Compt. Weimar.

Ilmenau. Hr. Doktor Scherf. Compt. Weimar.

Innspruck. Hr. Archivarius Roschmann. Compt. Augsburg.

Kiel. Hr. Professor Hirschfeld. Compt. Hamburg.

Königsberg. Hr. Buchhändler Kanter. Compt. Hamburg.

Leipzig. Hr. Weidmanns Erben und Reich. Compt. Leipzig.

Lemgo. Hr. Candidat Benzler. Compt. Hanover.

Liegnitz. Hr. Professor Zorn. Compt. Leipzig.

Lingen. Hr. Professor Withof. Compt. Hanover.

Lübeck. Hr. Subrektor Behn. Compt. Hamburg.

Lüneburg. Hr. Professor Gebhardi.
— Hr. Buchhändler L. C. Michaelsen. } Compt. Hamburg.

Magdeburg. Hr. Hofrath Köpken. Compt. Leipz.

Mannheim. Hr. Hauptmann Dobel.
— Hr. Buchhändler Schwan. } Compt. Frankfurth am Mayn.

Marburg. Hr. Doktor Schrödter. Compt. Frf. am Mayn.

Maynz. Hr. Daniel Dümont.
— Hr. Hofmeister Büeler. } Compt. Frf. am Mayn.

Meißen. Hr. Rektor Gottleber. Compt. Leipzig.

Memmingen. Hr. Buchhändler Jac. Meyer. Compt. Augsburg.

Merseburg. Hr. Sekretär Schwope. Compt. Weimar.

Münster. Hr. Buchhändler Perrenon. Compt. Hannover.

Nassenhuben bey Danzig. Hr. Pastor Turner. Compt. Berlin.

Naumburg. Hr. Advokat Kayser. Compt. Weimar.

Nördlingen. Hr. Hofrath von Tröltsch. Compt. Augsburg.

Nürnberg. Hr. Professor Lederer. Compt. Augsburg.

Oettingen. Hr. Hofrath Lang. Compt. Augsburg.

Oranien-

Oranienburg. Hr. Poſtmeiſter Rapin Thoyras. Compt. Berlin.

Oſnabrück. Hr. Kanzley-Sekretär Lodtmann. Compt. Hanover.

Paterborn. Hr. Leibmedikus Rödder. Compt. Hanover.

Pappenheim. Hr. KanzleyDirektor Donner. Compt. Augsburg.

Pirna. Hr. Konrektor Leßing. Compt. Leipzig.

Prag. Hr. Profeſſor Seibt. Compt. Leipzig.

Prenzlow. Hr. Candidat Seckt. Compt. Berlin.

Quedlinburg. Hr. Rektor Stroth. Compt. Leipz.

Querfurth. Hr. Konrektor Tack. Compt. Weimar.

Riga. Hr. Buchhändler Hartknoch. Compt. Hamb.

Roſtock. Hr. Buchhändler Joh. Chriſtian Koppe. Compt. Berlin.

Sagan. Hr. Lieutenant von Pannewitz. Compt. Berlin.

Schleuſingen. Hr. Rektor Walch. Compt. Weimar.

Schweinfurth. Hr. Rektor Raßdörfer. Compt. Weimar.

Solitude bey Stuttgard. Hr. D. und Hofmedikus Storr. Compt. Augsburg.

Sondershauſen. Hr. Hofrath von Kaufberg. Compt. Weimar.

Starrgard. Hr. Profeſſor Fromm. } Compt. Berlin.
— Hr. Rektor und Prof. Tiefenſee. }

AltStettin. Hr. D. und Profeſſor Lieberkühn. Compt. Berlin.

Steinfurth. Hr. Hofrath Withof. Compt. Hanover.

Stras-

Strasburg. Hr. Buchhändler Bauer und Comp. Compt. Frankf. am Mayn.
Söst. Hr. Apothecker Held. Compt. Frankf. am Mayn.
Warschau. Hr. Kanonikus und Bibliothekar Janotzky. Compt. Leipzig.
Weilburg. Hr. Rektor Ostertag. Compt. Frf. am Mayn.
Weimar. Hr. Bertuch. Compt. Weimar.
Wien. Das Kayserl. RealZeitungsComptoir. Compt. Augsburg.
Windsheim. Hr. Rektor Diez. Compt. Frankf. am Mayn.
Wismar. Hr. Professor Denso. Compt. Hamburg.
Wonsiedel. Hr. Rektor Lang. Compt. Weimar.
Worms. Hr. Rektor Wiener. Compt. Frankf. am Mayn.
Wetzlar. Hr. Hofrath Brandt. Compt. Frankf. am Mayn.
Zeitz. Hr. Kantor Thieme. Compt. Weimar.
Zelle. Hr. Schatzsekretär Jacobi. Compt. Hanover.
Zerbst. Hr. Professor Huch. Compt. Leipzig.
Zweybrücken. Hr. Prof. Croll. Compt. Frankf. am Mayn.

Haupt*Comptoirs*.

Augsburg. Hr. Jakob Hillenbrands Erben.
Berlin. Hr. Buchhändler Mylius.
Frankf. am Mayn. Hr. Joh. Casp. Bölling.
Hamburg. Das Kayserl. Privilegirte Addreß- und ZeitungsComptoir.
Hanover. Hr. Hofapothecker Andreä.
Leipzig. Weidmanns Erben und Reich.
Weimar. Hofbuchhändler Hoffmann.

I.

Flüchtige poetiſche Stücke.

Neujahrswunſch.

Zum neuen Jahre Wünſche machen
Soll euch Merkur? Wohlan, es ſey!
Die Mode will's. Sie zu belachen
Steht zwar dem weiſen Manne frey;
Nur daß er nicht zu weiſe ſey
Sie lachend gleichwohl mit zu machen!
Zwar iſt, ich ſag' es ohne Scheu,
Von allen weſenloſen Sachen
Womit wir bis in Charons Nachen
Uns unterm Mond zu ſchaffen machen,
Nichts weſenloſers als ein Wunſch,

Und wenn bey ihrem Nektar-Punsch
Die Götter unsrer Wünsche lachen,
So haben sie, beym Castor! recht.
Du schöne Harmonie der Sphären,
Wo bliebst du, würde Zevs dem irdischen Geschlecht
Nur Einen Wunsch auf jeden Kopf gewähren?
Nur Einen Wunsch — (wenn's euch gefällt
Fragt Eulern oder Pater Hellen!)
Mehr braucht es nicht, um eine Welt
Wie unsre, auf den Kopf zu stellen.
Zum Glück für uns und für die Welt
Fällt aller unsrer Wünsche wegen
Kein Flökchen Schnee, kein Tröpfchen Regen
Mehr oder weniger als fällt,
Wenn wir uns auf die Ohren legen,
Und lassen alles sich bewegen
Wie es dem lieben Gott gefällt.

Der Mensch hat seinen Kreis zum Würken,
Und weh uns, wenn wir, statt zu thun
Was unsers Thuns ist, gleich den Türken
Auf einem Sopha gähnend ruhn,
Und hoffen, während daß wir zu den Engeln lachen,
Werd' etwan ein Genie der Lampe rüstig seyn

Und

Und unsre Arbeit für uns machen.
Verlaßt euch drauf! Er wird so gütig seyn
Und seiner Wege gehn. Gerad' in diesem Falle
Schlägt, glaubet mir, das Sprüchwort ein:
Für sich ein Jeder, Gott für alle!

Bey allem dem gesteh ich ein,
Von allen unsern Albernheiten
Hat diese Wünschesucht am mindsten zu bedeuten.
Was man sich wünschet hoft man gern,
Und ist die Hofnung nicht des Lebens Angelstern?
Noch mehr, ein Wunsch, den wir verschenken,
Ist eine Art Wohlthätigkeit,
Falls euch beliebt hinzuzudenken,
Der Wünscher wäre sehr bereit,
Wenn er der grosse Mogol wäre,
Noch mehr zu thun; — und kurz und gut,
Ein frommer Wunsch bey warmen Blut
Macht immer unserm Herzen Ehre.

Wohlan! was wünsch' ich dann — an diesem
ersten Tag
Des Jahres, da man zählen mag

Von unsers Herrn Geburt Eintausend Siebenhundert
Und vier und Siebenzig, — der werthen Christenheit?

Ich sehe wohl, die Leutchen wundert,
Wie dies sich enden wird? — Verzeyht
Wenn es zu lange währt! Ich lieb' in allen Sachen
Den nächsten Weg, wiewohl er zweymal oft so weit
Als jener ist, den andre Wandrer machen.
Ein guter Weg ist einen Umweg werth,
Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt.
Ihr kennt ja, denk ich, die Töchter Schah Bambos, die Colifischetten,
Die Schatulliösen, Dindonetten,
Und Blaffardinen, und wie die Chronik weiter sie nennt,
Die, einem Orakel zu folge, die ganze Welt durchrennt,
Vom Indus bis ins Land der Negern und Mulatten,
Zu suchen — und was? Natürlich, was sie nicht hatten.
Nun, däucht mich wäre dies ein Wunsch für jedermann:

Was einer nicht hat, ist just was man ihm wün-
schen kan.

So wünsch ich denn uns allen mit einander
Zufriedenheit, der Güter höchstes Gut!
Den Galliern, Geduld, den Polen, frohen Muth,
Den Teutschen, attisch Salz, den Britten, leich-
tes Blut,
Europen, keinen Alexander,
Und Alexandern, eine Welt,
Nur weit genug von der worauf wir Armen
schleichen!
Den Zwölfen, deren Hand der Parzen Scheere hält,
Sich stets in Güte zu vergleichen;
Dem teutschen Bunde, keinen Feind,
Dem besten Kayser, Seinesgleichen,
Und jedem Fürsten, einen Freund;
Den Philosophen, etwas Zweifel
An eigener Unfehlbarkeit;
Der Priesterschaft viel Duldsamkeit,
(Und den Verdammungsgeist, zum T**l!)
Den Schulcathedern, Mutterwiz,
Den Klöstern keine Fraticelli; (*)

(*) S. Bayle unter diesem Artikel.

Und auf Sanct Peters heil'gen Sitz
Stets einen Pabst wie Ganganelli.
Den Dichtern, viel Philosophie,
Und sehr viel Schlaf den Dichterlingen,
Und, heilt nichts ihre Phrenesie,
Die Kunst, in sich hinein zu singen. (*)
Den Kritikern, ein kleines Ohr,
Das desto feiner hört und richtet;
Und Eicheln g'nug dem Bardenchor
Das sich und uns zu Gothen dichtet.
Den Sängern, mehr Gefühl als Kunst,
Den Mahlern, reitzende Modele;
Und keiner Lais, Fürstengunst,
Und jeder Schönen, eine Seele.
Den Großvezieren, Menschlichkeit,
Viel Freyheit, den Kosmopoliten;
Dem Höfling, niemals lange Zeit,
Und ach! Verstand den Abderiten!
Und jedem Autor, einen Kopf,
Und Langsamkeit, den Recensenten,
Und seinen Deckel jedem Topf,
Und dem Merkur viel Abonenten!

W. Frag-

(*) Wie der Flötenspieler von Alabandus, qui intus canebat. CICERO.

Fragment
eines Gesprächs.

X. Was hemmet deinen Lauf? Wie? Reizt dich nicht die Ehre?
Wenn ich auf deinem Gleis und unberühmt noch wäre,
Ich säumte keinen Tag, ich sparte keine Müh!
Hier winkt die Prose dir — und dort die Poesie;
Hier — wärest du zu klein, zu arm an eignen Schätzen,
Hier ist ein dritter Weg, — du kannst ja übersetzen.
Was ist die Trägheit denn, die dich vom Ruhm entfernt?
Nun? — Schwäche, die sich kennt, und noch im Dunkeln lernt?
Verzweiflung, daß du nichts, des Lobes werth, gebohren,
Daß keine Dichterzunft zum Mitglied dich erkohren?
Ist dein Geschmack denn ganz am Schönen dir geraubt?
Scheint dir der Lorbeer klein um eines Sängers Haupt?

Macht Themis dir vielleicht so gräuliche Gesichter?
Sind Akten dein Beruf? Bist du nicht mehr ein Dichter?
Was hilft es, daß Horaz, Catull, Virgil, Homer,
Daß **, Ramler, Kleist, Gay, Pope, Utz, Voltär,
Nicht blos im Bücherschrank dein Zimmer tapezieren,
Nein, immer bey dir sind, dein ganzes Herz zu rühren?
Wohlan, so schreibe nun! D. Ich thät es wirklich gern,
Doch weis ich nicht, wovon? R. Sing einem großen Herrn,
Wähl einen Fürsten dir, und, als ein Freund zu rathen,
Besinge, wenn du kannst, des großen Josephs Thaten.
D. Ich? Ihn? R. Warum nicht das? Sieh, eine goldne Uhr,
Auch eine Dose wohl hascht man auf dieser Spur!
D. Nein, Toback will ich eh aus Bley und Leder nehmen,
Eh mich ein schlechtes Lied vor Lesern soll beschämen.

Doch

Doch deine Freundschaft nicht undankbar zu entweihn,
Will ich — hier unter uns — einmahl vertrauter seyn.
Wie? Muß der schöne Trieb, sich Ehre zu erwerben,
Bey Kenntniß dieser Welt nicht in der Blüthe sterben?
Ein göttlich Werk erscheint. — Der Kenner las entzückt!
Der Neid verstummte fast, von Schönheit unterdrückt!
Man sah die Kritiker zum Lobe nun verbunden,
Und in der seltnen Schrift war noch kein Fehl gefunden.
Geh zum Minister hin. Ihn ehrt das ganze Land;
Von Damen wird er schön, von Männern klug genannt.
Er kaufte dieses Werk, und ließ es prächtig binden,
Sah ein paar Blätter an — und kann es itzt nicht finden.
Doch, Fräulein, Sie entzückt das reizende Gedicht?
„Es ist ein artig Stück — Nein; Treffeldame nicht —

„Was machen Sie, Baron?„ O, dieſe ſanften Töne,
Empfindung, feiner Scherz, und Ausdruck — Meine Schöne,
Sie eilen von mir weg? — — Herr Doktor, ſteht es wohl? —
Sie kennen ihn gewiß, Germaniens Apoll;
Unübertreflich iſt das lezte ſeiner Werke —
„Das glaub' ich Ihnen zu — Der Himmel gebe Stärke,
„Die Curen dieſes Monds mit Glück zu überſtehn;
„Und, weil von Büchern doch Erwähnung itzt geſchehn,
„Ich las die Probeſchrift des jungen Doktoranden — „
Herr Hofrath, ſind Sie ſchon vom Spieltiſch aufgeſtanden?
Doch nein — ich ſtöhre Sie — ein Buch in Ihrer Hand —
„Ich nahm es, weil ich es hier auf dem Sopha fand —
„Es iſt Emilia — (Verzeihn Sie, ich muß gähnen,)

„Von

„Von Leßing — Ohne Streit, es rühret bis
zu Thränen.
„Allein, ich bin nicht mehr ein Freund von Tän-
deleyn;
„Wenn ich was leſen ſoll, ſo muß es gründlich
ſeyn. „

Und noch viel tödtender! Er eilt, der große
Kenner,
Eraſt, der ſchöne Geiſt und aller Muſen Gönner,
Er eilt, und reißt das Buch dem Hofrath aus der
Hand:
„Gewiß, nicht wenig iſt dem Shakeſpear hier ent-
wandt,
„Und auch dem Sophokles. — Doch wett ich
auf mein Leben,
„Daß uns Virginia Emilien gegeben. —
„Zwar der Decemvir gleicht wohl Leßings Prin-
zen nicht —
„Das Pathos find ich ſchön; noch ſchöner das Geſicht,
„Das Conti uns gemalt — Die Situationen,
„Der lebende Contraſt, die Sitten der Perſonen, —
„Das alles iſt ſehr ſchön, und die Entwicklung gut,
„Und recht ein Meiſterſtück die mütterliche Wut!

N. Ja freylich, nur zu wahr! Doch giebt es andre Richter
Und Seelen voll Gefühl; für diese sey ein Dichter.
D. So sprich, was ist zu thun, wenn selbst unedler Neid
Die besten unter uns durch Eifersucht entzweyt?
Soll ich durch Schmeicheley die Stimmen mir erkaufen?
Soll ich zu den Partheyn gebückt mit Weihrauch laufen?
Der Leser Hälfte blind, die andre laulicht sehn,
Der Zeitungsschreiber Lob durch baares Geld erflehn,
Um einen Vorbericht die großen Dichter bitten,
Damit sie meinen Werth durch Lob und Zank erstritten?
Soll ich denn ihnen selbst mein schönes Werkchen weihn,
Und prahlen, so wie R*, ihr trauter Freund zu seyn?
Soll ich dem Tadler stolz Hohn und Verachtung geben,
Den, der mich wieder lobt, bis zum Olymp erheben?
Bis zu Verbeugungen vor dem Verleger stehn,

Von

Von dem, der mich verwirft, hin zu dem andern
gehn,
Um endlich, meinen Vers, zur Strafe meiner Sün-
den,
Wie eine Mordgeschicht, — genug — gedruckt
zu finden,
Soll ich durch Unterschrift die Käufer zu mir ziehn,
Und selbst Verleger seyn, und alle Welt bemühn,
Und hören, (wenn sie bald den Werth der Waare
suchen,
Wenn sie ihr Geld bereun,) mich und mein Werk
verfluchen?
Doch dieses nur beyher. — Wenn aber Unver-
stand,
Wenn Bosheit und Betrug den Richterstuhl ent-
wandt, —
Wenn U** — N. Sachte, Freund — ich bit-
te — keine Namen;
Dir selber schadest du — Säe nicht der Zwie-
tracht Samen!
D. Wenn Ziegra, Wittenberg — N. Ich sage
dirs, halt ein!
D. Wenn sie das Heiligthum der Musen stolz ent-
weihn,

Wenn

Wenn Klopstocks Singgedicht der eine schaal gefunden,
Der andre Kamlers Flug mit seinem Bley gebunden;
Dann bringt — und muß es nicht? — gerechte Wut mich auf,
Ich schließe als Poet den kurzen Lebenslauf.
Viel lieber will ich so mein kleines Pfund vergraben,
Als Tadel oder Lob von solchen Richtern haben.
Doch alles ist dieß nicht. Gesezt, ich bin bekannt,
Gesezt, mein Name wird mit Beyfall nur genannt:
Gehab dich wohl, o Ruh, für mich bist du verlohren!
Was seh ich? Wer entreißt mich dieser Menge Thoren? —
Hier wird ein Paar getraut — Dort ist ein Todesfall;
Und jeder wartet schon auf meiner Leyer Schall!
„Du kennst die junge Braut, du theilest ihre Freude — —„
Gut, daß ich nicht ein Amt als Stadtpoet bekleide!
„Doch du beweintest ja den früh entrißnen Mann —„

Was hilft es, wenn ich noch so tragisch klagen
kann?
Itzt reiset ein Student, und läßt sich bey mir
melden:
Er weist in seinem Buch mir erst des Witzes Helden.
Denn läßt er gütig mir die Wahl des Blattes frey,
Zu zeigen, daß ich auch für ihn ein Dichter sey.
Nun bringt ein Autor mir ein Alphabet, beschrieben;
Ha, wär' ich armer Thor doch unberühmt geblieben!
Mein Urtheil, sagt er zwar, doch er begehrt mein
Lob.
O, welche schwere Wahl! — Wenn ich sein Werk
erhob,
Um seiner los zu seyn, läßt er die Welt es wissen:
Sagt' ich den Tadel frey, — wird er die Ruthe
küssen? —
Ich eile, nun befreyt, zum schattenreichen Hain,
Der Schönheit der Natur mich als ein Mensch zu
freun:
Auch da weiß mich Krispin zu suchen und zu finden.
Er spricht vom jungen May, von zephyrlichen
Winden,
Liest mir ein neu Gedicht, das ich verwünsche, vor,
Und quälet mit Geschwätz mein schon betäubtes Ohr,

Ja

Ja, ist so grausam noch, fest den Entschluß zu fassen,
Mich heute Abend nun nicht wieder zu verlassen.
N. Noch bist du nicht so weit! Es ist ein schöner Traum,
Besiege dich nur selbst; gieb eitler Furcht nicht Raum!
D. Setz ich auf Titelblatt in Laubwerk und in Rahmen,
Wie, oder soll ich nicht? den roth gedruckten Namen?
Wähl ich das Erste: gut! Denn ist das Urtheil leicht:
Ein Neuling! — erste Frucht — noch unreif — ziemlich seicht!
Doch, bleib' ich ungenannt: wer wird mich Armen! loben?
Nicht selten hat man so den ärgsten Feind erhoben.
Dieß hat die Kritiker viel weiser schon gemacht,
Ein Fremder findet nichts, als Kaltsinn und Verdacht.
Die Schrift bestimmet nicht das Urtheil ihrer Hände,
Der Name nur allein, die Vorred' und das Ende!
Und — nimm die besten aus — die größte Zahl ist blind,

Wenn

Wenn Nicolai, Weiß und W** Richter ſind. —
Doch ein Muſäum kömmt! — Der Strom iſt
nicht zu hemmen,
Vor Lachen muß Sejan ſich in die Seiten ſtemmen.
Es ſtarrt mit offnem Maul den wunderbaren Mann,
Der ſo poßierlich ſchreibt, der Pöbel jauchzend
an. — —
Und du verlangeſt noch, ich ſoll den Saft der Reben
Und dieſen heitern Lenz für ſo ein Handwerk geben?

Von einem Ungenannten.

An Lenette.

Ein Gott der Freude ſezte Dich
Auf junge Roſen neben mich,
Als Du gebohren wurdeſt, nieder.
Die jungen Roſen blühten ſchön,
Vom Himmel freundlich angeſehn,
In jedem neuen Lenze wieder.

Da flochteſt Du der Blumen viel
Mit Lächeln um mein Saitenſpiel;

Da giengſt Du, liebliche Lenette!
Den ausgeſtorbnen Tannenhain,
Worinn ich traurte, zu erfreun,
Mir nach in Deiner Blumenkette.

So bald ich, meiner Wüſte nah,
Dich in der Blumenkette ſah,
Und hörte Dich in öden Gängen;
So wurde mir die Luft erhellt,
Der Tannenhain zum Roſenfeld
Und jeder Sturmwind zu Geſängen.

O beſtes Mädchen, wenn Du einſt
Dies Auge ſterben ſiehſt, und weinſt,
Dann komm in Deiner Blumenkette;
Dann, beſtes Mädchen! hänge Du,
Mit einem Blicke voller Ruh,
Die Roſen um mein Sterbebette.

J.

An eben dieſelbe.

Auf ein im October gefundenes Veilchen.

Ein frölicher Sylphe,
Der, wenn die Lerche ſich hebt,
Mit ihr in blauen Lüften ſchwebt;
Des Frühlings treuer Gehülfe,
Der ihm das Füllhorn reicht,
Und über zarte Knoſpen ſchleicht,
Und ihnen Wohlgeruche giebt,
Und jede Blume des Graſes liebt;
Ein Gott voll Unſchuld, wie die Blüthe
Der Linden im Thal,
Und voll beſcheidner Güte,
Wie nächtlicher Thau, bey Mondesſtrahl;
Der ſah von ſeinem Roſenbette,
Wo neben ihm ein Sylphen-Mädchen ſchlief,
Dich, Freuden athmende Lenette!
Wie Geiſter ſehen, ſah er tief
In deine liebliche Seele,
So lieblich, wie die grüne Höhle,
In deren Innerſtem ein Kind, das nie gewacht,
Das keine böſe That gedacht,

Ein kaum geborner Amor lacht.
Der fröliche Sylphe,
Der Gott voll Unschuld, wünschte sich, dein,
Und nicht des Frühlings Gehülfe,
Nicht seiner Sylphide Liebling zu seyn:
Er eilte durch den Hain,
Mit frischen Kränzen schön behangen,
Und küßte dich.
Jedoch auf deinen sterblichen Wangen
Verlohren seine Küsse sich
In einen Rosenduft, in eines Windes Wehen:
Nun stand der Gott, vom Lenz allein gesehen,
Und weinte bitterlich,
Denn alle Küsse verlohren sich.
Wo seine Thränen fielen,
Da sproß ein Veilchen empor,
Und eine von seinen Gespielen
Aus der Nymphen Chor,
Lispelt ihm ins Ohr:
Deine Küsse fühlen
Kan das Erden-Mädchen nicht;
Aber später, wenn die Farben
Jedes Blumenbeets erstarben,

Wenn der Winzer schon die Traube bricht,
Dann erscheint, dich zu beglücken,
Hier, vom alten Nord umschwärmt,
Deine Schöne, sich zu schmücken,
Und dies Veilchen abzupflücken,
Welches sich an ihrem Busen wärmt.

J.

Auf Adelaidens Fächer.

Der Fächer und Zephyr.

Der Fächer.

Zephyr, du Mädchenfreund!
Komm aus deinen Gebüschen;
Komm, wir wollen, vereint,
Adelaiden erfrischen.

Zephyr.

Vereint mit dir?
Ich, dessen rosigte Schwingen
Die ganze Natur verjüngen?
Es winken mir
Lilien und Narcissen;
Es rufen mich zu Tänzen und Küssen,

Im frölichen May,
Götter und Nymphen herbey.
Dich aber ſchuf die Tändeley,
Mein Säuſeln nachzuahmen;
Am Putztiſch eitler Damen,
Ein kleines Spielwerk ohne Nahmen,
Zur ewigen Sclaverey.
So wehe denn mit deinem gebrechlichen Flügel,
Du thörichtes Ding!
Und ich erwart', am Sonnenhügel,
Den goldnen Schmetterling.

Der Fächer.

Achte mich immer gering,
Du, mit deinem ſchönen Flügel,
Den der Himmel bethaut!
Ich, mit Adelaiden vertraut,
Und von ihrer Hand getragen,
Laſſe dir, in Frühlingstagen,
Deiner Blumengöttin Wagen,
Sonder Neid.
Denn, von dieſer Sterblichen getragen,
Eil' ich, oft geheime Klagen,
Oft ein Lächeln zu verſtecken,

Und

Und der Wangen Röthe zu decken,
Still besorgt, daß ihre Lieblichkeit
Dieser ungeheiligten Erde
Nur im Schleyer sichtbar werde.

J.

Ein Minnegesang.

Ich weiß der schönen Fräulein keine,
Die so gefällt
Der ganzen Welt,
Als Fräulein Sunnemann die Kleine!

Von Elb und Weser an die Seine
Sind gegen die —
Die Fräulein, wie
Golconder gegen Böhmer Steine!

Was gäb' ich, wäre sie die meine!
Der Britten Gold
Gäb' Etzebold *
Für ihre zarte Lipp' alleine!

* Ein Dichter aus den Zeiten der Minnesinger, hat diese zween Verse hergegeben.

Wir nennen ſie die gute Kleine,
Sie tanzt, ſie ſingt,
Sie hüpft, ſie ſpringt
Für Freuden oft auf einem Beine!

Der Cammerjunker, Herr von Eine,
Hält nicht von ihr
So viel, wie wir,
Denn neulich nennt' er ſie die Feine.

Die Fräulein Summemann die Kleine,
Die Gütigſte,
Die Ehrlichſte
Vom rothen Meere bis zum Rheine,

Die ſollte, lieber Herr von Eine,
Die Feine ſeyn?
Nein, ſag ich, nein,
Die Fräulein Hadloub iſt die Feine.

Die Fräulein Summemann die Kleine
Hält nicht zurück
Mit Red' und Blick,
Iſt ſanft und fromm, und nicht zum Scheine;

Was ich zuweilen launiſch meine,
Das meint auch Sie;
Und Sympathie
Macht, daß ſie ſchluchzt, wenn ich nur weine.

Bin ich in ihrem Birkenhayne,
Dann wünsch ich Ihr,
Dann wünsch ich mir,
Daß Liebe sich mit uns vereine.

Daß aber Sie, die gute Kleine,
Des Wunsches lacht,
Das, glaub ich, macht
Der Cammerjunker Herr von Eine.

Der Cammerjunker Herr von Eine
Der hüte sich,
Er kennet mich,
Den raschen Ritter an der Leine!

Verscheiden muß, wird Sie die Seine,
Nach Schuß und Stich,
Er, oder Ich,
Und das, bey seiner Ziegelscheune!

Dann aber, lieber Herr von Eine,
Wenn Ritter siegt,
Und Junker liegt,
Dann welch Gewinsel, welch Geweine!

Deswegen, lieber Herr von Eine,
Hielt ich dafür,
Sie ließen mir
Die Fräulein Sunnemann, die Kleine.

Gleim.

Der neue Pigmalion.

„Mich nun verlassen, Cynthio!
Mich nun auf ewig? Liebst du so
Die zärtliche Rosette?
Belohnst sie mit Verrätherey,
Und achtest wenig ihr Geschrey,
Am naßgeweinten Bette?

Verschmähst getreuer Liebe Gunst,
Da sie, behülflich deiner Kunst
Den Marmor zu beleben,
Zu deinen Venus-Bildern dir,
Was schön und artig war an ihr,
In Unschuld Preis gegeben?

Wohlan, Verräther! so vergiß,
Wer diese Hülle mir entriß
Mit seinen Schmeicheleyen?
Und ach! mit Küssen ohne Zahl,
Wer durfte mir zum erstenmal
Die junge Brust entweihen?

Du fliehst Rosettens Angesicht?
O Cynthio! so sprachst du nicht:
Du wirst es mir gestehen:
Als ich die Hülle faßte, gieng,
Und meine Heiligen behieng,
Aus Furcht, sie möchten sehen;

Als noch mein unverſtellter Blick,
Zu manchem hohen Meiſterſtück,
Am Morgen, dich entzückte;
Als ich, ſo bald der Abend kam,
Das Werkzeug deinen Händen nahm,
Und dich mein Arm beglückte?„

„Verzeih, Geliebteſte, verzeih!
Mein Ruf iſt eine Wüſteney,
Verborgen deinen Küſſen.
In Wäldern muß ich, fromm und wild,
Für jedes allzuſchöne Bild,
Nach dir geformet, büßen.

Im Himmel, o du gutes Kind!
Bekenn' es nur, im Himmel ſind
Nicht Heben und Dianen:
Da treffen wir uns wieder an;
Ich will indeß, ſo gut ich kann,
Für uns die Wege bahnen.„

Das treue Mädchen weinte Blut;
Und dennoch wandelte, voll Muth,
Der Heilige von dannen;
Bereits im Haar den goldnen Schein,
Im Kopfe nichts als Engelein,
Agneſen und Suſannen.

Nach einer kurzen Reiſe, kroch
Er in ein dunkles Felſenloch,
Und baute ſeine Zelle.

Dann trug er Steine in den Wald
Zuſammen, und die wurden bald
Zur artigen Capelle.

In tiefer Reue ſchnizt' er nun,
Vom Beten dann und wann zu ruhn,
Sich eine Magdalene,
Mit blonden Locken, dünner Tracht,
In allen Theilen wohlgemacht,
Bis auf die kleinſte Thräne.

Sie lag am Felſen jämmerlich,
So ſchön, daß auch ein Türke ſich
Mit ihr betrübet hätte.
Und wißt ihr, wem ſie ähnlich war?
An Auge, Buſen, Mund und Haar,
Der weinenden Roſette.

„Was ſeh' ich? Welche Prüfung! O!
Der Himmel will, deß bin ich froh,
Die ſtolze Bruſt zermalmen.
Ich folge williglich.„ Er bringt
Das Bild in ſein Capellchen; ſingt
Ihm lauter Klage-Pſalmen.

Und pflegt es mit geweihter Hand,
Und ſchenkt ihm täglich allerhand
An Blumen und an Kerzen.
Er ſeufzet, kniet ohn' Unterlaß;
Jedoch auf einmal ſchreckt ihn was
In ſeinem bangen Herzen.

Er geht, mit Zweifeln angefüllt,
Und ſucht, und flieht das ſchöne Bild,
Verändert ihm die Stelle;
Berührt es, jammert, bebt zurück,
Und ſchließet jeden Augenblick,
Und öffnet die Capelle.

Berühmt im ganzen Lande ward
Herr Cynthio, mit ſeinem Bart
Und ſeiner Magdalene.
Da kamen Pilger, weit und breit,
Matronen voller Heiligkeit,
Und manche junge Schöne.

Die opferten. Was half es ihm?
Und was dem innern Ungeſtüm
Sein Beten und Caſteyen?
Er ſchmachtete, verzehrte ganz:
Kein Faſttag und kein Roſenkranz
Vermocht' ihn zu befreyen.

An einem frühen Morgen ſchlug
Sein Herz ihn wach: Der Arme trug
Ein Lämpchen in die Mette.
O Bild! ſo reizend warſt du nie!
Sein Geiſt verirrte ſich; er ſchrie:
Ach, heilige Roſette!

Und alſobald erwärmte ſich
Der Marmor; ſeine Bläße wich;
Der Buſen ſchien zu beben;

Die

Die Augen glänzten allgemach;
Da lächelte das Bild, und sprach:
O Cynthio, mein Leben!

Rosette war es. Sie vergaß
Den Liebling nicht. Rosette saß
Bey seiner Magdalene.
„Vergönne, daß, in frommer Ruh,
Ich mit den Heiligen, wie du,
Mein Engel? mich versöhne.

Zu deinen Bildern hielt ich still,
Wenn du sie formtest, und ich will
Zur Buße mich bequemen.
Du magst zu einer Ursula,
Walpurgis und Cäcilia,
Von mir die Züge nehmen.„

Das that er; und im ganzen Land,
Auf Märkten und an Wegen, stand,
Von allen um die Wette
Bekränzt, in Weihrauch eingehüllt,
Mit einer Glorie, das Bild
Der lachenden Rosette.

J. G. Jacobi.

Petrarch

Petrarch und Laura.

Petrarch und Laura, Heilige der Liebe!
Wer eure Nahmen höret oder lieſt, der fühlt
In ſeinem Herzen Etwas eurer Liebe!
Petrarch und Laura! — — Wer es fühlt,
Der ſeufzt, iſt er Petrarch, er ſeufzt und klaget,
Daß keine Laura, keine Laura mehr
Zu finden ſey; und, iſt ſie Laura, dann ſo klaget
Die arme Zärtliche noch mehr,
Daß kein Petrarch, kein einziger zu finden
Auf Erden ſey, und ſeufzt, Petrarch, zu dir
Im Himmel, ſtirbt, dich dort zu finden,
Und deine Laura dir zu nehmen, Treuer, dir!
Ach wäre ſie lebendig doch geblieben,
Die arme Zärtliche! So zärtlich, wie
Petrarch und Laura, wollten wir uns lieben;
Und, lebt ſie noch, ihr Götter! wo iſt Sie?

Gleim.

Der

Der Tod
der Alten und der Neuen.

Der Tod der Neuen iſt ein Knochen-Mann,
Der unbarmherzig uns mit einer Senſe droht,
Und ſeine Zähne weiſt und prahlt: Ich bin der Tod,
Der keines Menſchen ſchonen kann!
Mit Schrecken ſehn wir ihn!
Uns graut vor ſeiner Todten-Schaar,
Und könnten wir, wir würden ihm entfliehn.

Der Tod der Alten war
Ein ſchöner Jüngling: zärtlich, voll Erbarmen.
Elende trug er auf den Armen
Das Jammerthal hinaus, o Himmel! deſſen Blumen
Nicht ihnen blüheten,
Das Jammerthal hinaus, o Himmel! deſſen Blumen
Nicht ihnen Balſam dufteten,
Hin, in Eliſien.

Gleim.

Die

II.

Die Abderiten.

Eine sehr wahrscheinliche Geschichte.

Vorbericht des Verfassers.

Diejenigen, denen etwan daran gelegen seyn möchte, sich der Wahrheit der bey dieser Geschichte zum Grunde liegenden Thatsachen und characteristischen Züge zu vergewissern, können, wofern sie nicht Lust haben, solche in den Quellen selbst, nemlich in den Werken eines Herodots, Diogenes Laertius, Athenäus, Aelians, Plutarchs, Lucians, Paläpharus, Cicero, Horaz, Petron, Juvenal, Valerius, Gellius, Solinus, u. a. aufzusuchen, sich aus den Artikeln Abdera und Demokritus in dem Baylischen Wörterbuche überzeugen, daß diese Abderiten nicht unter die wahren Geschichten

im Geschmacke der Lucianischen gehören. So-wohl die Abderiten als ihr gelehrter Mitbürger Demokritus erscheinen hier in ihrem wahren Lichte; und wiewohl der Verfasser, bey Ausfüllung der Lücken, Aufklärung der dunkeln Stellen, Hebung der würklichen und Vereinigung der scheinbaren Widersprüche, die man in den vorbemeldten Schriftstellern findet, nach unbekannten Nachrichten gearbeitet zu haben scheint: so werden doch scharfsinnige Leser gewahr werden, daß er in allem diesem einem Gewährsmanne gefolget ist, dessen Ansehen alle Aeliane und Athenäen zu Boden wiegt, und gegen dessen einzelne Stimme das Zeugnis einer ganzen Welt, und die Entscheidung aller Amphictyonen, Areopagiten, Decemvirn, Centumvirn und Ducentumvirn, auch Doctoren, Magistern und Baccalauren, saint und sonders ohne Würkung ist, nemlich, der Natur selbst.

Sollte

Sollte man dieses Werklein als einen, wiewohl geringen Beytrag zur Geschichte des menschlichen Verstandes ansehen wollen, so läßt sichs der Verfasser sehr wohl gefallen; glaubt aber, daß es dann weder mehr noch weniger sey, als was alle Geschichtbücher seyn müssen, wenn sie nicht mit der schönen Melusine, und dem kleinen König Laurin, dem Gezwerg, in Eine Classe gestellt seyn wollen.

Sollte aber jemand auf die Gedanken kommen, daß diese Abderiten wohl eine Art von Satyre auf kleine Republiken seyn könnten: so lassen wir ihm unverhalten, daß es wenigstens des Verfassers Meynung nicht gewesen, eine Satyre zu schreiben; es wäre dann, daß man diesem Wort eine Bedeutung geben wollte, vermöge welcher jede Geschichte zur Satyre würde. Wessen Schuld ist es, wenn die Abderiten lächerlich sind? Gewiß des Autors nicht; denn es hieng nicht von ihm ab, zu

machen, daß die Abderiten keine Abderiten seyn sollten; und wer deßwegen über ihn grißgrämen wollte, würde mit gleichem Recht über einen Mahler zürnen, der den Homerischen Thersites häßlich gemahlt hätte. Ein Mahler kann Ideale, Bildnisse, oder Groteſken machen, je nachdem es ihm gefällt; aber Ideale und Groteſken sind keine Bildnisse; und wenn es sich zutrift, daß sie jemanden ähnlich sehen, so hat vermuthlich Natur oder Zufall die Schuld daran. Es ist schwer, sich in Gedanken zu einem Grade von Schönheit zu erheben, der das schönste in der Natur merklich übertreffe; aber vielleicht ganz unmöglich, eine Karrikatur zu erfinden, die keinem Geschöpfe Gottes ähnlich sehe.

Die

Die Abderiten.

I.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien, verliert sich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns sehr gleichgültig seyn, ob sie ihren Namen von Abdera, einer Schwester des berüchtigten Diomedes, Königs der Bistorischen Thrazier (*) — der ein so großer Liebhaber von Pferden war, und deren so viel hielt, daß er und sein Land endlich von seinen Pferden aufgefressen wurde (**) — oder von Abderus, einem Stallmeister dieses Königs, oder von Abderus, dem Liebling des Herkules, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhunderte nach ihrer ersten Gründung, vor Alter wieder zusammen gefallen, als Timesius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreyßigsten Olympiade, unternahm, sie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarschaft aufkommen lassen wollten, liessen ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeit zu geniessen (***); Sie trieben ihn wieder fort, und

(*) Solin. Polyhist. c. x. (**) Palaephat. de Incredib. erklärt auf diese Weise die Fabel, daß dieser Fürst seine Pferde mit Menschenfleisch gefüttert habe, und ihnen endlich selbst vom Herkules zur Speise vorgeworfen worden sey.

(***) Herodot. I. 43.

an den Gliedern, ist es nicht minder merkwürdig.

Der Mensch will immer mehr in sich, als er ist, und will immer mehr, als er ist.

Wenn ich mich recht erinnere, so sagte Sokrates, man müsse nicht so sehr wissen, als wissen wollen

ein so feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen seyn sollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. — „Und warum dies?„

(Diese Frage wird uns nicht von den Gelehrten unter unsern Lesern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher schreiben, wenn alle Leser so gelehrt wären, als der Autor? Die Frage: Warum dies? ist allemal eine sehr vernünftige Frage. Sie verdient, wo die Rede von menschlichen Dingen ist, allemal eine Antwort; und wehe dem, der verlegen oder beschämt, oder ungehalten wird, wenn er sich auf warum dies vernehmen lassen soll. Wir unsers Orts würden die Antwort ungefodert gegeben haben, wenn die Leser nicht so hastig gewesen wären. Hier ist sie!

Teos war eine Athenienſische Colonie, von den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienser waren von jeher ein munteres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athenienser, nach Jonien versezt, gewannen, unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder-Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebürge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Jonischen Griechen die Günstlinge der Musen. Home-

tur stets war, die größere Wirksamkeit durch
mehr ein Ganzes. Der Leserinnen Gefange,
die Weiblichen Zirkel (der Weiblichen wieder
Novellen und Romanen) erkennen Jemand
als Parteiend. Der Herzog der Einen, Al-
cade, die glühende Sapphon, Amaranth, der
Sänger — die Absolute, die Einzige — Zerlet-
tine, Mirabeau, der Grazien wenig oder Nie-
mand. Wenn aber ein gebornes Talent,
Gottes Segen mehrere treuen in Jünglings von
achtzehn Jahren spricht, (meine andern Bemer-
kungen sind bey) als seine Mitschwester und
Jahren gegen ihnen; und zum
Beweis, daß er seine den sichersten und
weisesten jener mehr preist, — sing er drey
den sind an ein vorzüglichen Mädchen, (in
Bernstein Lustspiele des Titel und Weiblich)
weniger als gemeiner weiter Theaterer den mit
der Zweifeln Gesetze, die seinen Lieben eigen
ist, auf eine ganz besondere Art erfüllen.

Wer sollte nun nicht denken, die Tyer —
in ihren treuen Leserinn Arbeiten — so
lange Zeit in Jünglen eingeschränkt — Mitbe-
ge eines Zuschauers — sollten auch in Ver-
stand den Charakter eines geistreichen Weibs
bewahrter haben? Allein (was auch die Urs-
sache davon ermessen sein mag) das Gegentheil
ist unser Gewicht. Lesen Sie nur Mrs. Ade-
Ardeviere, so sichtigen sie aus der Art, daß
doch sie ihre verwandte Weiblichkeit ganz ver-
loren,

kehren, und sich in Ehrfurcht vor ihnen beugen, wie Unwesen sie beherrscht? — Aber dem Fürsichter nahet nur eine wundervolle Verordnung; und der Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über die Vernunft, daß sie dieser niemals wieder weichen war, sie ein bildete. Es mangelte den Aberglauben nie an Priestern; aber diese pflegten nur Gehilfen auf der Gelegenheit, wo sie anwendbar waren, aber kamen erst, wenn die Gelegenheit vorhanden war. Sie brauchten sich, aber immer nur einen Augenblick zu bedienen, was sie sagen wollten; aber wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge davon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu sagen. Zum Unglück erbrachte sich doch selten die Gelegenheit auch nur über Handlungen; denn sie konnten selbst sie so von sich entfernt wissen. Dies zog denn den Vortheil der Unbekümmertheit zu; aber sie Gelegenheiten handelt, daß sie dieses besser gieng, wenn sie sich bekannten. Manchen sie (welches ziemlich oft begegnete) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in der Angelegenheiten etwas zu meinen Wohne recht klug, und ernstliche Vorbereitungen machen, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Verschlingungen die lächerlichsten ergreifen würden.

(c) *Journal.* Jahrg X. v. 98.

Die Kirche selbst, ein Gebäude von
ist 30 Ellen lang, 20 breit und 20 hoch.
Sie hat 3 Altäre, 3 Thüren, 3 Fenster,
Thürme, 3 Glocken, 3 Orgeln, 3 Kanzeln,
Beichtstühle, 3 Lampen, 3 Leuchter, 3 Kelche,
Messbücher, 3 Kasein, 3 Alben, 3 Stolen,
Manipel, 3 Cingula, 3 Humerale, 3 Pallen,
Corporale, 3 Purificatorien, 3 Velen, 3 Bursen,
Kreuze, 3 Bilder, 3 Weihwasserkessel, 3 Sprengwedel,
Rauchfässer, 3 Schiffe, 3 Chöre, 3 Gänge,
Gewölbe, 3 Fundamente, 3 Dächer, 3 Kirchhöfe,
Mauern, 3 Pforten, 3 Schlösser, 3 Schlüssel,
Kirchenväter, 3 Kirchenlehrer, 3 Evangelisten,
Apostel, 3 Jünger, 3 Propheten, 3 Patriarchen,
Engel, 3 Erzengel, 3 Cherubim, 3 Seraphim,
Throne, 3 Herrschaften, 3 Fürstenthümer, 3 Gewalten,
Tugenden, 3 Mächte

Ein anderes verbandeten sie sich, sie sich selbst, wo Venus von Cythere, in dem unter die Meerschaale des Proteus [illegible] unsichtbar sind. Und sollte auf einen Abend [illegible] gesetzt werden. Als [illegible] angelangt war, setzten sich Adonis in Cythere über die Schaale, ihre Venus; denn die Adonier haben sich sie seine Kenner und sonderwürdige [illegible] der Künste aus. Sie ist so schön, daß sie [illegible], um an einem niedrigen Platz zu stehen. Ein Mensch, das war Cyther so viel Ehre macht, und so viel gefester sey, kann nicht in sich aufgesetzt werden; sie muß das Erste sein, das den Frauen dem Cythere in die Augen fällt. Diesen glücklichen Gedanken setzten sie sich, da das kleine weibliche Bild auf einem Schiff von ebenso [illegible] und wiewohl es nur [illegible], so erkannt, es ein Venus oder einer Bildhauerinnen vorstellen sollte, so [illegible] sie doch als Frauenzimmer zu urtheilen, daß man nichts vollkommenes sehen könne.

Und dann, daß Beyspiele beweisen schon mehr als zu viel, daß man den Adoniern kein Unrecht thue, wenn man sie für warme Köpfe halte. Aber wir preisen ihn, ob sich ein Zug besser kann, der einen Charakter stärker zeichnen könne, als dieser: daß sie, (nach der Zeugnis (*) des Justinus) die Frösche in und

(*) Justin. Epit. L. XV. c. 2.

um ihre Stadt dergestalt aberkandt nehmen
lassen, daß in selber niemand anzutreffen wa-
ren, ihnen zukünftigen Mittwochen Platz zu machen,
und, bis zu Austrag der Sache, schlechter dem
Schluß der Kleinen Kessiander an einen dritten
Ort zu stehen. Dies unsäglich, schol die Ab-
theilung nicht ungewarnet. Ein weiser Mann,
der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange
zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der
Zeiser lag in der That blos an den Mitteln,
wodurch sie dem selben kommen wollten; wie-
wohl sie nur dazu gebraucht werden konnten, dies
einzusehen. Was ihnen geschehen? Den Raum
bekam keiner sollen, wer, daß sie kaum etliche
Morgen von Athen weggegangen waren, alle
ein Mensch von Kranichen und Gesandt
von Geranien ankamen, und ihnen alle ihre
Gesetze in den Augenschein nahmen. Kein einzi-
ger Athener nicht einer übrig blieb, der den
wiederkommenden Platz streitig machte, und
entgegen gestungen hätte.

2.

Keine Lust ist so dicke, kein Volk so barrie-
ret, daß der so unbesinnet, daß nicht gewisser ein
grosser Mann daraus hervorzuspringen pflegt, sagt
Juvenal. Pindarus und Epaminondas wur-
den in Theben erhoben, Aristoteles in Sta-
gira, Cicero in Arpinum, Virgil in Mantua,
Andre bey Mantua, Albertus Magnus zu
Lauingen, Martin Luther zu Eisleben, Sie-
ron

den 7. des Brach-Monats, in der Stadt Bern, und auch in allen andern Städten, Schlössern und Aemtern, so in Bern liegen. Diese Münz soll gehen, wie die Münz, so jetzt gehet, und soll auch gleich gut und schwer sein, wie die jetzige, und soll auch nicht leichter gemacht werden, bis es unsern Herren gefällt.

Und damit wir wissen, wie viel Gold und Silber wir haben, und wie viel wir jährlich ausgeben, so sollen unsere Herren Schaffner jährlich vor Ostern Rechnung thun, und was sie da ausgeben, das soll ihnen an ihrer Besoldung abgehen, und wo sie mehr ausgeben, als ihnen Besoldung gegeben ist, das soll ihnen auch abgehen. Und sollen auch Niemand Gelt noch Gut geben, als mit Willen und Wissen unserer Herren.

Wenn unsere Herren den Rat versammeln, so sollen sie Niemand Gelt geben, als mit Willen und Wissen des Rats.

Und wenn unsere Herren Rat halten, so soll man ihnen ein Essen geben.

Und wenn die Burgermeister Rat halten, soll man ihnen ein Essen geben.

Und wenn die Burgermeister Rat halten, soll man ihnen ein Essen geben.

Es sollen auch Niemand Gelt noch Gut geben, als mit Willen und Wissen des Rats.

Und wenn unsere Herren Rat halten, so soll man ihnen ein Essen geben.

Es sollen auch Niemand Gelt noch Gut geben, als mit Willen und Wissen des Rats

tus aus ihrem Mittel entsprang, so konnten sie eben so wenig dazu, als Lykurgus und seine Gesetze, wenn in Sparta ein Dummkopf oder eine Memme gebohren wurde.

Doch diese Nachläßigkeit, wiewohl sie eine dem Staat äusserst angelegene Sache betrift, möchte noch immer hingehen. Die Natur, wenn man sie nur ungestört arbeiten läßt, macht meistens alle weitere Fürsorge für das Gerathen ihrer Werke überflüßig. Aber wiewohl sie selten vergißt ihr Lieblingswerk mit allen den Fähigkeiten auszurüsten, aus welchen ein vollkommner Mensch gebildet werden könnte: so ist doch eben diese Ausbildung das, was sie der Kunst überläßt; und es bleibt also einem jeden Staate noch Gelegenheit genug übrig, sich ein Recht an die Vorzüge und Verdienste seiner Mitbürger zu erwerben. Allein auch hierinnen liessen die Abderiten sehr viel an ihrer Klugheit zu vermissen übrig; und man hätte schwerlich einen Ort finden können, wo für die Bildung des innern Gefühls, des Verstandes und des Herzens der künftigen Bürger weniger gesorgt worden wäre. Die Bildung des Geschmacks, d. i. eines feinen, richtigen und gelehrten Gefühls alles Schönen, ist die beste Grundlage zu jener berühmten Sokratischen Kalokagathie, oder innerlichen Schönheit und Güte der Seele, welche den liebenswürdigen, edelmüthigen, wohlthätigen

und

und glücklichen Menschen macht. Und nichts ist geschickter, dieses richtige Gefühl des Schönen in uns zu bilden, als wenn alles, was wir von der Kindheit an sehen und hören, schön ist. In einer Stadt, wo die Künste der Musen in der größten Vollkommenheit getrieben werden, in einer schön gebauten und mit Meisterstücken der bildenden Künste angefüllten Stadt, in einem Athen, gebohren zu seyn, ist daher allerdings kein geringer Vortheil; und wenn die Athenienser zu Platons und Menanders Zeiten mehr Geschmack hatten, als tausend andere Völker, so hatten sie es unstreitig ihrem Vaterlande zu danken.

Abdera führt in einem griechischen Sprüchworte (über dessen Verstand die Gelehrten, nach ihrer Gewohnheit, nicht einig sind,) den Beynahmen, womit Florenz unter den Italiänischen Städten prangt. Wir haben schon bemerkt, daß die Abderiten Enthusiasten der schönen Künste waren; und in der That, zur Zeit ihres größten Flors, das ist eben damals, da sie auf einige Zeit den Fröschen Platz machen mußten, war ihre Stadt voll prächtiger Gebäude, reich an Mahlereyen und Bildsäulen, mit einem schönen Theater und Musiksaal (Ωδειον) versehen, kurz, ein kleines Athen — den Geschmack allein ausgenommen. Denn zum Unglück erstreckte sich die wunderliche Laune, von welcher wir oben gesprochen haben, auch auf ihre Begriffe vom Schönen und An-

ständigen. Latona, die Schutzgöttin ihrer Stadt, hatte den schlechtesten Tempel; Jason, der Anführer der Argonauten, hingegen (dessen goldenes Vlies sie zu besitzen vorgaben,) den prächtigsten. Ihr Rathhaus sah wie ein Magazin aus, und unmittelbar vor dem Saale, wo die Angelegenheiten des Staats erwogen wurden, hatten alle Kräuter- Obst- und Eyerweiber von Abdera ihre Niederlage. Hingegen ruhte das Gymnasium, worinn sich ihre Jugend im Ringen und Fechten übte, auf einer dreyfachen Säulenreihe. Dieser Fechtsaal war mit lauter Schilderenen von Berathschlagungen, und mit Statuen in ruhigen oder tiefsinnigen Stellungen ausgeziert (*). Hingegen stellte das Rathhaus den Vätern des Vaterlandes eine desto reizendre Augenweide dar. Denn wohin sie in dem Saal ihrer gewöhnlichen Sitzungen die Augen warfen, glänzten ihnen schöne nackende Kämpfer oder badende Dianen und schlafende Bacchanten entgegen; und Venus mit ihrem Vuler im Netze Vulkans allen Einwohnern des Olympus zur Schau ausgestellt, (ein groses Stück, welches dem Sitz des Archons gegen über hieng,) wurde den Fremden mit einem Triumphe gezeigt, der den ernsten Phocion selbst genöthi-

(*) Was hier von den Abderiten gesagt wird, erzählen andre alte Schriftsteller von der Stadt Alabandus. S. *Cœl. Rhodog.* Lect. Ant. L. XXVI. cap. 25.

nächster Nähe, gar erschrecklich in seinem Lichte zu sehen. Der Kaiser hofmannlich dagegen sie hatte seinen sechs Städten und vier Gebieten vielen Willen dafür angetragen. Aber sie stunden sich nicht entschließen können, sich in so beschwerliche Strick einzugehen, zumal da er gerade die Städte und Gebiete, um eine ganze Seite der Markgrafschaft einzunehmen; und darüber hatte einer ihrer Landsleute in einem weitläuftigen, und ernstlichen Schreiben angeführten Werke die Besitzung des allerersten Stiftes dieser Gegenden und den Weg, wo sie stehe, sehr schattirend dargethan.

Wie würden nicht seufzen werden, wenn wir alle Unglückseligkeiten, worvon diese wunderwolle Republik winmelte, benennen wollten. In den dritten Theile der Stadt und, denen Quartieren zum Oppidum Antiqui, gehörte der Obmayrhof, oder Burgermeisters Gehöf, (denn der oberste Magistratsperson nen) zunächst Wärtinger den den getreidmarkischen Thürn, und Oberamtsherr dies des Munsterviertes. Dies hatte damals seinen zum Grund. Aber mit der Länge der Zeit änderen sich die Gründe der Gesetze; dies wurden alsdann durch buchstäbliche Erklärung ausgedehnt, und mußten also nach den veränderten Umständen umgegossen werden. Aber eine solche Betrachtung kam nicht in Absicht einer Stadt. Es hatte sich öfters zugetragen, daß ein Obmayrhof erwählt wurde,

der zwar die Gesetze ganz leidlich beschirmte, aber entweder schlecht sang, oder gar nichts von der Musik verstund. Was hatten die Abderiten zu thun? Nach häufigen Berathschlagungen machten sie endlich die Verordnung: „Der beste Sänger aus Abdera sollte hinfür allezeit auch Nomophylax seyn; und dabey blieb es, so lang Abdera stund. Daß der Nomophylax und der Vorsänger zwo verschiedene Personen seyn könnten, war in zwanzig öffentlichen Berathschlagungen keiner Seele eingefallen.

Es ist leicht zu erachten, daß die Musik, bey so bewandten Sachen, zu Abdera in grosser Achtung stehen mußte. Alles in dieser Stadt war musikalisch; alles sang, flötete und leyerte. Ihre Sittenlehre und Politik, ihre Theologie und Kosmologie war auf musikalische Grundsätze gebaut; ja, ihre Aerzte heilten sogar die Krankheiten durch Tonarten und Melodien. So weit scheint ihnen, was die Speculation betrift, das Ansehen der größten Weisen des Alterthums, eines Orpheus, Pythagoras und Plato, zu statten zu kommen. Aber in der Ausübung entfernten sie sich desto weiter von der Strenge dieser Philosophen. Plato verweiset alle sanften und weichlichen Tonarten aus seiner Republik; die Musik soll seinen Bürgern weder Freude noch Traurigkeit einflössen; er verbannet mit den Jonischen und Lydischen Harmonien

nien (*) alle Trink- und Liebes-Lieder; ja die Instrumente selbst scheinen ihm so wenig gleichgültig, daß er vielmehr die vielsaitigen, und die Lydische Flöte, als gefährliche Werkzeuge der Ueppigkeit, ausmustert, und seinen Bürgern nur die Leyer und die Cithar, so wie den Hirten und dem Landvolke nur die Rohrpfeife gestattet. So strenge philosophirten die Abderiten nicht. Keine Tonart, kein Instrument war bey ihnen ausgeschlossen, und — einem sehr wahren, aber sehr oft von ihnen mißverstandnem Grundsatze zufolge — behaupteten sie: daß man alle ernsthaften Dinge lustig, und alle lustigen Sachen ernsthaft behandeln müsse. Die Ausdehnung dieser Maxime auf die Musik brachte bey ihnen die widersinnigste Würkungen hervor. Ihre gottesdienstlichen Gesänge klangen wie Gassenlieder; allein dafür konnte man nichts feyerlichers hören, als die Melodie ihrer Tänze. Die Musik zu einem Trauerspiel war gemeiniglich komisch; hingegen klangen ihre Kriegslieder so schwermüthig, daß sie sich nur für Leute schickten, die an den Galgen gehen. Diese seltsame Widersinnigkeit erstreckte sich über alle musikalische Künste und über alle Gegenstände des Geschmacks. Ein Leyerspieler wurde in Abdera nur dann für vortreflich gehalten, wenn er die Sayten so zu rühren wußte, daß man eine

(*) Plato de Republ. L. III. Tom. opp. II. p. 398.

Flöte zu hören glaubte; und eine Sängerin, um bewundert zu werden, mußte gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. Die Abderiten hatten keinen Begriff davon, daß die Musik nur in so fern Musik ist, als sie das Herz rührt; sie waren wohl zufrieden, wenn nur ihre Ohren gekützelt, oder wenigstens mit nichtssagenden, aber vollen und oft abwechselnden Harmonien gestopft wurden.

Mit einem Worte, bey aller ihrer Schwärmerey für die Künste hatten die Abderiten keinen Geschmack; und es ahnte ihnen gar nicht, daß das Schöne aus einem höhern Grunde schön sey, als weil es ihnen so beliebte.

Dieses alles ungeachtet, konnte Natur, Zufall und gutes Glück mit zusammengesezten Kräften wohl einmal soviel zuwege bringen, daß ein gebohrner Abderite Menschenverstand bekam. Aber wenigstens muß man gestehen; wenn sich so etwas begab, so hatte Abdera nichts dabey geholfen. Denn ein Abderite war ordentlicher Weise nur in so fern klug als er kein Abderite war; — ein Umstand, der uns ohne Mühe begreiffen läßt, warum die Abderiten von demjenigen unter ihren Mitbürgern der ihnen in den Augen der Welt am meisten Ehre machte, immer am wenigsten hielten. Dies war keine ihrer gewöhnlichen Widersinnigkeiten. Sie hatten eine Ursache dazu, die so natürlich ist, daß es unbillig wäre, sie ihnen zum Vorwurf zu machen.

Diese

Diese Ursache war nicht (wie einige sich einbilden) weil sie z. Ex. den Naturforscher Demokritus — lange zuvor eh er ein grosser Mann war — mit dem Kreisel spielen oder auf einem Grasplatze Burzelbäume machen gesehen hatten;

Auch nicht: weil sie aus Neid oder Eifersucht nicht leiden konnten daß einer aus ihrem Mittel klüger seyn sollte als sie — denn — bey der untrüglichen Aufschrift der Pforte des Delphischen Tempels! — dies zu denken hatte kein einziger Abderite Weisheit genug, oder er würde von dem Augenblick an kein Abderite mehr gewesen seyn.

Der wahre Grund, meine Freunde, warum die Abderiten aus ihrem Mitbürger Demokritus, nicht viel machten, war dieser: weil sie ihn für keinen weisen Mann hielten.

„Warum das nicht?"

Weil sie nicht konnten.

„Und warum konnten sie nicht?"

Weil sie sich alsdann selbst für Dummköpfe hätten halten müßen. Und dies zu thun waren sie gleichwohl nicht widersinnisch genug.

Auch hätten sie eben so leicht auf dem Kopfe tanzen, oder den Mond mit den Zähnen fas-

sen, oder den Zirkel anbringen können, als einen Menschen, der in Allem die Eigenschaften war, für einen weißen Mann zu halten. Dies folgt aus einer Eigenschaft der menschlichen Natur, die schon zu Thales Zeiten bemerkt worden sein muß, und gleichwohl, die oft verrunt daraus folgerte — was daraus folgt, worüber ganz neu werken; die sie bisher fast niemanden Man ist, und dennoch im Leben alle Augenblicke vergessen wird.

3.

Demokritus — ich denke nicht, daß es Sie gerauen wird den Mann näher kennen zu lernen —

Demokritus war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er seinen Vater, einen der reichsten Bürger von Abdera, starb. Anstatt nun darauf zu denken, wie er seinen Reichthum erhalten, oder vermehren, oder auf die angenehmste oder sicherlichste Art durchbringen wolle, entschloß er sich, solchen zum Mittel der Verwohlkommung seiner Seele zu machen.

(„Ein Wort in ihr Ohr, Herr Autor —

— Sie sollen hernächst werden: aber sagen Sie Sich nicht dabey: sogar dieß Herren und Damen merken; Sie sehen d. da, daß Sie der einzige sind, den eine solche Frage einfällt.)

„Nun,

„Nun, was soll dies Geflüster?" — Um Vergebung, ich fahre fort.

„Aber was sagten die Abderiten zum Entschlusse des jungen Demokritus?"

Die guten Leute hatten sich nie träumen lassen, daß die Seele ein anderes Interesse habe als der Magen, der Bauch und die übrigen integranten Theile des sichtbaren Menschen. Also mag ihnen freylich diese Grille ihres Landsmannes wunderlich genug vorgekommen seyn. Allein, dies war nun gerade was er sich am wenigsten anfechten ließ. Er gieng seinen Weg fort, und brachte viele Jahre mit gelehrten Reisen durch alle festen Länder und Inseln zu, die man damals bereisen konnte. Denn wer zu seiner Zeit weise werden wollte, mußte mit eignen Augen sehen. Es gab noch keine Buchdruckereyen, keine Journale, Bibliothecken, Magazine, Encyklopädien, Realwörterbücher, und wie alle die Werkzeuge heissen, mit deren Hülfe man itzt, ohne zu wissen wie, ein Philosoph, ein Kunstrichter, ein Autor, ein Alleswisser wird. Damals war die Weisheit so theuer und noch theurer als — die schöne Lais; Nicht jedermann konnte nach Korinth reisen. Die Anzahl der Weisen war sehr klein; aber die es waren, waren es auch desto mehr.

Demokritus wollte nicht blos um der Menschen Thorheit und Verkehrtheiten zu belachen, wie Heraklit, noch blos um Priester und Gesetzlehrer aufzuziehen, wie Plato; oder um Tempel, Statuen, Gemählde und Altersthümer zu bewundern, wie Pausanias und Kyriker; oder um Pflanzen und Thiere einzusammlen und anderen Ländern zu bringen, wie Doctor Solander; sondern er wollte, um Natur und Kunst in allen ihren Wirkungen und Absichten, den Menschen in seiner Nachbarschaft und in allen seinen Entfernungen und Verschiedungen, roh und bearbeitet, komisch und unkomisch, gut und verthierisch, und die übrigen Dinge in allen ihren Beziehungen auf den Menschen kennen zu lernen. Die Antipoden in Xerxiopien (sagte Demokritus) sind freylich nur — Aeppen: Was ist ein Aeppe, um das erste, einzigste, einzige Studium einer Menschen zu sein? Aber, da nur ein einmal in Xerxiopien sind, fragen wir immer, nachher, auch die Aeppen nach. Es giebt eine Aeppe im Lande der Sterer, welche Mehrmon Menschen flicken und halten: wer weis ob es nicht auch am Rhine nützliche Aeppen giebt?

Wie dieser Arzt so denken hatte sich Demokritus auf seinen Reisen einen Schatz von Wissenschaft gesammelt, der in einen Augen alles Gold in den Schatzkammern des Königs von Indien und alle Perlen an den Küsten und Armen seiner Weiber werth war. Er kannte

kannte von der Ceder Libanons bis zum Schimmel eines arkadiſchen Käſes eine Menge von Bäumen, Stauden, Kräutern, Gräſern und Mooſen; nicht etwan blos nach ihrer Geſtalt, und nach ihren Nahmen, Geſchlechtern und Arten; er kannte auch ihre Eigenſchaften, Kräfte und Tugenden. Aber, was er tauſendmal höher ſchäzte als alle ſeine übrigen Kentniſſe, er hatte allenthalben, wo er es der Mühe werth fand ſich aufzuhalten, die Weiſeſten und die Beſten kennen gelernt. Es hatte ſich bald gezeigt, daß er ihres Geſchlechtes war. Sie waren alſo ſeine Freunde geworden, hatten ſich ihm mitgetheilt, und ihm dadurch die Mühe erſpart, eignen Fleiſſes, Jahre lang, und vielleicht doch vergebens, zu ſuchen, was ſie mit Aufwand und Mühe, oder auch wohl glücklicher Weiſe, ſchon gefunden hatten.

Bereichert mit allen dieſen Schätzen des Geiſtes und Herzens kam Demokritus, nach einer Reiſe von Zwanzig Jahren, zu den Abderiten zurück, die ſeiner beynahe vergeſſen hatten. Er war ein feiner, ſtattlicher Mann; höflich und abgeſchliffen, wie ein Mann, der mit mancherley Arten von Erdenſöhnen umgehen gelernt hat, zu ſeyn pflegt; ziemlich braungelb von Farbe; kam von den Enden der Welt, und hatte ein ausgeſtopftes Krokodil, einen lebendigen Affen, und viele andere ſonderbare Sachen mitgebracht. Die Abderiten ſprachen etliche Tage von nichts anderm als von ihrem

Mit-

Mitbürger Demokritus, der wiedergekommen war, und Affen und Krokodile mitgebracht hatte. Allein in kurzer Zeit zeigte sichs, daß sie sich in ihrer Meynung von einem so weit gereiseten Manne sehr verrechnet hatten.

Demokritus war von den wackern Männern, denen er indessen die Besorgung seiner Güter anvertrauet hatte, um die Hälfte betrogen worden, und gleichwohl unterschrieb er ihre Rechnungen ohne Widerrede. Natürlicher Weise mußte dies der guten Meynung von seinem Verstande den ersten Stoß geben. Die Advocaten und Richter wenigstens, die sich zu einem einträglichen Processe Hofnung gemacht hatten, merkten mit einem bedeutenden Achselzücken an, daß es bedenklich seyn würde einem Manne, der seinem eignen Hause so schlecht vorstehe, das gemeine Wesen anzuvertrauen. Indessen zweifelten die Abderiten nicht, daß er sich nun unter die Mitwerber um ihre vornehmsten Ehrenämter stellen würde: sie berechneten schon, wie hoch sie ihm ihre Stimme verkauffen wollten, gaben ihm eine Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte, Base, Schwägerin zur Ehe, überschlugen die Vortheile, die sie zur Erhaltung dieser oder jener Absicht von seinem Ansehen ziehen wollten, wenn er einmal Archon, oder Oberrichter, oder Priester der Latona seyn würde, u. s. w. Aber Demokritus erklärte sich, daß er weder ein Rathsherr von Abdera, noch der Ehgemahl einer Abderitin

seyn

seyn wollte, und vereitelte dadurch abermal alle ihre Anschläge. Nun hofte man wenigstens durch seinen Umgang in etwas entschädiget zu werden. Ein Mann, der Affen, Krokodile und zahme Drachen von seinen Reisen mitgebracht hatte, mußte eine ungeheure Menge Wunderdinge zu erzählen haben. Man erwartete, daß er von zwölfellenlangen Riesen und von sechs Daumen hohen Zwergen, von Menschen mit Hund- und Esels-Köpfen, von Meerfrauen mit grünen Haaren, von weissen Negern, und blauen Centauren sprechen würde. Aber Demokritus log so wenig, und in der That weniger, als ob er nie über den Thrazischen Bosphorus gekommen wäre.

Man fragte ihn, ob er im Lande der Garamanten keine Leute ohne Kopf angetroffen habe, welche die Augen die Nase und den Mund auf der Brust tragen; und ein abderitischer Gelehrter (der, ohne jemals aus den Mauern seiner Stadt gekommen zu seyn, sich die Mine gab, als ob kein Winkel des Erdbodens wäre, den er nicht durchkrochen hätte), bewies ihm in grosser Gesellschaft, daß er entweder nie in Aethiopien gewesen sey, oder dort nothwendig mit den Agriophagen, deren König nur ein Auge über der Nase hat, mit den Sambern, die allezeit einen Hund zu ihrem König erwählen, und mit den Artabatiten, die auf allen Vieren gehen, Bekanntschaft gemacht haben müsse (*).

Und

(*) Plin. Naturgesch. B. VI.

Und wofern Sie sie in den äussersten Theil des südwestlichen Africagens unter Anleitung sind, suhr der Gelehrte Mann fort, so sind sie gewiß, daß Sie ein Wolf ohne Augen ausgroßen haben, und ein andres, wie die kunstlichen so kleinen Mund sahen, daß sie ihre Suppe durch Strohhalmen eingeschlürfen genöthiget sind (*).

Demohnerachtet bewiesen diese Kaker und Wolfe daß er sich nicht weniger dies Thier gefallen ließ.

Wenigstens, sagte jener, haben Sie in Indien Menschen angetroffen, die nur ein einziges Auge und die Füße verkehrt, das ist, wie andre gemacht, wegen der ausserordentlichen Breite ihres Fußes so gebraucht auf dem Boden herumtrieben, daß man ihnen zu Schutz sonnen nachkommen kan (**). Und was sagten Sie dazu, wie Sie in der Quelle des Ganges ein Wolf entdeckten, das eine alte Schlangenhaut vom blossen Gerucht wilder Aepfel lebt (***)?

O Ersahlen Sie uns doch, riefen die sämmtlichen Anwesenden, erzählen Sie doch diese

Dem-

(*) Solin. C. XXX. auch Plinius Mela, und andere Alte und Neuere, welche von die sen Mundmenschen, von denen hier die Rede ist, für unrichtig Geschrey Gutes zu geben sein Phantasie klagen.

(**) Solinus aus dem Kusias. (***) Ebendaselbst.

Demokritus! Was müßten Sie uns nicht erzählen können, wenn Sie nur wollten!

Demokritus schwur vergebens, daß er von allen diesen Wundermenschen in Aethiopien und Indien nichts gesehen noch gehört habe.

Aber was haben Sie denn gesehen, fragte ein runder dicker Mann, der zwar weder einäugig war wie die Agriophagen, noch eine Hundsschnauze hatte wie die Cynolgen, noch die Augen auf den Schultern trug wie die Onophtalmen, noch vom blossen Geruche lebte wie die Paradiesvögel; aber doch gewiß nicht mehr Gehirn in seinem grossen Schädel trug als ein Mexicanischer Colibrit, ohne darum weniger ein Rathsherr von Abdera zu seyn: aber was haben sie denn gesehen, sagte Wanst, Sie der zwanzig Jahre in der Welt herum gefahren sind, wenn Sie nichts von allem dem gesehen haben, was man in fernen Landen wunderbares sehen kann?

Wunderbares? versezte Demokritus lächelnd; Ich hatte so viel mit Betrachtung des Natürlichen zu thun, daß ich fürs Wunderbare keine Zeit übrig behielt.

Nun das gesteh ich, erwiederte Wanst; das verlohnt sich auch der Mühe, alle Meere zu durchfahren, und über alle Berge zu steigen, um nichts zu sehen, als was man zu Hause eben so gut sehen konnte!

Demo-

Demokritus zankte sich nicht gerne mit den Leuten um ihre Meynungen, am allerwenigsten mit Abderiten; und gleichwohl wollt' er auch nicht, daß es aussehen sollte, als ob er gar nichts sagen könne. Er suchte unter den schönen Abderitinnen, die in der Gesellschaft waren, eine aus, an die er das richten könnte, was er sagen wollte; und fand eine mit zwey grossen Junonischen Augen, die ihn, trotz seines vieljährigen Studiums der Physionomie, verführten, ihrer Eigenthümerin mehr Verstand oder Empfindung zuzutrauen, als den übrigen. Was wollten Sie, sagte er zu ihr, daß ich, zum Exempel, mit einer Dame die die Augen auf der Stirne oder am Ellebogen trüge, hätte anfangen sollen? oder was würde mirs nun helfen, wenn ich noch so gelehrt in der Kunst wäre das Herz einer Menschenfresserin zu rühren? Ich habe mich immer zuwohl befunden, mich der sanften Gewalt von zwey schönen Augen, die an ihren natürlichen Platze stehen, zu überlassen, um jemals eine Versuchung zu bekommen, das grosse Stierauge auf der Stirn einer Cyklopin zärtlich zu sehen.

Die Schöne mit den grossen Augen, zweifelhaft was sie aus dieser Anrede machen sollte, gukte dem Mann, der so sprach, mit stummer Verwunderung in den Mund, lächelte ihm ihre schöne Zähne vor, und sah sich zur rechten und linken Seite um, als ob sie den

Verstand

Verstand seiner Rede suchen wollte. Die übrigen Abderitinnen hatten zwar eben so wenig davon begriffen; weil sie aber aus dem Umstande, daß er sich gerade an die Großäugige gewendet hatte, schlossen, er habe ihr etwas Schönes gesagt, so sahen sie einander jede mit einer eignen Grimasse an; diese rümpfte eine kleine Stumpfnase, jene zog den Mund in die Länge, eine dritte spitzte den ihrigen, der ohnehin groß genug war, eine vierte riß ein paar kleine Augen auf, eine fünfte brüstete sich mit zurückgezogenem Kopfe, u. s. w.

Demokritus sah es, erinnerte sich, daß er in Abdera war, und schwieg.

4.

Schweigen — ist zuweilen eine Kunst; aber doch nie eine so grosse, als uns gewisse Leute glauben machen wollen, die dann am klügsten sind, wenn sie schweigen.

Wenn ein weiser Mann sieht, daß er es mit Kindern zu thun hat, warum sollt' er sich zu weise dünken, nach ihrer Art mit ihnen zu reden?

Ich bin zwar (sagte Demokritus zu seiner neugierigen Gesellschaft) aufrichtig genug gewesen, zu gestehen, daß ich von allem, was man will, das ich gesehen haben sollte, nichts gesehen habe: Aber bilden sie sich darum nicht ein, daß mir auf so vielen Reisen zu Wasser

und zu Lande nichts aufgestossen sey, daß Ihre Neubegierde befriedigen könnte. Glauben Sie mir, es sind Dinge darunter, die Ihnen vielleicht noch wunderbarer vorkommen würden, als diejenigen, wovon die Rede war.

Bey diesen Worten rückten die schönen Abderitinnen näher, und spizten Mund und Ohren; dies ist doch ein Wort von einem gereisten Mann, rief der kurze dicke Rathsherr, und des Gelehrten Stirne entrunzelte sich durch die Hofnung, daß er etwas zu tadeln und zu verbessern bekommen würde, Demokritus möchte auch sagen, was er wollte.

Ich befand mich einst in einem Lande, fieng Demokritus an, wo es mir so wohl gefiel, daß ich in den ersten drey oder vier Tagen, die ich darinne zubrachte, unsterblich zu seyn wünschte, um ewig darinne zu leben.

„Ich bin nie aus Abdera gekommen, sagte der Rathsmann; aber ich dachte immer, daß es keinen Ort in der Welt gäbe, wo es mir besser gefallen könnte, als in Abdera. Auch geht es mir damit gerade, wie Ihnen mit dem Lande, wo es Ihnen so wohl gefiel; ich wollte mit Freuden auf die ganze übrige Welt Verzicht thun, wenn ich nur ewig in Abdera leben könnte! Aber warum gefiel es Ihnen nur drey Tage lang so wohl in dem Lande?

Sie werden es gleich hören. Stellen Sie sich ein unermeßliches Land vor, dem die angenehmste Abwechslung von Bergen, Thälern, Wäldern, Hügeln und Auen unsere der Herbstzeit eigne einzige Freudigkeit und Herrlichkeit, allenthalben, wohin man sieht, das Ansehen des herrlichsten Lustgartens leiht. Alles angenehme und bewundrer, alles Häßliche und Feuchte, fast schmeichelnden ein ewiges Grün, und immer süße Schatten und Bäder von den höchsten Feuchtbäumen. Datteln, Feigen, Citronen, Granaten, die edle Pfirse, wie in Persien die Distel, wachsen; Oliven von Myrten und Lebkuchen; Zimmet und Cardamom, Pfefferstauden stehe und stocken vor der Hitze, sondern in dichten Büschen auf großen Bäumen nachdenkt, und voll aufgeblüht, wie die Pfirse meiner hohen Mittagsstunden.

Dies kann Demokritus nicht zur Gemüth? Die Schönen stehen die Hände vor der Augen und erröthen; denn, zum Unglück nur unter den Zonenlosen Lesern, die den Himmelsstrich, ein Gleichnis? Eine gemahlte Hütte; mehrmals sie nicht erwarteten, sich aufzuklären, so gar die Kenner?)

— und dort zeigeten Bäume von lieblichem Gesang unzählicher Arten von Vögeln belebt, und nie tanzten bunten Papageien zwischen den Zweigen in Sonnenglanz der Zauber belebt. Welch ein Land! Ich begreif' nicht, worum

warum die Gärtner der Liebe zu ihrem Metallen Garten keine weitere hätte, da sie doch mit Eisen in der Welt war. Wo hätten die Gegenden, am gesegnetsten zarten Himmel, als am Rande von Bächen und Quellen, wo zwischen kurzen dichten Gras vom lebhaftesten Grün, Lilien und Hyacinthen, und jeden Lenzmond neue schönere Blumen, die in unsrer Sprache keinen Namen haben, freywillig hervorblühen, und die Luft mit den wohlthätigsten Wohlgerüchen erfüllen?

Die schönen Abtheilungen hatten, wie leicht zu errathen ist, die Einbildungskraft nicht weniger lebhaft, als die Augen, mit ihren Gemählden, das ganze Blumenbeet, ohne daß an Arbeit zu denken, wäre, als ihre kleinen Seelchen aufsahen konnten. Einige saßen laut vor Bezauberung, andere sahen stumm, als ob sie die wunderbare Geweihe, die in ihrer Phantasie sich nun, wie Mond- und Nebelgebilder bewegten, in das Leben Land und Meer zu Hause, und die Paläste, die Canäle, wie sie sich zurück, schon über grünen Augen hob, und bekannt sah umgewandt am blumichten Rand einer bisher schönen Quellen, von Rosen und Cirrenpflanzen umflochten, und den tiefen dunklen Wolken von Jasbeerblüthen Platzen aus sie heraus wallten. Sie sing dann an in einer sanften Melodey, und mehrern Umdrehungen einzuschlummern, als sie einen Jüngling, sich mit Bachus, und bewegend wie

wie Amor zu ihren Füssen liegen sah. Sie richtete sich auf, ihn desto besser betrachten zu können, und sah ihn so schön, so zärtlich, daß die Worte, womit sie seine Verwegenheit bestrafen wollte, auf ihren Lippen erstarben. Kaum hatte sie —

Und wie meynen Sie, (fuhr Demokritus fort) nennt sich dies zauberische Land, von dessen Schönheiten alles, was ich davon sagen könnte, Ihnen kaum den Schatten eines Begriffs geben würde? Es ist eben dieses Aethiopien, welches mein gelehrter Freund hier mit Ungeheuern von Menschen bevölkert, die eines so schönen Vaterlandes ganz unwürdig sind. Aber eine Sache, die er mir für wahr nachsagen kann, ist: daß es im ganzen Aethiopien und Lybien, wiewohl diese Namen eine Menge verschiedener Völker umfassen, keinen Menschen giebt, der seine Nase nicht eben da trüge, wo wir, nicht eben so viel Augen und Ohren hätte, als wir, und kurz —

Ein grosser Seufzer von derjenigen Art, wodurch sich ein von Schmerz oder Vergnügen gepreßtes Herz Luft zu machen sucht, hob in diesem Augenblicke den Busen der schönen Abderitin, welche, während daß Demokritus in seiner Rede fortfuhr, in dem Traumgesichte, worinn wir sie zu belauschen Bedenken trügen, wie es scheint, auf einen Umstand gekommen war, an welchem ihr Herz auf die eine oder

andre Art sehr schöne Aussicht nahm. Da die übrigen Anwesenden nicht mussten kommen, daß die ganze Einrichtung einer Messe Messe mit dem Abbera unter einem Archetypischen Modernbaum, in einem Meer der Sünden Mutterschweinen, kannte zwar Vögel das Gleid der Liebe singen hören, konnte unter Papageien und einem Kanarienvogel Gesellschaft, und gute Unterhaltung, einen Jünglings mit vollen Locken und Gesichten singen zu hören Gelegenheit hatte, — so war es natürlich, daß man den besagten Fremder mit einem allgemeinen Gelächter empfing. Man begriff nicht leichter, daß die ganzen Worte Jungfrau die Ursache einer solchen Belustigung gewesen sein konnten. Was hieß Amen, Hosianna, riefen die Abderiten am Ende Mandel, indem sie sich sehr belustigt um sie sahen. Die schöne Lebendige, die in diesen Ausdrücken wieder gewesen wurde, war so weit, erschöpft und verschwunden, daß sie nicht ein Haarbreit, wenigstens es zu merken anfing, was es war, verschwere, daß ein paar Dinge solche alte Leute nur machen wurden; aber in seinem Herzen bewegte es, kannte seine Gemüthe nur mit Verner Farbe zu malen, und die Maler in Abderien. Gerechter Gott! dachte er, was für eine Gesellschaft! Was für Abderiten! Was meine schönen Jungfrauen sind? Die Marktfrau sagt: was meinen Sie, von welcher Farbe die Gemälde sind sie schönen Leuten sind?

„Von welcher Farbe? — Warum sollten sie eine andre Farbe haben als die übrigen Menschen? Sagten Sie uns nicht, daß sie die Nase mitten im Gesichte trügen, und in allem Menschen wären wie wir Griechen?"

„Menschen, ohne Zweifel; aber sollten sie darum weniger Menschen seyn, wenn sie schwarz, oder olivenfarb wären?

„Was meynen Sie damit?"

Ich meyne daß die schönsten unter den Aethiopischen Nationen, (nemlich diejenigen, die nach unserm Maasstabe die schönsten, das ist uns die ähnlichsten sind) durchaus Olivenfarb wie die Egyptier, und diejenigen, welche tiefer im festen Lande und in den mittäglichsten Gegenden wohnen, vom Kopf bis zur Fußsole so schwarz und noch ein wenig schwärzer sind als die Raben zu Abdera.

„Was Sie sagen! — Und erschrecken die Leute nicht vor einander, wenn sie sich ansehen?"

Erschrecken? Warum dies? Sie gefallen sich sehr mit ihrer Rabenschwärze, und finden daß nichts schöners seyn kan.

„O das ist lustig! — rieffen die Abderitinnen! — Schwarz am ganzen Leibe, als ob

sie mit Pech überzogen wären, sich von Schönheit träumen zu lassen! Die Leute müssen dumm seyn! Haben sie denn keine Mahler, die ihnen den Apollo, den Bacchus, die Göttin der Liebe, und die Grazien mahlen könnten? Oder könnten sie nicht schon vom Homer lernen, daß Juno weisse Arme, Thetis Silberfüsse, und Aurora Rosenfinger hat?"

Die guten Leute haben keinen Homer, oder wenn sie einen haben, so dürffen wir uns darauf verlassen, daß seine Juno kohlschwarze Arme hat. Von Mahlern habe ich in Aethiopien nichts gehört. Aber ich sah ein Mädchen, dessen Schönheit unter seinen Landesleuten beynahe eben so viel Unheil anrichtete als die Tochter der Leda unter den Griechen und Trojanern; und diese africanische Helena war schwärzer als Ebenholz.

„O beschreiben Sie uns doch dies Ungeheuer von Schönheit" riefen die Abderitinnen, die, aus dem natürlichsten Grunde von der Welt, an dieser Unterredung unendlich viel Vergnügen fanden.

Sie werden Mühe haben sich einen Begriff davon zu machen. Stellen Sie Sich das völlige Gegentheil des Griechischen Ideals der Schönheit vor: die Grösse einer Grazie, und die Dicke einer Ceres (*); schwarze Haare, aber

(*) gemina et mammosa *Ceres* est ipsa — *Lucret.* L. IV.

aber nicht in langen wallenden Locken um die Schultern flieſſend, sondern kurz und von Natur kraus wie Schafwolle. Die Stirne breit und stark gewölbt, die Nase kurz, aufgestülpt, und in der Mitte des Knorpels flachgedrückt; die Wangen rund wie die Backen eines Trompeters, der Mund groß, —

(Philinna lächelte um zu zeigen wie klein der ihrige sey), die Lippen sehr dick und aufgeworfen, aber von der schönsten Corallenfarbe, und zwoo Reyhen von Zähnen wie die Perlenschnuren.

(Die Schönen lachten insgesamt, wiewohl sie keine andre Ursache dazu haben konnten, als ihre eignen Zähne zu weisen: denn was war sonst hier zu lachen?)

„Aber ihre Augen? fragte Lysandra —.

O was die betrift, die waren so klein, und so wasserfarbigt, daß ich lange nicht von mir erhalten konnte sie schön zu finden —

„Demokritus ist für Homers Kuhaugen wie es scheint, sagte Myris, indem sie einen höhnischen Seitenblick auf die Schöne mit den grossen Augen warf.

In der That, (versezte Demokritus, mit einer Mine, woraus ein Tauber geschlossen

hätte, daß er ihr die größte Schmeicheley sage) schöne Augen müßten sehr groß seyn, wenn ich sie zu groß finden sollte; und häßliche können, däucht mich, nie zu klein seyn.

Die schöne Lysandra warf einen triumphirenden Blick auf ihre Schwestern, und schüttete dann eine ganze Glorie von Zufriedenheit aus ihren grossen Augen auf den glücklichen Demokrit herab.

„Darf man wissen, was Sie unter schönen Augen verstehen? fragte die kleine Myris, indem sich ihre Nase merklich spizte.

Ein Blick der schönen Lysandra schien ihm zu sagen: Sie werden nicht verlegen seyn, die Antwort auf diese Frage zu finden.

Ich verstehe darunter Augen in denen sich eine schöne Seele mahlt, sagte Demokritus.

Lysandra sah albern aus, wie eine Person der man etwas unerwartetes gesagt hat, und die keine Antwort darauf finden kan. Eine schöne Seele! — dachten die Abderitinnen alle zugleich — Was für wunderliche Dinge der Mann aus fernen Landen mitgebracht hat! Eine schöne Seele! Dies ist noch über seine Affen und Papageyen!

Aber mit allen diesen Subtilitäten, sagte der dicke Rathsherr, kommen wir von der Hauptsache

ſache ab. Mir däucht, die Rede war von der ſchönen Helena aus Aethiopien, und ich möchte doch wohl hören, was die ehrlichen Leute ſo ſchönes an ihr finden konnten?

Alles, antwortete Demokritus.

So müſſen ſie gar keinen Begriff von Schönheit haben, ſagte der Gelehrte.

Um Vergebung, erwiederte der Erzähler; weil dieſe Aethiopiſche Helena der Gegenſtand aller Wünſche war, ſo läßt ſich ſicher ſchlieſſen, daß ſie der Idee von Schönheit glich, die Jeder in ſeiner Einbildung fand.

Sie ſind aus der Schule des Parmenides (*)? ſagte der Gelehrte, indem er ſich in eine ſtreitbare Poſitur ſezte.

Ich bin nichts — als ich ſelbſt, welches ſehr wenig iſt; erwiederte Demokritus halb erſchrocken; wenn Sie dem Wort Idee gram ſind, ſo erlauben Sie mir mich anders auszudrücken. Die ſchöne Gulleru — ſo nannte man die Schwarze, von der wir reden — Gulleru!

(*) Parmenides von Elea wird für den Erfinder der Lehre von den Ideen oder weſentlichen Urbildern gehalten, welche Plato in ſein Syſtem aufgenommen, und ſich ſo eigen gemacht hat, daß man ſie gewöhnlich nach ſeinem Nahmen zu nennen pflegt.

Gulleru! rieffen die Abderitinnen, indem sie in ein Gelächter ausbrachen, das kein Ende nehmen wollte; Gulleru! welch ein Name! — Und wie gieng es mit Ihrer schönen Gulleru? fragte die spitznasige Myris mit einem Blick, und in einem Tone, der noch dreymal spitziger als ihre Nase war.

Wenn Sie mir jemals die Ehre erweisen mich zu besuchen, antwortete der Philosoph mit der ungezwungensten Höflichkeit, so sollen Sie erfahren, wie es mit der schönen Gulleru gegangen ist. Izt muß ich diesem Herrn mein Versprechen halten. Die Gestalt der schönen Gulleru also —

Der schönen Gulleru, wiederholten die Abderitinnen und lachten von neuen; aber ohne daß Demokritus sich dismal unterbrechen ließ) — flößte zu ihrem Unglück den Jünglingen ihres Landes die stärkste Leidenschaft ein. Dies scheint zu beweisen; daß man sie schön gefunden habe; und ohne Zweifel lag der Grund, weswegen man sie schön fand, in allem dem warum man sie nicht für häßlich hielt.

Diese Aethiopier fanden also einen Unterschied zwischen dem was ihnen schön und was ihnen nicht schön vorkam; und wenn zehn verschiedene Aethiopier in ihrem Urtheil von dieser Helena übereinstimmten, so kam es vermuthlich daher, weil sie einerley Begrif von Schönheit und Häßlichkeit hatten.

„Dies

„Dies folgt nicht (sagte der Abderitische Gelehrte), konnte nicht unter zehn jeder etwas anderes an ihr liebenswürdig finden?“

Der Fall ist nicht unmöglich; aber er beweißt nichts gegen mich. Gesezt, der eine hätte ihre kleinen Augen, ein anderer ihre schwellenden Lippen, ein dritter ihre grossen Ohren bewundernswürdig gefunden: so sezt auch dies immer eine Vergleichung zwischen ihr und andern Aethiopischen Schönen voraus. Die übrigen hatten Augen, Ohren und Lippen, so wohl wie Gulleru. Wenn man also die ihrigen schöner fand, so mußte man ein gewisses Modell der Schönheit haben, mit welchem man z. E. ihre Augen und andre Augen verglich, und dies ist alles was ich mit meinem Ideal sagen wollte.

„Indessen (erwiederte der Gelehrte), werden sie doch nicht behaupten wollen, daß diese Gulleru schlechterdings die schönste unter allen schwarzen Mädchen vor ihr, neben ihr, und nach ihr gewesen sey? Ich meyne, die Schönste in Vergleichung mit dem Modelle wovon Sie sagten.“

Ich wüßte nicht warum ich dies behaupten sollte, versezte Demokritus.

„Es konnte also eine geben, die z. E. noch kleinere Augen, noch dickere Lippen, noch grössere Ohren hatte?“

Mögli-

Möglicher weise, so viel ich weiß.

„Und in Absicht dieser leztern gilt ohnezweifel die nehmliche Voraussetzung, und so ins Unendliche. Die Aethiopier hatten also kein Modell der Schönheit; man müßte dann sagen, daß sich unendlich kleine Augen, unendlich dicke Lippen, unendlich grosse Ohren denken lassen?“

Wie subtil die Abderitischen Gelehrten sind! dachte Demokritus. Wenn ich eingestund, sagte er, daß es ein schwarzes Mädchen geben könne, welche kleinere Augen oder dickere Lippen hätte als Gulleru, so sagte ich damit noch nicht, daß dieses schwarze Mädchen den Aethiopiern darum schöner hätte vorkommen müssen als Gulleru. Das Schöne hat nothwendig ein bestimmtes Maas, und was über solches ausschweift, entfernt sich eben so davon, wie das was unter ihm bleibt. Wer wird daraus, daß die Griechen in der Größe der Augen in der Kleinheit des Mundes ein Stück der vollkommenen Schönheit setzen, den Schluß ziehen, eine Frau, deren Augäpfel einen Daumen in Durchschnitt hielten, oder deren Mund so klein wäre, daß man Mühe hätte einen Strohhalm hineinzubringen, müßte von den Griechen für desto schöner gehalten werden?

Der Abderite war geschlagen, wie man sieht; und er fühlt' es. Aber ein Abderitischer Gelehrter

lehrter hätte sich eher erdrosseln lassen, als so was einzugestehen. Waren nicht Philinnen und Lysandren, und ein kurzer dicker Rathsherr da, an deren Meynung von seinem Verstand ihm gelegen war? Und wie wenig kostete es ihm, Abderiten und Abderitinnen auf seine Seite zu bringen? — In der That wußte er nicht sogleich, was er sagen sollte. Aber in fester Zuversicht daß ihm wohl noch was einfallen werde, antwortete er indessen durch ein hönisches Lächeln, welches zugleich andeutete, daß er die Gründe seines Gegners verachte, und daß er im Begriff sey, den entscheidenden Streich zu führen. „Ists möglich, rief er endlich in einem Ton, als ob dies die Antwort auf die lezte Rede des Demokritus sey (*), können Sie die Liebe zum Paradoxen so weit treiben, im Angesicht dieser Schönen, zu behaupten, daß ein Geschöpf, wie Sie uns diese Gulleru beschrieben haben, eine Venus sey?"

Sie haben vergessen, versezte Demokrit sehr gelassen, daß die Rede nicht von mir und diesen Schönen, sondern von Aethiopiern war. Ich behauptete nichts; ich erzählte mir was ich gesehen hatte. Ich beschrieb Ihnen eine Schönheit nach Aethiopischen Geschmack. Es ist meine Schuld nicht, wenn die griechische

Häß-

(*) Ein sehr gewöhnlicher Griff der Abderitischen Gelehrten und Kunstrichter.

Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit ist; auch seh ich nicht was mich berechtigen könnte, zwischen den Griechen und Aethiopiern zu entscheiden. Ich vermuthe, es könnte seyn, daß beyde recht hätten.

Ein lautes Gelächter, dergleichen man aufschlägt, wenn jemand etwas unbegreiflich Ungereimtes gesagt hat, wieherte dem Philosophen aus allen anwesenden Hälsen entgegen.

Laß hören, laß doch hören, rief der dicke Rathsherr, indem er seinen Wanst mit beyden Händen hielt, was unser Landsmann sagen kan, um zu beweisen, daß Beyde Recht haben! Ich höre für mein Leben gerne so was behaupten. Wofür hätte man auch sonst euch gelehrte Herren? — Die Erde ist rund; der Schnee ist schwarz; der Mond ist zehnmal so groß als der ganze Peloponesus; Achilles kan keine Schnecke im Laufen einhohlen, — Nicht wahr, Herr Antistrepsias? — Nicht wahr, Herr Demokritus? — Sie sehen, daß ich auch ein wenig, in ihren Mysterien eingeweyht bin. Ha, Ha, Ha!

Die sämtlichen Abderiten und Abderitinnen erleichterten sympathetischer weise ihre Lungen abermals, und Herr Antistrepsiades, der einen Anschlag auf die Abendmahlzeit des Jovialischen Rathsherrn gemacht hatte, unterstüzte gefällig das allgemeine Gelächter mit lautem Händeklatschen.

Demokritus war in der kunst sich mit
den Abderiten und den Abderiten mit ihm kurz-
weile zu machen. Zu viel, Ihnen irgend et-
was von ihren Nationals oder Individual-
Launen übel zu nehmen, kennt er zu gut
wohl, denen, die sie ihn nicht übel nehmen
Mann anstehen, die seinen Abderitischen Mit-
arbeitern auf seiner langen Wanderschaft recht
hatte und nun zu nichts nur war, als seine
mit seinen Einfällen zu necken und zu ver-
gnügen zu suchen. Er sahe also nachdem sich das
Gelächter über den lügenden Gastaf der beiden
Abderiten endlich gestillt hatte, wie Einem
gewöhnlichen Pöbelgras vor, wo die bei Keine
Sprachfehler Mann unterbrochen hatte.

Sagte ich nicht, wenn die Geschichte Kaß-
schreiber in Athenopolis Mahnheit sey, so könnte
wohl sein, das beyde Theile Recht hätten?

„Ja, so, das hatten Sie, und ein Mann
sprach sehr fein Wort. „

„Wenn ich es gesagt habe, so muß ich es wohl
gesagt haben; das versteht sich. Aber Anmerkungen
„Wenn Sie können?„

Bin ich etwann nicht auch ein Abderite? Und
jedoch brauch ich hier nur die Hälfte meines
Geistes zu verwenden, um das Ganze beurthei-
len haben. Denn das die Geschichten Recht hat

ben, bedarf nicht erst bewiesen zu werden; dies ist eine Sache, die in allen Griechischen Köpfen schon längst ausgemacht ist. Aber daß die Aethiopier auch Recht haben, da liegt die Schwierigkeit! Wenn ich mit Sophismen fechten, oder mich begnügen wollte, meine Gegner stumm zu machen, ohne sie zu überzeugen; so würd' ich als Anwald der Aethiopischen Venus, die ganze Streitfrage dem innern Gefühl zu entscheiden überlassen. Warum, würd' ich sagen, nennen die Menschen diese oder jene Figur, diese oder jene Farbe schön? Weil sie ihnen gefällt. Gut; aber warum gefällt sie ihnen? Weil sie ihnen angenehm ist. Und warum ist sie ihnen angenehm? — O mein Herr, Sie müssen endlich aufhören zu fragen, oder — ich höre auf zu antworten — Ein Ding ist uns angenehm, weil es — einen Eindruck auf uns macht, der uns angenehm ist. Ich fordre alle ihre Grübler heraus, einen bessern Grund anzugeben. Nun würd' es lächerlich seyn, einen Menschen abstreiten zu wollen, daß ihm angenehm sey, was ihm angenehm ist; oder ihm zu beweisen, er habe Unrecht, sich wohlgefallen zu lassen, was einen gefallenden Eindruck auf ihn macht. Wenn also die Figur einer Gulleru seinen Augen wohl thut, so gefällt sie ihm, und wenn sie ihm gefällt, so nennt er sie schön, oder es müßte nur kein solches Wort in seiner Sprache seyn.

Und wenn — und wenn ein Wahnwitziger Pferdäpfel für Pfirschen äße? sagte Antistrepsiades.

Pferdäpfel für Pfirschen! — gut gesagt, bey meiner Ehre, gut gesagt, rief der Rathsherr. Knacken Sie das auf, Herr Demokritus? —

Fi, Fi, doch, Demokritus, lispelte die schöne Myris, indem sie die Hand vor die Nase hielt; wer wird auch von Pferdäpfeln reden? Schonen Sie wenigstens unsrer Nasen!

Zu viel ist zu viel. Der gute Demokritus hatte in zwanzig Jahren viel erwandert. Aber seit dem er aus Abdera gegangen war, war ihm kein zwootes Abdera aufgestossen; und nun, da er wieder drinn war, zweifelte er zuweilen auf einen oder zween Augenblicke, ob er irgendwo sey? Wie war es möglich, mit solchen Leuten fertig zu werden?

Nun, Vetter? — sagte der Rathsherr, kannst du die Pferdäpfel des Antistrepsiades nicht hinunter kriegen? ha, ha, ha!

Dieser Einfall war zu abderitisch, um die Zärtlichkeit der sämtlichen gebogenen, stumpfen, viereckigten und spitzigen Nasen in der Gesellschaft nicht zu überwältigen.

Die Damen kicherten ein zirpendes hi, hi, hi, in das dumpfe donnernde ha, ha, ha, der Mannspersonen.

Sie haben gewonnen, rief Demokritus; und zum Zeichen, daß ich mein Gewehr mit guter Art strecke, sollen Sie sehen, ob ich die Ehre verdiene, ihr Landsmann und Vetter zu seyn. Und nun fieng er an, mit einer Geschicklichkeit, worinn ihm kein Abderite gleich kam, von der untersten Baßnote stufenweise crescendo bis zum Unisono mit dem hi, hi, der schönen Abderitinnen, ein Gelächter aufzuschlagen, dergleichen, so lang Abdera auf Thrazischen Boden stund, nie erhört worden war.

Anfangs machten die Damen Mine als ob sie Widerstand thun wollten; aber es war keine Möglichkeit, gegen das verzweifelte crescendo auszuhalten. Sie wurden endlich davon wie von einem reissenden Strom ergriffen; und da die Gewalt der Ansteckung noch dazu schlug, so kam es bald so weit, daß die Sache ernsthaft wurde. Die Frauenzimmer baten mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Aber Demokritus hatte keine Ohren, und das Gelächter nahm überhand. Endlich ließ er sich, wie es schien, bewegen, ihnen einen Stillstand zu bewilligen; allein in der That blos, damit sie die Peinigung, die er ihnen zugedachte, desto länger aushalten könnten.

Denn

Denn kaum waren sie wieder ein wenig zu Athem gekommen, so fieng er die nemliche Tonleiter, eine Terze höher, noch einmal zu durchlachen an, aber mit so vielen eingemischten Trillern und Rouladen, daß sogar die runzlichten Beysitzer des Höllengerichtes, Minos, Aeakus und Rhadamanthus, in ihrem höllenrichterlichen Ornat, aus der Fassung gekommen wären.

Zum Unglück hatten zwoo oder drey von unsern Schönen nicht daran gedacht, ihre Personen gegen alle mögliche Folgen einer so heftigen Leibesübung in Sicherheit zu setzen. Schaam und Natur kämpften auf Leben und Tod in den armen Mädchen. Vergebens flehten sie den unerbittlichen Demokritus mit Mund und Augen um Gnade an; vergebens foderten sie ihre vom Lachen gänzlich erschlafften Sehnen zu einer lezten Anstrengung auf! Die tyrannische Natur siegte, und in einem Augenblicke sahe man den Saal, wo sich die Gesellschaft befand, unter ***** ******.

Der Schrecken über eine so unversehene Naturerscheinung (die desto wunderbarer war, da das allgemeine Auffahren und Erstaunen der schönen Abderitinnen zu beweisen schien, daß es eine Würkung ohne Ursache sey,) unterbrach die Lacher auf etliche Augenblicke, um sogleich mit verdoppelter Gewalt wieder loßzudrücken. Natürlicher Weise gaben sich

die erleichterten Schönen alle Mühe, den besondern Antheil, den sie an dieser Begebenheit hatten, durch Grimassen von Erstaunen und Ekel zu verbergen, und den Verdacht auf ihre schuldlosen Nachbarinnen fallen zu machen, welche durch unzeitige aber unfreywillige Schaamröthe den unverdienten Argwohn mehr als zu viel bestärkten. Der lächerliche Zank, der sich darüber unter ihnen erhub; Demokrit und Antistrepsiades, die sich boshafter Weise ins Mittel schlugen, und durch ironische Trostgründe den Zorn derjenigen, die sich unschuldig wußten, noch mehr aufreizten; und mitten unter ihnen allen der kleine dicke Rathsherr, der unter berstendem Gelächter einmal über das andre ausrief, daß er nicht die Hälfte von Thrazien um diesen Abend nehmen wollte: alles dies zusammen machte eine Scene, die des Griffels eines Hogarth würdig gewesen wäre, wenn es damals ischon einen Hogarth gegeben hätte.

Wir können nicht sagen, wie lange sie gedaurt haben mag: denn es ist eine von den Tugenden der Abderiten, daß sie nicht aufhören können. Aber Demokritus, bey dem alles seine Zeit hatte, glaubte, daß eine Komödie, die kein Ende nimmt, die langweiligste unter allen Kurzweilen sey. Er pakte also alle die schönen Sachen, die er zur Rechtfertigung der Aethiopischen Venus hätte sagen können, wofern er es mit vernünftigen Geschöpfen zu

thun

thun gehabt hätte, ganz gelassen zusammen, wünschte den Abderiten und Abderitinnen was sie nicht hatten, und gieng nach Hause; — nicht ohne Verwunderung über die gute Gesellschaft, die man anzutreffen Gefahr lief, wenn man einen Rathsherrn von Abdera besuchte.

6.

Gute, kunstlose, sanftherzige Gulleru, — sagte Demokritus, da er nach Hause gekommen war, zu einer wohlgepflegten, krauslokichten Schwarzen, die ihm mit ofnen Armen entgegen watschelte — komm an meinen Busen, ehrliche Gulleru! Zwar bist du schwarz wie die Göttin der Nacht; dein Haar ist wollicht und deine Nase platt; deine Augen sind klein, deine Ohren groß, und deine Lippen gleichen einer aufgeborstnen Nelke. Aber dein Herz ist rein und aufrichtig und frölich und fühlt mit der ganzen Natur. Du denkst nie Arges, sagst nie was Albernes, quälst weder andre, noch dich selbst, und thust nichts was du nicht gestehen darfst. Deine Seele ist ohne Falsch, wie dein Gesicht ohne Schmincke. Du kennst weder Neid noch Schadenfreude; und nie hat sich deine ehrliche platte Nase gerümpft, um eines deiner Nebengeschöpfe zu höhnen oder in Verlegenheit zu setzen. Unbesorgt ob du gefällst oder nicht gefällst, lebst du, in deine Unschuld eingehüllt, im Frieden mit dir selbst und der ganzen Natur; immer geschickt Freude zu

geben und zu empfangen, und werth daß das Herz eines Mannes an deinem Busen ruhe! Gute, sanftherzige Gullern! Ich könnte dir einen andern Nahmen geben; einen schönen, klangreichen, griechischen Namen auf ane oder ide, arion oder erion; aber dein Name ist schön genug, weil er dein ist; und ich bin nicht Demokritus, oder die Zeit soll noch kommen, wo jedes ehrliche gute Herz dem Namen Gullern entgegenschlagen soll!

Gullern begriff nicht allzuwohl, was Demokritus mit dieser empfindsamen Anrede haben wollte; aber sie sah daß es eine Ergiessung seines Herzens war, und so verstund sie gerade so viel davon als sie vonnöthen hatte.

„War diese Gullern seine Frau?"

Nein.

„Seine Beyschläferin?"

Nein.

„Seine Sclavin?"

Nach ihrem Anzug zu schliessen nicht.

„Wie war sie denn angezogen?"

So gut, daß sie eine Fille d'honneur der Königin von Saba hätte vorstellen können. Schnüre von grossen feinen Perlen zwischen

den

den Locken, und um Hals und Arme; ein Gewand voll schöngebrochner Falten, von dünnem feuerfarbnen Atlas, mit Streiffen von welcher Farbe ihr wollt, unter ihrem Busen von einem reichgesticken Gürtel zusammengehalten, den eine Agraffe von Schmaragden schloß; und — was weiß ichs alles —

„Der Anzug war reich genug."

Wenigstens können Sie mir glauben, daß, so wie sie war, kein Prinz von Senegal, Angola, Gambia, Congo und Loango sie ungestraft angesehen hätte.

„Aber — "

Ich sehe wohl daß Sie noch nicht am Ende ihrer Fragen sind. — Wer war denn diese Gulleru? War es eben die, von welcher vorhin gesprochen wurde? Wie kam Demokritus zu ihr? Auf welchen Fuß lebte sie in seinem Hause? — Ich gesteh' es, dies sind sehr billige Fragen; aber sie zu beantworten, seh' ich vor der Hand keine Möglichkeit. Denken Sie nicht, daß ich hier den Verschwiegnen machen wolle; oder daß ein besonderes Geheimnis unter der Sache stecke. Die Ursache, warum ich sie nicht beantworten kan, ist die allersimpelste von der Welt. Tausend Schriftsteller befinden sich tausendmal in dem nemlichen Falle; nur ist unter Tausend kaum Einer aufrichtig

genug, in solchen Fällen die wahre Ursache zu bekennen. Soll ich Ihnen die Meinige sagen? Sie werden gestehen, daß sie über alle Einwendung ist. Denn, kurz und gut, — ich weiß selbst noch kein Wort von allem dem, was Sie von mir wissen wollen; und da ich nicht die Geschichte der schönen Gulleru schreibe, so begreifen Sie, daß ich in Absicht auf diese Dame zu nichts verbunden bin. Vielleicht findet sich in der Folge Gelegenheit, von Demokritus oder von ihr selbst etwas näheres zu erkundigen; und in diesem Falle verlassen Sie Sich darauf, daß Sie alles von Wort zu Wort erfahren sollen.

7.

Demokritus hatte noch keinen Monat unter den Abderiten gelebt, als er ihnen, und zuweilen auch sie ihm, schon so unerträglich waren, als Menschen einander seyn müssen, die mit ihren Begriffen und Neigungen alle Augenblicke wider einander stossen.

Die Abderiten hegten von sich selbst, und von ihrer Stadt und Republik eine ganz ausserordentliche Meynung. Ihre Unwissenheit alles dessen, was ausserhalb ihrem Gebiet in der Welt Merkwürdiges seyn oder geschehen möchte, war zugleich eine Ursache und eine Frucht dieses lächerlichen Dünkels. Daher kam es denn, durch eine sehr natürliche Folge, daß sie sich gar keine Vorstellung machen konnten, wie

etwas recht oder anständig oder gut seyn könnte, wenn es anders als zu Abdera war, oder wenn man zu Abdera gar nichts davon wußte. Ein Begrif, der ihren Begriffen widersprach, eine Gewohnheit, die von den ihrigen abgieng, eine Art zu denken oder etwas ins Auge zu fassen, die ihnen fremde war, hieß ihnen, ohne weitere Untersuchung, ungereimt und belachenswerth. Die Natur selbst schrumpfte für sie in den engen Kreis ihrer eigenen Thätigkeit zusammen; und wiewohl sie es nicht so weit trieben, sich, wie die Japaner, einzubilden, ausser Abdera wohnten lauter Teufel, Gespenster und Ungeheuer: so sahen sie wenigstens den Rest des Erdbodens und seiner Bewohner als einen ihrer Aufmerksamkeit unwürdigen Gegenstand an; und wenn sie zufälliger Weise Gelegenheit bekamen, etwas fremdes zu sehen oder zu hören, so wußten sie nichts damit zu machen, als sich darüber aufzuhalten, und sich selbst Glück zu wünschen, daß sie nicht wären wie andere Leute. Dies gieng so weit, daß sie denjenigen für keinen guten Bürger hielten, der an einem andern Orte bessere Einrichtungen oder Gebräuche wahrgenommen hatte, als zu Hause. Wer das Glück haben wollte ihnen zu gefallen, mußte schlechterdings so reden und thun, als ob die Stadt und Republick Abdera, mit allen ihren zugehörigen Stücken, Eigenschaften und Zufälligkeiten, ganz und gar untadelich, und das Ideal aller Republicken gewesen wäre.

Von dieser Verachtung gegen alles, was nicht Abderitisch hieß, war die Stadt Athen allein ausgenommen; aber auch diese vermuthlich nur deßwegen, weil die Abderiten, als ehmalige Tejer, ihr die Ehre erwiesen, sie für ihre Mutterstadt anzusehen. Sie waren stolz darauf, für das Thrazische Athen gehalten zu werden; und wiewohl ihnen dieser Name nie anders als sportweise gegeben wurde, so hörten sie doch keine Schmeicheley lieber als diese. Sie bemühten sich, die Athenienser in allen Stücken zu copiren, und copirten sie genau — wie der Affe den Menschen. Wenn sie, um lebhaft und geistreich zu seyn, alle Augenblicke ins Poßierliche fielen, wichtige Dinge leichtsinnig, und Kindereyen ernsthaft behandelten; das Volk oder ihren Rath um jeder Kleinigkeit willen zwanzigmal versammelten, um lange, alberne Reden Pro und Contra über Sachen zu halten, die ein Mann von alltäglichem Menschenverstand in einer Viertelstunde besser als sie entschieden hätte; wenn sie unaufhörlich mit Projecten von Verschönerung und Vergrösserung schwanger giengen, und so oft sie etwas unternahmen, immer erst mitten im Werke ausrechneten, daß es über ihre Kräfte gehe; wenn sie ihre halbthrazische Sprache mit attischen Redensarten spickten; ohne den mindesten Geschmack eine ungeheure Paßion für die Künste affectirten, und immer von Mahlerey und Statuen und Musik und Rednern und Dichtern schwazten, ohne jemals

einen

einen Mahler, Bildhauer, Redner oder Dichter, der des Namens werth war, gehabt zu haben; wenn sie Tempel bauten, die wie Bäder, und Bäder, die wie Tempel aussahen; wenn sie die Geschichte von Vulkans Netze in ihre Rathsstube, und den grossen Rath der Griechen über die Zurückgabe der schönen Chryseis in ihre Akademie mahlen liessen; wenn sie in Lustspiele giengen, wo man sie zu weinen, und in Trauerspiele, wo man sie zu lachen machte; und in zwanzig ähnlichen Dingen glaubten die guten Leute Athenienser zu seyn, und waren — Abderiten.

„Wie erhaben der Schwung in diesem kleinen Gedicht ist, das Physignathus auf meine Wachtel gemacht hat, sagte eine Abderitin. Desto schlimmer, sagte Demokritus.

Sehen sie, sprach der erste Archon von Abdera, die Faßade von diesem Gebäude, welches wir zu unserm Zeughause bestimmet haben? Sie ist von dem besten Parischen Marmor! Gestehen Sie, daß Sie nie ein Werk von größerm Geschmack gesehen haben!

Es mag die Republik schönes Geld gekostet haben, antwortete Demokritus.

Was der Republik Ehre macht, kostet nie zu viel, erwiederte der Archon. Ich weiß sie sind ein Kenner, Demokritus; denn sie haben immer an allem etwas auszusetzen. Ich bitte sie, finden sie mir einen Fehler an dieser Faßade?

Tausend

Tausend Drachmen für einen Fehler, Herr Demokritus, rief ein junger Herr, der die Ehre hatte ein Neffe des Archon zu seyn, und vor kurzem von Athen zurückgekommen war, wo er sich aus einem Abderitischen Bengel für die Hälfte seines Erbgutes zu einem Attischen Gecken ausgebildet hatte.

Die Faßade ist schön, sagte Demokritus ganz bescheiden; so schön, daß sie es auch zu Athen oder Korinth oder Syrakus seyn würde. Ich sehe, wenn's erlaubt ist es zu sagen, nur Einen Fehler an diesem prächtigen Gebäude.

Einen Fehler? — sprach der Archon, mit einer Miene, die sich nur ein Abderite, der ein Archon war, geben konnte.

Einen Fehler! Einen Fehler! wiederholte der junge Geck, indem er ein lautes Gelächter aufschlug.

„Darf man fragen, Demokritus, wie ihr Fehler heißt?"

Eine Kleinigkeit, versezte Demokritus; nichts als daß man eine so schöne Faßade — nicht sehen kan.

„Nicht sehen kan? Und wie so?"

Je, beym Anubis! wie wollen Sie daß man sie vor allen den alten übelgebauten Häusern und Scheunen sehen soll, die hier ringsum zwischen die Augen der Leute und ihre Faßade hingesezt sind?

Diese Häuser stunden lang eh Sie und ich gebohren wurden, sagte der Archon.

So hättet ihr euer Zeughaus anderswohin setzen sollen, sagte Demokritus. Der-

Dergleichen Dialogen gab es, so lange der Philosoph unter ihnen lebte, alle Tage, Stunden und Augenblicke.

„Wie finden sie diesen Purpur, Demokritus? Sie sind zu Tyrus gewesen; nicht wahr?

Ich wohl, Madame, aber dieser Purpur nicht; dies ist Coccinum, das Ihnen die Syrakusaner aus Sardinien bringen und für tyrischen Purpur bezahlen lassen.

„Aber wenigstens werden Sie doch diesen Schleyer für Indianischen Byssus von der feinsten Art gelten lassen?“

Von der feinsten Art, schöne Atalanta, die man in Memphis und Pelusium verarbeiten läßt.

Nun hatte sich der ehrliche Mann zwoo Feindinnen in einer Minute gemacht. Konnte aber auch was ägerlicher seyn, als eine solche Aufrichtigkeit?

Die Abderiten wußten sich sehr viel mit ihrem Theater. Ihre Schauspieler waren gemeine Bürger von Abdera, die entweder von ihrem Handwerke nicht leben konnten, oder zu faul waren eines zu lernen. Sie hatten keinen gelehrten Begrif von der Kunst, aber eine desto grössere Meynung von ihrer eignen Geschicklichkeit; und würklich konnt' es ihnen an Anlage nicht fehlen, da die Abderiten überhaupt gebohrne Gaukler, Spaßmacher, und Pantomimen waren, an denen immer jedes Glied ihres Leibes mitreden half, so wenig auch das was sie sagten auf sich haben mochte.

Sie besassen auch einen eignen Schauspieldichter, Hyperbolus genannt, der, wenn man ihnen glaubte, ihre Schaubühne so weit gebracht hatte, daß sie der Athenienſischen wenig nachgab. Er war im Komischen so stark als im Tragischen, und machte überdies die possierlichsten Satyrenspiele (*) von der Welt, worinn er seine eignen Tragödien so schnackisch parodierte, daß man sich, wie die Abderiten sagten, darüber buklicht lachen mußte. Ihrem Urtheile nach vereinigte er in seiner Tragödie den hohen Schwung und die mächtige Einbildungskraft des Aeschylus mit der Beredsamkeit und dem Pathos des Euripides, so wie in seinen Lustspielen des Aristophanes Laune und muthwilligen Witz mit dem feinen Geschmack und der Eleganz des Agathon. Die Behendigkeit, womit er seiner Werke entbunden wurde, war das Talent, worauf er sich am meisten zu gute that. Er lieferte jeden Monat seine Tragödie, mit einem kleinen Possenspielchen zur Zugabe. Meine beste Komödie, sprach er, hat mich nicht mehr als Vierzehn Tage gekostet, und gleichwohl spielt sie ihre vier bis fünf Stunden, wohlgezählt. —

Da sey uns der Himmel gnädig, dachte Demokritus. —

Nun

(*) Griechische Possenspiele, die mit der Opera buffa der Welschen einige Aehnlichkeit hatten, und wovon uns der Cyklops des Euripides, das einzige übriggebliebene Stück dieser Art, einen Begriff giebt.

Nun drangen die Abderiten immer von allen Seiten in ihn, seine Meynung von ihrem Theater zu sagen; und so ungern er sich mit ihnen über ihren Geschmack in Wortwechsel einließ, so konnt' er doch auch nicht von sich erhalten, ihnen zu schmeicheln, wenn sie ihm sein Urtheil mit gesamter Hand abnöthigten.

„Wie gefällt ihnen diese neue Tragödie?„

Das Sujet ist glücklich gewählt. Was müßte der Autor auch seyn, der einen solchen Stoff ganz zu Grunde richten sollte?

„Fanden Sie sie nicht sehr rührend?„

Ein Stück könnte in einigen Stellen sehr rührend und doch ein sehr elendes Stück seyn, sagte Demokritus. Ich kenne einen Bildhauer von Sicyon, der die Wuth hat, lauter Liebesgöttinnen zu schnitzen. Diese sehen überhaupt sehr gemeinen Dirnen gleich; aber sie haben alle die schönsten Beine von der Welt. Das ganze Geheimniß von der Sache ist, daß der Mann seine Frau zum Modelle nimmt, die, zum Glücke für seine Venusbilder, wenigstens die Beine schön hat. So kann dem schlechtesten Dichter zuweilen eine rührende Stelle gelingen, wenn es sich gerade zutrift, daß er verliebt ist, oder einen Freund verlohren hat, oder daß ihm sonst ein Zufall zugestosen ist, der sein Herz in eine Fassung sezt, die es ihm leichte macht, sich an den Platz der Person, die er reden lassen soll, zu stellen.

„Sie finden also die Hekuba unsers Dichters nicht vortreflich?„

Ich finde, daß der Mann vielleicht sein Bestes gethan hat. Aber die vielen, bald dem Aeschylus, bald dem Sophokles, bald dem Euripides, ausgerupften Federn, womit er seine Blösse zu decken sucht, und die ihm vielleicht in den Augen mancher Zuhörer, denen jene Dichter nicht so gegenwärtig sind als mir, Ehre machen, schaden ihm in den meinigen. Eine Krähe, wie sie von Gott erschaffen ist, dünkt mich so noch immer schöner, als wenn sie sich mit Pfauen- und Fasanenfedern auspuzt. Ueberhaupt fodre ich von dem Verfasser eines Trauerspiels mit gleichem Rechte, daß er mir für meinen Beyfall ein vortrefliches Trauerspiel, als von meinem Schuster, daß er mir für mein Geld ein paar gute Stiefeln liefere; und wiewohl ich gerne gestehe, daß es schwerer ist ein gutes Trauerspiel als gute Stiefeln zu machen: so bin ich darum nicht weniger berechtiget, von jedem Trauerspiel zu verlangen, daß es alle Eigenschaften habe, die zu einem guten Trauerspiel, als von einem Stiefel, daß er alles habe, was zu einem guten Stiefel gehört.

„Und was gehört denn, ihrer Meynung nach, zu einem wohlgestiefelten Trauerspiel? fragte ein junger Abderitischer Patrizius, herzlich über den guten Einfall lachend, der ihm, wie er glaubte, entfahren war.„

Demo-

Demokritus sprach mit einem kleinen Kreise von Personen, die ihm zuzuhören schienen, und fuhr, ohne auf die Frage des witzigen jungen Herrn acht zu haben, fort: die wahren Regeln der Kunstwerke können nie willkührlich seyn. Ich fordre nichts von einem Trauerspiele, als was Sophokles von den seinigen foderr; und dies ist weder mehr noch weniger, als die Natur und Absicht der Sache mit sich bringt. Einen einfachen, wohldurchgedachten Plan, worinn der Dichter alles vorausgesehen, alles vorbereitet, alles natürlich zusammen gefügt, alles auf Einen Punkt geführt hat; worinn jeder Theil ein unentbehrliches Glied, und das Ganze ein wohlorganisirter schöner, frey und edel sich bewegender Körper ist! Keine langweilige Exposition, keine Episoden, keine Scenen zum Ausfüllen, keine Reden, deren Ende man mit Ungeduld herbey gähnt, keine Actionen, die nicht zum Hauptzwecke arbeiten! Interessante, aus der Natur genommene Charakteren, veredelt, aber so, daß man die Menschheit in ihnen nie verkenne; keine übermenschliche Tugenden, keine Ungeheuer von Bosheit! Personen, die immer ihren eigenen Individualbegriffen und Empfindungen gemäß reden und handeln, immer so, daß man fühlt, nach ihrem besondern Charakter, nach allen ihren vorgehenden und gegenwärtigen Umständen und Bestimmungen, müssen sie im gegebnen Falle so reden, so handeln, oder aufhören zu seyn, was sie sind.

Ich fodre, daß der Dichter nicht nur die menschliche Natur kenne, in so ferne sie das Modell aller seiner Nachbildungen ist; ich fodre, daß er auch auf die Zuschauer Rücksicht nehme, und genau wisse, durch welche Wege man sich ihres Herzens Meister macht; daß er jeden starken Schlag, den er auf solches thun will, unvermerkt vorbereite; daß er wisse, wenn es genug ist, und, eh er uns durch einerley Eindrücke völlig ermüdet, oder einen Affect bis zu dem Grade, wo er peinigend zu werden anfängt, in uns erregt, dem Herzen kleine Ruhepunkte zur Erholung gönne, und die Regungen, die er uns mittheilt, ohne Nachtheil der Hauptwürkung, zu vermannichfaltigen wisse. Ich fodre von ihm eine schöne, und ohne Aengstlichkeit mit äusserstem Fleisse polierte Sprache; einen immer warmen und kräftigen Ausdruck, einfach und erhaben, ohne jemals zu schwellen noch zu sinken, stark und nervicht, ohne rauh und steif zu werden, glänzend ohne zu blenden; wahre Heldensprache, die immer der lebende Ausdruck einer grossen Seele, und unmittelbar vom gegenwärtigen Gefühl eingegeben ist, nie zu viel, nie zu wenig sagt, und, gleich einem dem Körper angegoßnen Gewand, immer den eigenthümlichen Geist des Redenden durchscheinen läßt. Ich fodre, daß derjenige, der sich unterwindet Helden reden zu lassen, selbst eine grosse Seele habe, und, indem er durch die Allgewalt der Begeisterung in seinen Helden

verwan-

verwandelt worden ist, alles was er ihm in den Mund legt in seinem eignen Herzen finde. Ich fodre —

„O, Herr Demokritus, — riefen die Ab„deriten, die sich nicht länger zu halten wuß„ten. — Sie können, da Sie nun einmal im „Fodern sind, alles fodern, was Ihnen beliebt. „In Abdera läßt man sich mit wenigerm ab„finden. Wir sind zufrieden, wenn uns ein „Dichter rührt. Der Mann, der uns lachen „oder weinen macht, ist in unsern Augen ein „göttlicher Mann, mag er es doch angehen, „wie er selbst will. Dies ist seine Sache, „nicht die unsrige! Hyperbolus gefällt uns, „rührt uns, macht uns Spaß; und gesezt „auch, daß er uns mit unter gähnen macht, „so bleibt er doch immer ein grosser Dichter! „Brauchen wir eines weitern Beweises?„

Die Schwarzen an der Goldküste, sagte Demokritus, tanzen mit Entzücken zum Getöse eines armseligen Schaffells und etlicher Bleche, die sie gegen einander schlagen. Gebt ihnen noch ein paar Kuhschellen uud eine Sackpfeife dazu, so glauben sie in Elysium zu seyn. Wie viel Witz brauchte eure Amme, um euch, da ihr noch Kinder waret, durch ihre Erzählungen zu rühren? Das albernste Mährchen, in einem kläglichen Tone hergeleyert, war dazu gut genug. Folgt aber daraus, daß die Musik der Schwarzen vortreflich, oder ein Ammen-Mährchen ein herrliches Werk ist?

„Sie sind sehr höflich, Demokritus —„

Um Vergebung! Ich bin so unhöflich, jedes Ding bey seinem Namen zu nennen; und so eigensinnig, daß ich nie gestehen werde, Alles sey schön und vortreflich, was man so zu nennen beliebt.

„Aber das Gefühl eines ganzen Volkes „wird doch mehr gelten, als der Eigendünkel „eines Einzigen?„

Eigendünkel? Das ist es eben, was ich aus den Künsten der Musen verbannt sehen möchte. Unter allen den Foderungen, wovon die Abderiten ihren Günstling Hyperbolus so gütig loszählen, ist keine einzige, die nicht auf die strengste Gerechtigkeit gegründet wäre. Aber das Gefühl eines ganzen Volkes, wenn es kein gelehrtes Gefühl ist, kann und muß in unzähligen Fällen betrüglich seyn.

„Wie, zum Henker (rief ein Abderite, der mit seinem Gefühl sehr wohl zufrieden schien,) Sie werden uns am Ende wohl gar noch unsre fünf Sinnen streitig machen?„

Das verhüte der Himmel, antwortete Demokritus. Wenn Sie so bescheiden sind, keine weitere Ansprüche zu machen, als auf fünf Sinne, so wär' es die gröste Ungerechtigkeit, sie im ruhigen Besitze derselben stören zu wollen. Fünf Sinne sind allerdings, zumal wenn man alle fünfe zusammen nimmt, vollgültige Richter in allen Dingen, wo es darauf ankömmt, zu entscheiden, was weiß oder schwarz, glatt oder rauh, weich oder hart, dick oder

dünn,

dünn, bitter oder süß ist. Ein Mann, der nie weiter geht, als ihn seine fünf Sinne führen, geht immer sicher; und, in der That, wenn euer Hyperbolus dafür sorgen wird, daß in seinen Schauspielen jeder Sinn ergötzt und keiner beleidiget werde, so stehe ich ihm für die gute Aufnahme, und wenn sie noch zehnmal schlechter wären, als sie sind.

Wäre Demokritus zu Abdera weiter nichts gewesen, als was Diogenes zu Korinth war, so möchte ihm die Freyheit seiner Zunge vielleicht einige Ungelegenheit zugezogen haben. Denn so gerne die Abderiten über wichtige Dinge spaßten, so wenig konnten sie ertragen, wenn man sich über ihre Puppen und Steckenpferde lustig machte. Aber Demokritus war aus dem besten Hause in Abdera, und, was noch mehr zu bedeuten hat, er war reich. Dieser doppelte Umstand machte, daß man ihm nachsah, was man einem Philosophen in zerrißnem Mantel schwerlich zu gut gehalten hätte. Sie sind auch ein unerträglicher Mensch, Demokritus! schnarrten die schönen Abderitinnen, und — ertrugen ihn doch.

Hyperbolus machte noch am nemlichen Abend ein entsetzliches Sinngedicht auf den Philosophen. Des folgenden Morgens lief es bey allen Putztischen herum; und in der dritten Nacht ward es in allen Gassen von Abdera gesungen; denn Demokritus, der ein guter Componiste war, hatte eine Melodie dazu gesezt.

8.

Es ist ordentlicher Weise eine gefährliche Sache, mehr Verstand zu haben, als seine Mitbürger. Sokrates mußt' es mit dem Leben bezahlen; und wenn Aristoteles mit ganzer Haut davon kam, als ihn der Oberpriester Eurymedon zu Athen der Ketzerey anklagte, so kam es blos daher, weil er sich in Zeiten aus dem Staube machte. Ich will den Athenienſern keine Gelegenheit geben, sagte er, sich zum zweytenmale an der Philoſophie zu versündigen (*).

Die Abderiten waren bey allen ihren menschlichen Schwachheiten wenigstens keine sehr bösartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates so alt werden können als Nestor, sie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und sich über seine vermeyntliche Thorheit lustig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Charakter. Demokritus gieng so scharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger jövialisches Volk die Geduld dabey verlohren hätte. Gleichwohl bestund alle Rache, die sie an ihm nahmen, darinn, daß sie (unbekümmert mit welchem Grund) eben so übel von ihm sprachen, als er von ihnen, alles tadelten, was er unternahm, alles lächerlich fanden, was er sagte, und

(*) *Aelian.* Var. Hist. III. 36.

und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Philosophen durch den Sinn fahren, sagten sie; man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles besser wisse als wir „ — und, dieser weisen Maxime zufolge begiengen die guten Leute eine Thorheit über die andre, und glaubten, wie viel sie dabey gewonnen hätten, wenn es ihn verdrösse. Zum Unglück verfehlten sie darinn ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokritus lachte dazu, und wurde, aller ihrer Neckereyen wegen, nicht einen Augenblick früher grau. O die Abderiten, die Abderiten! rief er zuweilen; da haben sie sich wieder selbst eine Ohrfeige gegeben, in Hofnung daß es mir weh thun werde!

„Aber (sagten die Abderiten) kan man auch mit einem Menschen schlimmer daran seyn? Ueber alles ist er andrer Meynung als wir. An allem was uns gefällt hat er etwas auszusetzen. Es ist doch sehr unangenehm, sich immer widersprechen zu lassen!„

„Aber, wenn ihr nun immer Unrecht habt? antwortete Demokritus. — Und laßt doch einmal sehen, wie es anders seyn könnte! Alle eure Begriffe habt ihr eurer Amme zu danken: und über alles denkt ihr noch eben so, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper sind gewachsen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele unter euch haben sich die Mühe gegeben, den Grund zu erforschen, war-

um etwas wahr oder gut oder schön ist? Gleich den Unmündigen und Säuglingen nennt ihr alles gut und schön, was eure Sinnen kitzelt, was euch gefällt; und auf was für kleinfügige oft gar nicht zur Sache gehörende Ursachen und Umstände kömmt es an, ob euch etwas gefallen soll oder nicht? Wie verlegen würdet ihr oft seyn, wenn ihr sagen solltet, warum ihr dies liebt und jenes hasset? Grillen, Launen, Eigensinn, die Gewohnheit euch von andern Leuten gängeln zu lassen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, und was sie euch vorgepfiffen haben nachzupfeifen, — sind die Triebfedern, die bey euch die Stelle der Vernunft ersetzen. Soll ich euch sagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falschen Begriff von Freyheit in den Kopf gesezt. Eure Kinder von drey oder vier Jahren haben freylich den nemlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir sind ein freyes Volk, sagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzureden. „Warum sollten wir nicht denken dürfen wie es uns beliebt? Lieben und hassen wie es uns beliebt? Bewundern oder verachten was uns beliebt? Wer hat ein Recht uns zur Rede zu stellen, oder unsern Geschmack und unsre Neigungen vor seinen Richterstuhl zu fodern?„ — Nun dann, meine lieben Abderiten, so denkt und faselt, liebt und haßt, bewundert und verachtet wie, wenn, und was euch beliebt! Begeht Thorheiten so oft und so viel euch beliebt! Macht

euch

euch lächerlich wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrift, wär es unbillig, euch im Besitz des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu putzen und zu reiten, stören zu wollen. Gesezt auch eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, sähe von Vorn und von Hinten einem Oechslein oder Eselein ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und niemand unglücklich machen, was geht es andre Leute an, daß es Thorheiten sind? Warum sollte nicht der Hochweise Rath von Abdera, in feyerlicher Procession, einer hinter dem andern, vom Rathhause bis zum Tempel der Latona Burzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und Volke von Abdera so gefällig wäre? Warum solltet ihr euer bestes Gebäude nicht in einen Winkel, und eure schöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk setzen dürfen? Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten sind so unschuldig wie diese; und wenn ich sehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, so müßt' ich euer Freund nicht seyn, wenn ich stille dazu schweigen könnte. Zum Exempel, euer Krieg mit den Lemniern, der unnöthigste und unbesonnenste der jemals angefangen wurde, um der albernsten Ursache von der Welt, um einer Tänzerin, willen? — Es fiel in die Augen daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures

bösen

bösen Dämons waret, da ihr ihn beschloßet. Allein alles half nichts, was man auch dagegen vorstellte. Die Lemnier sollten gezüchtiget werden; und wie ihr Leute von lebhafter Einbildung seyd, so schien euch nichts leichters als euch von der ganzen Insel Meister zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Nase daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen seyn, wenn ihr nur wenigstens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Aphron zum Feldherrn zu machen, ohne daß sich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließe, als weil eure Weiber fanden, daß er in seiner prächtigen neuen Rüstung so schön wie ein Paris sey; und — über dem Vergnügen, einen grossen feuerfarben Federbusch auf seinem hirnlosen Kopfe nicken zu sehen — zu vergessen, daß es nicht um ein Lustgefechte zu thun war: dies, läugnets nur nicht, dies war ein Abderiten-Streich! Und nun, da ihr ihn mit dem Verlust eurer Ehre, einer Galeeren, und eurer besten Mannschaft, bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athenienser (*), die ihr euch in ihren

(*) Die Athenienser hatten zu ihrem Kriege mit Megara keinen bessern Grund, (wenn man dem Aristophanes glauben dürfte) als daß etliche junge Herren von Megara, um die Entführung einer

ihren Thorheiten zum Muster genommen habt, eben so sinnreiche Streiche und zuweilen mit eben so glücklichen Ausgang zu spielen pflegen?

In diesen Tone sprach Demokritus mit den Abderiten, so oft sie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dies sehr oft geschah, so konnten sie sich doch unmöglich gewöhnen, diesen Ton angenehm zu finden. „So geht es, sagten sie, wenn man naseweisen Jünglingen erlaubet in der weiten Welt herum zu reisen, um sich ihres Vaterlandes schämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländischer Begriffe, als Kosmopoliten zurückzukommen, die alles besser wissen als ihre Grosväter, und alles anderswo besser gesehen haben als zu Hause. Die alten Egyptier, die niemand weisen liesen eh' er wenigstens funfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weise Leute!“

Und eilends giengen die Abderiten hin, und machten ein Gesetz; daß kein Abderitensohn hinfür weiter als bis an den Korinthischen Isthums,

einer Megarischen Courtisane zu rächen, ein paar junge Dirnen von der nemlichen Profeßion aus Aspasiens Pflanzschule entführt hatten. Aspasia vermochte alles über den Perikles, Perikles alles in Athen, und so wurde den Megarern der Krieg angekündigt. Plutarch im Leben des Perikles.

Isthums, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters, von altabderitischer Abkunft, Denkart und Sitte, sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen, sagte das Dekret: aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles was mit Augen da zu sehen ist gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe (*) sie angetroffen, wie sie gegessen, und wieviel sie bezahlen müssen; damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese ersprieslichen Geheimnachrichten zur Nutze machen können. Ferner soll (wie das Dekret weiter sagt) zu Ersparung der Unkosten eines allzulangen Aufenthalts an einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daß der junge Abderite in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimisch, kan ihm am besten sagen, was da merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heissen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind; dies notiert sich der Hofmeister in sein Tagbuch; und dann läßt sich in zween oder drey Tagen, wenn man die

Zeit

(*) Ob diese Stelle, der Gasthöfe wegen, für unächt und eingeschoben zu halten sey, überläßt man dem Urtheile derjenigen, welche die rem cauponariam Veterum gründlich untersucht haben.

Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen.“

Zum Unglück für dieses weise Dekret befanden sich zween abderitische junge Herren von grosser Wichtigkeit eben auf dem Lande, als es abgefaßt, und, nach alter Gewohnheit, dem Volk auf den Hauptplätzen der Stadt vorgesungen wurde. Der eine war der Sohn eines Krämers, der durch Geiz und niederträchtige Kunstgriffe in seinem Gewerbe binnen vierzig Jahren ein beträchtliches Vermögen zusammengekrazt, und, in Kraft desselben, seine Tochter, wiewohl sie das häßlichste und dummste Thierchen von ganz Abdera war, kürzlich an einen Neffen des kleinen dicken Rathsherrn, dessen oben rühmliche Erwähnung gethan worden, verheyrathet hatte. Der andre war der einzige Sohn des Nomophylax, und sollte, um seinem Vater je bälder je lieber in diesem Amte beygeordnet werden zu können, nach Athen reisen und sich mit dem Musikwesen daselbst genauer bekannt machen; während daß der Erbe des Krämers, der ihn begleiten wollte, mit den Pulznacherinnen und Sträußermädchen von Athen genauere Bekanntschaft zu machen gesonnen war. Nun hatte das Dekret an den besondern Fall, worinn sich diese jungen Herren befanden, nicht gedacht. Die Frage war also, was zu thun sey? Ob man auf eine Modification des Gesetzes antragen, oder beym Senat blos um Dispensation für den vorliegenden Fall ansuchen sollte? — Keines von beyden, sagte

der

der Nomophylax, der eben mit der Composition eines neuen Tanzes auf das Fest der Latona fertig, und ausserordentlich mit sich selbst zufrieden war. Um etwas am Gesetze selbst zu ändern, müßte man das Volk deßwegen zusammen berufen; und dies würde unsern Mißgünstigen nur Gelegenheit geben die Mäuler aufzureissen. Was die Dispensation betrift, so ist zwar an dem, daß man die Gesetze meistens nur um der Dispensationen willen macht; und ich zweifle nicht, daß der Senat uns ohne Schwürigkeit zugestehen würde, was jeder in ähnlichen Fällen kraft des Gegenrechtes fodern zu können wünscht. Indessen hat doch jede Befreyung das Ansehen einer erwiesenen Gnade, und wozu haben wir nöthig, uns Verbindlichkeiten aufzuhalsen? Das Gesetz ist ein schlafender Löwe, bey dem man, so lang er nicht aufgeweckt wird, so sicher als bey einem Lamme vorbeyschleichen kann. Und wer wird die Unverschämtheit oder die Verwegenheit haben, ihn gegen den Sohn des Nomophylax aufzuwecken?

Dieser Beschirmer der Gesetze war, wie wir sehen, ein Mann, der von den Gesetzen und von seinem Amte sehr verfeinerte Begriffe hatte, und sich der Vortheile, die ihm das leztere gab, fertig zu bedienen wußte. Sein Name verdient aufbehalten zu werden. Er nannte sich Gryllus, des Cyniskus Sohn.

Die Fortsetzung folgt.

III.

Miscellanien.

IV.

Ueber ein seltsames Compliment, das der deutschen Litteratur im London Magazine gemacht worden.

Vielleicht irre ich mich, — aber wenigstens hat kein unzeitiger Patriotismus, noch ein Vorsatz den Deutschen eine Schmeicheley zu sagen, Theil daran, — wenn mich däucht, die Aufmerksamkeit unsrer Nation auf auswärtige Gelehrsamkeit, und die Sorgfalt unsrer Gelehrten, dem deutschen Publikum immer zuverläßige Nachrichten von dem Zustande der Litteratur und der Künste in dem verfeinerten Theile von Europa zu geben, sey ein verdienstlicher Vorzug, den wir vor den Franzosen, Italiänern, Engländern und der ganzen übrigen Welt voraus haben. Es ist schon lange, daß wir von der Geschichte der Philosophie und des Geschmacks bey den drey vorbenamten, ja bey allen übrigen Europäern so viel wissen als sie selbst. Wir kennen den Anfang und Fortgang ihrer Sprache und Litteratur, jeden merkwürdigen Schriftsteller, jedes Werk das auf irgend

eine Art Epoke gemacht hat; wir kennen ihre Kunstrichter, und die Geschichtschreiber ihres Parnasses: und wer ist unter uns, der eine gelehrte, oder doch nicht ganz vernachläßigte Erziehung genossen hat, dem wenigstens die Namen der größten Dichter und Prosaisten von Italien, Frankreich, und England, und das Verhältnis eines jeden derselben gegen ähnliche Schriftsteller andrer Nationen, ganz unbekannt wären?

Es mag seyn, daß uns der Vorwurf einer zu grossen Neigung zum Ausländischen nicht ohne allen Grund gemacht wird, und daß wir uns vielleicht weniger um fremde Litteratur bekümmern würden, wenn wir von unsrer eigenen nicht gar zu demüthig dächten. Indessen ist doch schwerlich zu läugnen, daß diese Achtung für den Geist und die Werke fremder Nationen gerade das Gegentheil einer sehr häßlichen, und dem Fortgang der allgemeinen Geselligkeit sehr hinderlichen Untugend ist, nemlich der Verachtung der übrigen Weltbürger neben uns; daß wir dieser Art zu denken grosentheils den Fortschritt unsrer eigenen Litteratur zu danken haben; und daß sie uns wenigstens verhindert, ungerecht gegen andre Völker zu seyn, und uns, durch schiefe und unwissende Urtheile über sie, lächerlich zu machen.

Die Engländer mögen immer grose Ursache haben auf ihren Bacon, ihren Milton, ihren Dryden

Dryden und Pope, ihren Locke und Hume, und vornemlich auf ihren großen Newton und ihren noch größern Schakespear stolz zu seyn: aber Vorzüge geben kein Recht zur Verachtung Andrer; und es kan einer so aufgeklärten Nation nie zur Ehre gereichen, wenn in ihrem Mittel von der Teutschen, die den Mann hervor brachte, der ihrem Newton die Fakel vortrug (*), wie von einer Horde von Barbaren gesprochen wird, welche nur eben aus dem langen Schlafe der Unwissenheit und Dummheit aufgewacht, Augen und Ohren, Hände und Füsse zu versuchen anfiengen, sich aber gleichwol so dabey gebehrdeten, daß man gute Hofnung schöpfen könne, sie würden mit der Zeit so ziemlich den übrigen Menschen ähnlich sehen.

Was mir zu dieser Betrachtung den nächsten Anlaß gegeben hat, ist ein Aufsatz in *London Magazine*, *May* 1773, unter der Rubrik: Versuch über die ländliche Poesie, worinn ein sich so nennender Musidorus die Teutschen als ein Beyspiel aufstellt, was der Geist einer aus der Barbarey erwachenden Nation für einen Schwung zu nehmen pflege. Ich ziehe nicht gerne unbestimmte Sätze aus einem einzelnen Falle, wie viele der neuesten Philosophen unsrer westlichen Nachbarn zu thun ge-

(*) Johann Kepler, Mathematicus der Kayser Rudolph *II*, und Matthias.

wohnt sind; und noch weniger möchte ich die Unwissenheit eines Einzigen einer ganzen Nation vorrücken. Aber mich däucht, wenn mitten in London, in einem öffentlichen, in Jedermanns Hände kommenden Journale, an welchem Gelehrte von allen Arten Antheil haben, von einer Nation, die schon lange genug mit der Englischen in nähern Verhältnissen steht um ihr nicht mehr unbekannt zu seyn, so gesprochen wird, wie dieser Musidorus spricht: so kann man, ohne sich zu versündigen, voraussetzen, daß man sich in England um den Zustand der Gelehrsamkeit der besagten Nation kaum so viel bekümmere, als man sich bey uns um die Litteratur der Lappen und Kamtschadalen bekümmert. Hören wir doch, was dieser Musidorus von uns sagt!

Zuförderst offenbaret er seinen Lesern: „er habe jederzeit bemerkt, (und er ist wohl nicht der erste, der so was gemerkt hat,) daß in jedem Lande, wo der Geschmack seinen goldenen Saamen auszustreuen beginne, und die feinere Gelehrsamkeit über die Ruinen der Gothischen Barbarey empor steige, die Poesie allemal ihre erste Erscheinung in einem Kleide von musikalischer Prosa gemacht habe; welche musikalische Prosa Er (unmittelbar vorher) jene sanfte, harmoniöse, halb-epische, halb-schäferische Poesie nennt, die mit so gutem Glücke von den Italiänischen Barden der beyden lezten Jahrhunderte

Werke getrieben, und hernach durch die blühende Phantasie des eleganten Fenelon ungemein vervollkommet worden sey; und welche er, obiger Ursache wegen, die Sprache der Natur zu nennen pflege. — „Um diese Behauptung „zu bestärken (fährt er fort) laßt uns nur „unsre Nachbarn, die Deutschen, ansehen. „Diese alle, in dem finstern und abscheulichen „Arbeiten juristischer und mönchischer Ge„lehrsamkeit lange versunkene, und allen Ue„berbleibseln der Ungeschliffenheit ihrer barba„rischen Voreltern hartnäckig anhangende „Nation hat endlich ihren Klöstern und Schu„len gute Nacht gegeben, und die Celle des „Heineccius (risum teneatis, amici) mit dem „Schreine des Apollo vertauscht. Viele von „ihren Barden haben (um ihre eigenen Worte „zu gebrauchen) das leichte Rohr zu stimmen „versucht, und Alle haben zuerst um die Gunst „der ländlichen Muse gebuhlt. Geßners „simple Dichtart (da haben wir unsern Geß„ner mit einem Worte herrlich charakterisirt) „ist unsern Landsleuten bereits wohl bekannt, „und wird allgemein bewundert; und wären „die poetischen Werke seiner Zeitgenossen eben „sowohl in England bekannt, so bin ich gewiß „(ich, warlich, nicht!) sie würden mit al„lem Beyfall, den sie verdienen, aufgenom„men werden. Bodmer, Breitinger, Kleist, „Klopstock, Weiland sind ehrwürdige Na„men, wo man sie kennt. „

Was der ehrliche Musidorus sich für eine Vorstellung von uns armen Germanen macht! Der gute Heineccius, der die Sprache der Römer so schön schrieb, mit ihren classischen Schriftstellern so vertraut war, und so viel beytrug, die Barbarey aus den Schulen der Themis verbannen zu helfen, wie kömmt wohl dieser dazu, als ein furchtbarer Tribonianischer Popanz dargestellt zu werden, aus dessen dumpfer Höhle wir armen Hirtendichter allzumal uns in die Nische des Apollo (*the shrine of Phoebus*, denn Herr Musidorus spricht durchaus musikalische Prosa) geflüchtet haben?

Doch, es wäre lächerlich über diese ganze Stelle Anmerkungen machen zu wollen. Der Mann mußte wohl sehr wenig von der Nation, von der er spricht, wissen, der nicht wußte, wer Hagedorn, Gleim, Utz und Gellert ist, dem sogar Rammler und Lessing unbekannte Namen sind, und der, um etliche wenige Namen zusammenzubringen, sogar Breitingern, der zwar ein Lehrer unsrer meisten Dichter, aber niemals selbst Dichter gewesen ist, *veluti Iudaeus*, nöthigt, *in hanc concedere turbam*.

Indessen verdient Musidorus doch immer für seinen guten Willen Dank. Denn daß er uns Ehre hat erweisen wollen, dies sieht man offenbar; und (wenn mich die besondere Wendung seiner lezten Periode nicht auf eine irrige Vermuthung bringt) so meynt er es wohl gar

so gut mit uns, daß es ihn verdrossen zu haben scheint, daß vielleicht die Englischen Kunstrichter (die im Durchschnitt genommen, ungefehr eben solche Leute sind, wie die unsrigen) vor dem einen oder andern von den respectablen Dichtern, die er nennt, wenigstens vor dem sogenannten Weiland, nicht völlig so viel Respect haben, als er glaubt, daß ihm gebühre. Ob die Schuld hievon an den englischen Uebersetzungen, oder an den Kunstrichtern, oder an Weiland selbst liege, wird die Zeit lehren.

W.

IV.

Anekdoten.

I.

Vom Doktor Mead (*).

Doktor Friend, der vertraute Freund des berühmten Doktor Mead, wiederſetzte ſich einſtmals im Parlamente mit Heftigkeit dem Verfahren des Miniſteriums in einer gewiſſen Sache. Dieſes Betragens wegen wurde er im März 1722, unter dem Vorwande des Hochverraths, in den Tower geſetzt. Ein halbes Jahr darauf wurde der Premier-Miniſter krank, und ſchickte nach dem Doktor Mead. Dieſer, nachdem er die Krankheit unterſucht hatte, ſagte ihm, er wolle für ſeine Geneſung ſtehen; aber er werde ihm keinen Tropfen Arzney eher verſchreiben, bis ſein Freund aus dem Tower wäre. Der Miniſter, welcher ſeine Krankheit zunehmen ſahe, erhielt wenig Tage drauf bey Seiner Majeſtät Pardon für Doktor Friends vorgebliches Verbrechen, und ſchickte wieder zum Doktor Mead. Ohngeachtet Dr. Friends Pardon ſchon von der königlichen geheimen Kanzley ausgefertigt ware, ſo blieb dennoch Doktor Mead feſt bey ſeinem Ent-

(*) Aus dem London Magazine; May 1773.

Entſchluſſe, bis ſein Freund würklich befreyet, und wieder in ſeiner Familie ware. Der Miniſter wurde durch Dr. Meads Hülfe bald wieder geſund. Während Friends Gefangenſchaft hatte D. Mead ſeine Kranken übernommen, und brachte ihm noch an dem nemlichen Abende, da er aus dem Tower kam, Fünfrauſend Guineen erhaltene Kurkoſten; welche, als eine verdiente Belohnung ſeiner Arbeit anzunehmen, ihn Dr. Friend auf keine Weiſe überreden konnte.

II.

Von Signora Gabrieli,

erſter Sängerin der Sicilianiſchen Oper (*)

Die Talente der Gabrieli ſind ſchon ſo allgemein bekannt und berühmt, daß man ihr ohnmöglich eine neue Lobrede halten, oder ſie ſchwärmeriſcher erheben kann als die Italiener thun, und ſchon lange gethan haben. In der That haben ſie auch Recht, denn ihr Vortrag und die Schönheit und Biegſamkeit ihrer Stimme ſind

(*) Aus Brydone's, Tour through Sicily and Malta.

sind höchst bewundrungswürdig; und wollte sie nur eben so gut gefallen als in Erstaunen setzen, so würde sie fast eben die Wunder mit ihrer Stimme thun können, die man von einem Orpheus und Thimotheus erzählt. Aber so fügt sichs, vielleicht zum Glück für die Ruhe der armen Erdensöhne von seinem Ohr und empfindsamen Herzen, daß ihr Eigensinn und ihre wunderliche Laune wo möglich gröser noch als ihr Talent ist, und sie allzeit eben so verhaßt als dieses berühmt macht. Auf diese Art wird ihr Charakter oft das kräftigste Gegengift der Reitze ihrer Stimme und Person. Bey allen ihren Fehlern ist sie demohngeachtet die gefährlichste Syrene unserer Zeit, und hat gewiß mehr Eroberungen gemacht als ein Frauenzimmer auf der Welt.

Man muß ihr, aus Gerechtigkeit, das Lob geben, daß sie, den Meisten ihrer Kunstverwandten zuwider, nichts weniger als selbstisch oder habsüchtig ist; sie giebt vielmehr oft große Proben ihrer Freygebigkeit und Uneigennützigkeit. Sie ist sehr reich, und wie man vermuthet, durch die Gnade des leztverstorbenen Kaisers, dem es ein Vergnügen machte sie in Wien zu haben. Sie mußte sich aber zulezt aus Wien, so wie aus den meisten Städten Italiens, entfernen, wegen der Unruhen und Zwiste, die ihr unruhiger und friedestöhrender Kopf, vielleicht mehr als ihre Schönheit, verursachte.

Ohn-

Ohngeachtet sie schon ziemlich weit in Dreyssig ist, scheint sie doch auf der Bühne kaum achtzehn Jahre; und eben diese Kunst sich so zu verjüngen, ist keine ihrer schlechtesten. Wenn sie bey guter Laune ist, und sich würklich hören lassen will, so hat niemand etwas im ganzen Felde der Musik gehört, das mit ihrem Singen verglichen werden könne. Wenn sie will, so singt sie so gut für das Herz als für die Einbildungskraft, und dann regiert sie jede Leidenschaft mit der gränzenlosesten Gewalt. Aber selten ist sie fähig ihre wundernswürdige Macht ganz zu zeigen; denn selten nur läßt es ihr Eigensinn zu; und eben dieser unüberwindliche Eigensinn, der stets mit den Reitzen ihrer Kunst abwechselt, hat sie schon ihr ganzes Leben hindurch zu einem Gegenstande der Bewunderung und Verachtung gemacht.

Sie ist in der Action und im Recitiren fast eben so stark, als im Singen. Oft thaten wenig Worte von ihr, in einem Recitative, mit einem ganz einfachen Accompagnement, eine Würkung bey mir, die ich von keinem andern Sänger fühlte. Sie schreibet viele ihrer Verdienste dem Unterrichte zu, den ihr Metastasio, sonderlich in der Aktion und im Recitiren, gab.

Ihr Eigensinn ist so hartnäckig und unbiegsam, daß weder Interesse noch Schmeicheley, weder Drohungen noch Strafen Gewalt über

ihn

ihn haben; Hochachtung oder Verachtung, beydes vermehrt ihn bey ihr. Nur selten läßt sie sich bewegen ihre wundernswürdigen Talente zu zeigen; am allerwenigsten aber wenn sie glaubt, daß man etwas Vortrefliches von ihr erwartet; anstatt ihre Arien wie andere Aktricen zu singen, überbrummt sie sie alsdenn nur a mezza voce, und nichts in der Welt kann sie singen machen, wenn es ihr nicht beliebt.

Das würksamste Mittel, so man noch in diesem Falle entdeckt hat, ist ihr begünstigter Liebhaber, denn sie hat allezeit einen; diesen sucht man zu bereden, daß er sich mitten in die vorderste Loge sezt. Stehen sie eben auf einem guten Fuße mit einander, welches aber selten der Fall ist, so richtet sie alle ihre zärtlichen Arien an ihn, und treibt ihre Kunst auf das Aeuserste. Ihr gegenwärtiger inamorato versprach uns diesen Beweis seiner Macht über sie zu geben. Er nahm, der Abrede gemäs, seinen Platz, aber Gabrieli, welche vermuthlich die List merkte, schien ihn gar nicht zu sehen. Also würkt auch sogar dieses Mittel nicht allezeit bey ihr.

Der Viceroi, welcher die Musik sehr liebt, hat alles mit ihr, aber umsonst, versucht. Vor einiger Zeit gab er dem vornehmsten Adel von Palermo ein groses Gastmahl, und ließ die Gabrieli auch dazu bitten. Jedermann erschien zur gehörigen Stunde, nur Gabrieli

nicht.

nicht. Der Viceroi befahl mit dem Essen zu warten, und ließ ihr melden, daß die Gesellschaft auf sie harre. Der Bediente fand sie lesend im Bette. Sie bath ihn, er möchte sie entschuldigen; es thät ihr leid, daß sie die Gesellschaft auf sich habe warten lassen, aber sie habe ihr Versprechen gänzlich vergessen. Der Viceroi würde ihr diese Unhöflichkeit noch vergeben haben; da aber die Gesellschaft in die Oper kam, spielte Gabrieli ihre Rolle äusserst nachläßig und kalt, und sang alle ihre Arien sotto voce, oder so leise, daß man sie kaum hörte. Dieß beleidigte den Viceroi; da er aber ein sehr gutblütiger sanfter Mann ist, so wollte er ihr doch sein Ansehen nicht fühlen lassen; allein da sie bey ihrer unverschämten Halsstarrigkeit verharrte, so zwang sie ihn endlich ihr mit Strafe zu drohen, wenn sie sich länger weigern würde zu singen.

Auf diese Drohung ward sie hartnäckiger als zuvor. Macht und Ansehen, sagte sie, werde nie etwas bey ihr vermögen; zum Schreyen könne er sie wohl bringen, aber zum Singen nimmermehr. Der Viceroi schickte sie, auf diese Antwort, in ein öffentliches Gefängnis, wo sie zwölf Tage aushalten mußte. Während dessen gab sie alle Tage die prächtigsten Gastmahle, bezahlte aller der armen Gefangenen Schulden, und theilte beträchtliche Summen an Wohlthaten aus. Der Viceroi muste endlich seinen Zwist mit ihr aufgeben,

und

und sie wurde unter dem Freudengeschrey der Armen in Freyheit gesezt.

Sie sagte uns, sie habe verschiedenemal mit den Unternehmern der Englischen Oper in Unterhandlungen gestanden, aber nie den Schluß fassen können nach England zu gehen. Die Ursach davon ist nicht die schlimmste. „Ich „bin nicht Herr meines Eigensinnes, sagte sie; „das meistemal ist er der meinige, und in „England würde ich ihm am allerwenigsten „nachhängen können. Fiel mir es einmal „ein nicht zu singen, so balgte mich der Pöbel „herum, oder schlüge mir vielleicht gar Arme „und Beine entzwey; und in einer ganzen „Haut schlaf ich doch immer gerne, wenn es „auch gleich in einem Gefängnis seyn sollte.

Druckfehler.

S. 1, 49, 65, 81, 97 muß die Signatur der Bogen in Fünften Bandes 1stes Stück verwandelt werden.

Der

Teutſche Merkur.

Des Fünften Bandes
Zweytes Stück.

Februar 1774.

Weimar,

bey Carl Ludolf Hoffmann.

Digitized by Google

I.

Poesien (*).

An Herrn R**.

Da er im Scherz sagte, er läse die alte lateinische und griechische Autores mit ihren Noten voll schwerer Gelehrsamkeit, und schäme sich die leichte Namen eines Utz und eines Jakobi jemals im Munde gehabt zu haben.

(*) Die folgenden drey Stücke sind von eben dem ungenannten jungen Frauenzimmer, deren erste Versuche im 3ten Stücke des 3ten B. vom Merkur 1773, so viel ich weiß, mit vielem Vergnügen gelesen worden. Sie hat die Gütigkeit gehabt, dieses Geschenke mit einem Briefe zu begleiten, worinn sie mir ankündigt, daß sie sich, seit dem sie jene Lieder gesungen, unter den Schutz der Ehestifterin Juno begeben habe, und der Würde ihres nunmehrigen Standes gemäß finde, künftig entweder gar nicht mehr, oder allenfalls nur Wiegenlieder zu singen. Uebrigens hat es ihr beliebt, ihren

Doch willſt du ihn gezüchtigt ſehen,
Soll er der Rache nicht entgehen,
Dann, lieber Amor, gieb, daß bey der Trauben Saft,
Wenn ſeine Jugend einſt die Zeit dahin geraft,
Die Liebe noch in ſeine Leyer klinge,
Ein Roſenkranz mit Epheu ihn umſchlinge,
Und er, von Mädchen angelacht,
Begeiſtert durch der Schönheit Macht,
Im grauen Haar wie Utz und wie Jakobi ſinge.

Abſchied an Aglaja und Damon.

Geſeegnet Dorf, wo noch die Unſchuld wohnet,
Wo ſtolze Ruh ununterbrochen thronet,
Und reine Freude ſich in edle Seelen gießt;
Soll ich dich fliehn, und ſeh ich nie dich wieder,
So weih' ich dir das lezte meiner Lieder,
Eh' mich die Stadt in ihre Mauern ſchließt;
Und hänge dann an dieſe Roſenbüſche
Mein Saitenſpiel, das leiſe nur
Dem großen Schöpfer der Natur,
Und einem Freunde, der mich nicht verhöhnte,
In unentweihten Schatten tönte.
Dann flieh ich hin — wo mich mein Schickſal führt;

Dann tönt nicht mehr mein Lied, behorcht von Nachtigallen,
Mein sanftes Lied, das Schäfern oft gefallen,
Und spröder Nymphen Herz gerührt;
Doch denk ich oft, auch selbst bey frohern Stunden,
An dich zurück, o! selig Land,
An das ein unauflöslich Band
Der reinsten Freundschaft mich gebunden.
Selbst dann, wenn mein Damöt an seine Brust mich drückt,
Denk ich, wenn doch Aglaja, Damon bey mir wären!
O! theilten sie mein Glück! — Dann wein' ich stille Zähren
Den Freunden die mich hier beglückt.

Izt laßt mich der Stunden noch genießen,
Die nur Thoren nicht zu schätzen wissen,
Und die uns so schnell entfliehn.
Webet über uns, ihr jungen Weste,
Leichte Schatten von Jasmin,
Laßt um uns die schönsten Rosen blühn,
Und säuselt sanft im schwanken Laub der Aeste;
Sanfter rausche uns der Wasserfall,
Heitrer sey uns jede Morgenröthe,
Leiser tön' in unser Ohr die Flöte
Jedes Hirten, der im Grase ruht;

Und wenn bey ſchwüler Mittagsglut,
Hoch über uns in ſeinen goldnen Wagen,
Auf Wolken, die ihn majeſtätiſch tragen,
Latonens Sohn ſich wiegt,
Dann ſoll uns der Silberbach erfriſchen,
Wo, verſteckt von dichtverwachſnen Büſchen,
Amor ſichrer ſiegt.
Köcher, Pfeile, Bind' und Bogen
Wirft er hin ins Moos;
Seine ganze Rüſtung hat er ausgezogen,
Spielend liegt er Grazien im Schoos,
Spielend greift er nach den Pfeilen,
Die ſchnell zu verwunden eilen,
Spannt den Bogen, drückt ſie los;
Um ihn ſchwärmen Liebesgötter,
Werfen ſich mit Roſenblätter
Und begleiten jauchzend jeden Pfeil;
Gleich den bunten Schmetterlingen
Kettet ſich der ganze Schwarm an Zephyrs Schwingen,
Der ſie ſchnell zu jenem Ufer trägt,
Wo unbeſorgt, des Kleiderzwangs entladen,
In flüßigen Criſtall, von Weſten ſanft bewegt,
Die ſchönſten Mädchen ſicher baden. —
Die ſchönſten? Nein, nur das iſt ſchön, was liebt,
Und dieſe, aller Mädchen Schande,
Hat ſelbſt bey ihrem Schäferſtande,

Wo jedes Herz die Pflicht zu lieben übt,
Nie eines Hirten Pein betrübt;
Stets hat ihr Rosenmund, geschaffen nur zum küssen,
Den Gott der Liebe keck verlacht;
Auf Rache war er längst bedacht;
Nun sollen sie den Frevel büssen!
Sie hat sein Götteraug erblickt;
Schnell sind die Pfeile abgedrückt,
Die er nie umsonst getragen.
Spröde Mädchen, darf ich fragen,
Wessen Herz traf Amor jezt?
O! laßt euch die tiefe Wunde lehren,
Das allmächt'ge Kind zu ehren,
Das sich rächt und euch verlezt.
Uns, die wir seine Macht erkennen,
Uns schaff' er stete Lust!
Ein sanft Gefühl, so oft wir Amorn nennen,
Durchwalle unsre Brust!
Führe bald, du süsser Gott der Liebe,
Meinem Freund ein reizend Mädchen zu;
Edel sey ein jeder ihrer Triebe,
Schalckhaft lächle sie, wie du;
Grazie sey in ihren Blicken,
Muntrer Witz in ihrem Scherz,
Und soll sie ihn stets entzücken,
Gieb ihr auch ein zärtlich Herz.

Sie ſey, Aglaja, dir, wenn ich, o! Freund', euch fehle,
Die Geſpielin, die dir Hymen nimmt;
Sie fühle deinen Werth, und ihre ganze Seele
Sey mit der deinen gleich geſtimmt. —
So lebt ihr dann, ob ihr euch gleich verlieret,
Beglückt im Schooß der Freundſchaft und der Ruh;
Und ich — ich eile dann, von Amorn ſelbſt geführet,
Mit minder Schmerz, daß er mich euch entführet,
Damötens treuen Armen zu.

An meinen Mann, zu ſeinem Geburtstage.

Wie lacht um mich, am Tage da du gebohren,
Im Schmuck des Lenzen, die frohe Natur!
Jedes Blümchen auf der Flur,
Unter Raſen halb verlohren,
Blüht mir ſchöner; jeder Weſt,
Der im leichten blauen Flor ſich niederläßt,
Liſpelt mir izt unvermiſchte Freude,
Werth, daß ſie im Purpurkleide,
Hoch auf ihrem Götterthron,
Eine Königin beneide.
Muntre Scherze, kleine Amoretten
Gaukeln um mich zügellos,
Und auf friſchen Roſenbetten

Fesselt Hymen hier mit Blumenketten
Amorn in Cytherens Schoos.
O! sey mir, du schönster Tag, gegrüsset!
Lieb' und Freundschaft feyert ihn;
Und vom Saft, der aus der Traube fliesset,
Müssen unsre Wangen glühn!
Komm, Lyäus, laß bey diesem Feste
Deine Gottheit sehn,
Taumelnd müssen alle Gäste
Heute von uns gehn!

C. R. geb. S.

Die Freuden des Landlebens (*).

Eine Umschreibung der zweyten Epode des Horaz.

Wie glüklich ist, wer fern von Neid,
Entfernt vom städtischen Getümmel,
Vom schnöden Eigennuz befreyt,
Umwölbt von einem reinern Himmel,
Mit eignem Stier die angeerbte Flur
Bebaut nach alter Väter Sitte:
Ein froher Zögling der Natur,
Und Fürst in seiner niedern Hütte!
In dessen Brust kein kriegrisch Feuer glüht;
Der, wenn des wilden Meeres Wellen
Bald thürmend himmelan sich schwellen,

Bald

(*) Dieses Stück ist mir von einem Ungenannten zugeschickt worden der mir sonst nichts von sich selbst

Bald Schiff und Mann des Meeres Schlund begräbt,
Vor Wellen und vor Meer nicht bebt:
Der sich nicht vor den Großen schmieget,
Noch Tag und Nacht auf Gönner Schwellen lieget:
Ein solcher ist beglückt, dreimal beglückt!
Sein sind des Landmanns Freuden! Ihn entzückt
Das liebliche Geschäft, um stolzer Pappeln Rinden
Den schlanken Weinstock zu umwinden,
Und mit gekrümmtem scharfen Stahl
Die dürren Zweige, die nicht taugen,

Herab

selbst entdeckt, als daß er sich erst in seinem sechzehnden Jahre befindet, und zu wissen begierig ist, ob die Kenner finden werden, daß er Aufmunterung verdiene, oder ob er es bey diesem ersten Versuche bewenden lassen solle? Wenn ich bey diesem Gericht eine Stimme hätte, so würde ich ihn aufmuntern, noch mehr Versuche zu thun, aber sich dabey hauptsächlich das inutiles falce ramos amputans, feliciores inserit, empfohlen seyn zu lassen, auch unter anderm dahin zu sehen, daß ihn der Reim niemals nöthige, was er sonst kurz und stark hätte sagen können, matt und wäßrig vorzutragen, oder Verse einzuschieben, die bloß darum da stehen, um auf einen vorgehenden Vers zu reimen, und deren etliche wegzustreichen ich die Freyheit genommen habe. Wegen andrer Veränderungen und einiger Zusätze habe ich wohl nicht nöthig um Entschuldigung zu bitten, da sie dem jungen Dichter vielleicht mehr Dienste leisten können als eine Kritik, welche nicht zeigt wie man besser machen soll.

Herab zu haun, und dann an ihrer Statt
Fruchtbare Knospen einzuaugen.
Wer hat das Glück, das unser Landmann hat,
Wenn er im krummen Thal
Die muntre Heerde weiden siehet,
Ihr Blöken hört, wenn sie nach Hause irrt,
Wenn Abendroth den Himmel überziehet,
Der Tag sich neigt, die ganze Gegend glühet,
Und jezt in Thetis Schoos die Sonne sinken wird?
Wenn er die Arbeit seiner Bienen,
Den Honig, den ihr Fleis gesammelt und gespart,
In reinen Krügen aufbewahrt,
Zum süßen Labsal ihm zu dienen;
Wenn er das Schaaf, still, unbewehrt
Auf seinem Schoose liegend scheert?
Und — wenn der Herbst, sein Haupt mit reifen Obst bekränzet,
In unsre Thäler lacht, auf unsre Fluren glänzet,
Die Traube färbt, die göldnen Aepfel reift
Und Bacchus und Pomonens Schätze
In Kellern und auf Böden häuft —
Wie freut er sich, wenn er des Baumes Früchte bricht
Den seine Hand gepflanzt, begossen,
Wenn er die erste Traube bricht
Die an dem Stok, den er gesenkt, entsprossen,
Und mit dem Purpur um den Vorzug ficht.
Ihm beut, wenn er nach Einsamkeit sich sehnet,
Der stille schattenreiche Wald
Den freudenvollsten Aufenthalt.

Da athmet er, am Eichenſtamm gelehnet,
In ſich gekehrt, die reinſte Luft,
Heilſamer Kräuter ſüßen Duft;
Hört, wie verliebt die Turteltaube ſtöhnet,
Und durch die Dämmerung der Nachtigallen Lied
Aus allen Zweigen wiedertönet.
Ihn wiegt des Baches ſanftes Säuſeln,
Der Silberwellen plätſchernd Kräuſeln,
Der ſchäumende, der rauſchende Criſtall,
Der ſich im hohen Waſſerfall
Von Felſenſpitzen ſtürzt, in ſüße Träume ein:
Wenn er auf grüne Matten hingeſtrecket,
Die tauſend Blumen überſtreun,
Vom Schatten einer Linde überdecket
In deren Zweigen ſich ein Hänflings-Chor verſtecket,
Dem Abendroth, das an dem Himmel glüht,
Mit frohen Blick entgegen ſieht.

Und wenn der Winter Baum und Wald entlaubet,
Die Felder ihres Schmucks beraubet;
Wenn Boreas mit kalter Hand
Die regenſchwangre Urne ſchwinget
Wenn Grün und Reiz von Wies und Flur verſchwand:
Wenn blendend Weis den Bach, die Felder decket,
Der Baum die eisbeſchwerten Zweige ſtrecket,
Der Tag ſich in die Nacht verliert:
Kurz, wenn der winterliche Zevs regiert,
Jagt er, mit abgerichten Meuten,
Ins aufgeſtellte Garn das wilde Schwein:

Weis Leim und Netze zu bereiten,
Legt Schlingen, schleifet Knoten ein,
Gefräs'ge Drosseln drinn zu fangen;
Die süssen Vögelchen, die Lerchen, scheucht
Er in die Stufennetze, beugt
Ihr zartes Hälschen um, wenn sie noch zappelnd hangen;
Den flücht'gen Haasen, den sein Schuß erreicht,
Den Kranich, der aus ungemeßner Weite
In langen Reihen durch die Lüfte zieht;
Bringt er — die angenehmste Beute —
Nach Haus. — Sein ruhiges Gemüth
Kennt nicht der harten Liebe Qualen, flieht
Die Sorge, welche oft des Reichen Stirn umzieht:
Wenn eine keusche Gattin ihn beglücket,
Die süssen Kinder ihm erzieht,
Sein Lager, seinen Tisch mit frischen Blumen schmücket;
Und ihn mit ihrem Kuß entzücket,
Wenn er, von seinem Raub beschwert,
Auf seinen sichern Stab gebücket,
Mit schnellem Schritt nach Hause kehrt.

Indeß er Wald und Feld durchstreifet,
Und flüchtig Wild erleget, häuffet
Die Gattin, auf dem heil'gen Heerd
Das trockne Holz, um, wenn er wiederkehrt,
Ihm lodernd Feuer anzufachen.
Sie schließt das satte Vieh in sichre Hürden ein:
Melkt ihre Schafe, schöpft den heur'gen Wein

Aus süssem Faß; und weiß ihr kleines Mahl
Den Götterschmäusen gleich zu machen.
Die ungewürzte Kost, die ihren Tisch bedeckt,
Ist ihm Ambrosia. Dem ekeln Sultan schmeckt
Das köstlichste Gericht aus einer fernen Zone
Gewiß nicht halb so gut, als unserm Erdensohne
Des Oelbaums süsse Frucht, die er mit äms'ger Müh
Vom reichbeladnen Baume las:
Und Kräuter, die sein Söhnchen früh
Im nahen Hayn, aus dem bethauten Gras
Und auf dem schrägen Hügel las,
Und kömmt, des Weltgetümmels satt,
Ein Freund zu ihm, um fern von Hof und Stadt
Des Lebens einmal zu genieſſen;
Dann schlachtet er, den Gastfreund zu begrüssen,
Ein zartes Lamm, der Mutter kaum entrissen,
Ein jährig Kalb, das noch kein Joch gedrückt,
Ein Böckchen, das er selbst dem Zahn
Des raubbegier'gen Wolfs entrückt,
Und seines Hofes Zier, den wachen Hahn.
Und, o! wie freut er sich, an seines Freundes Brust
Die Abendstunden zu durchwallen!
Sie horchen mit getheilter Lust
Dem Abendlied der Nachtigallen;
Sehn wie, mit süsser Milch beschwehrt,
Das satte Vieh zum Stalle wiederkehrt,
Und um die Mutter her die kleinen Lämmer springen,

Und

Und winken fern dem Hirten zu,
Der sie begaft, sein Liedchen fortzusingen.
Und welch ein Anblick, welch ein Mahl
Für sein zufriednes Herz, wenn er beym Abend-
strahl
Umwölbt von blauer Luft, die, gleich dem rein-
sten Spiegel,
Kein Wölkchen trübt, von einem freyen Hügel
Sein Eigenthum, wie es im Abendschimmer glüht,
Sein ganzes Glück, wollüstig übersieht!
Dann spät zurücke kehrt, und sieht die Mitgenossen
Von seiner Arbeit, seinem Glück,
Gelagert um den Heerd, sieht wie ihr froher Blick
Ihn seegnet, — sieht wie ihm die anmuthsvollen
Sprossen,
Die Kinderchen, so blühend, so gesund,
So lebensfroh! in lieblichen Gewimmel,
Entgegen laufen — hört aus jedem kleinen Mund
Der Namen süssesten — erinnert dann mit Lust
Der eignen Kindheit sich bey ihrem Lustgetümmel,
Sieht, seines ganzen Glücks sich inniglich bewußt,
Dann ihre Mutter an, sieht seinen irdschen Himmel
In ihrem Aug', aus dem sich eine Thräne schleicht,
Und küßt die Thräne weg — o sagt, ist unterm
Himmel
Ein ander Glück, das diesem Glücke gleicht?

Von einem Ungenannten.

14. Fortsetzung der Widersacher.

Dieselben hatten sich, da es in den Gränzen, und gefährlich war, sich zu entfernen, zu Hause gehalten, und sich begnügt, wenn sie sich, wie sonst, in der Nähe des Lagers, und in Gesellschaft, sehen, und, wenn Einer, oder Zwey, sich ein wenig weiter wagten, sie ihnen nachgeeilet, sie ergriffen, und mit sich ins Lager gebracht hatten. Sie hatten sich auch, wie es natürlich folgte, dort, wo sie sich sicher sahen, mit einer gewissen Kühnheit, und Unverschämtheit, sey es, seine Gemeinheit, oder Unwissenheit, sehen lassen, und sich, wie sonst, in Gesellschaft, und ohne Waffen, an uns zu Verrichtungen gemacht. Aber jetzt, da sie sich in Gegenwart ihrer Obern, und Anführer, und in Gesellschaft ihrer Kameraden, und Mitgenossen, sahen, und da sie sich Gleiches, und zu Gleichem Zwecke, wie sie, mit ihren Degen bewaffnet, und mit Pistolen versehen, sahen, so wurden sie, wie es natürlich ist, in ihrer Gesinnung, und in ihrem Betragen, gegen uns, ganz anders.

Es befand sich, daß wir jetzt, bey uns, in Gegenwart unserer Obern, und Anführer, und in Gesellschaft, und in der Gegend von Leuten, die uns, wie sie, mit Degen, und Pistolen, bewaffnet waren, und die sich, wie sie, auf Verrichtungen, und Unternehmungen, einließen, die Verachtung, und den Hohn, den sie, wie

turwürkungen, übrig ließ. Aber zum Unglück für ihn, lag dies Landgut zu nah bey Abdera; und da seine Lage ungemein schön, und der Weg dahin einer der angenehmsten Spatziergänge war, so sah er sich alle Tage Gottes von einem Schwarm von Abderiten und Abderitinnen, lauter Vettern und Basen, heimgesucht, welche das schöne Wetter und den angenehmen Spatziergang zum Vorwande nahmen, ihn in seiner glücklichen Einsamkeit zu stören.

Wiewohl Demokritus den Abderiten wenigstens eben so wenig gefiel als sie ihm, so war doch die Würkung davon sehr verschieden. Er flohe sie, weil sie ihm lange Weile machten; und sie suchten ihn, weil sie sich die Zeit dadurch vertrieben. Er wußte die seinige anzuwenden, sie hingegen hatten nichts bessers zu thun.

Wir kommen, Ihnen in Ihrer Einsamkeit die Zeit kürzen zu helfen, sagten die Abderiten. — Ich pflege in meiner eigenen Gesellschaft sehr kurze Zeit zu haben, sagte Demokritus.

Aber wie ist es möglich, daß man immer so allein seyn kan, rief die schöne Pithöka: Ich würde vor Langerweile vergehen, wenn ich einen einzigen Tag leben sollte, ohne Leute zu sehen. — Sie versprachen sich; von Leuten gesehen zu werden, meynen Sie, sagte Demokritus.

„Aber

„Aber woher nehmen sie auch daß Demokritus Langeweile hat? Sein ganzes Haus ist mit Seltenheiten angefüllt. Mit Ihrer Erlaubnis, Demokritus — lassen Sie uns doch alle die schönen Sachen sehen, die Sie auf Ihrer Reise gesammelt haben.“

Nun gieng das Leiden des armen Einsiedlers erst recht an. Er hatte in der That eine schöne Sammlung von Naturalien aus allen Reichen der Natur; ausgestopfte Thiere, Vögel, Fische, Schmetterlinge, Muscheln, Versteinerungen, Erzte, u. s. w. Alles war den Abderiten neu; alles erregte ihr Erstaunen. Der gute Naturforscher wurde in einer Minute mit so viel Fragen übertäubt, daß er, wie die Fama, aus lauter Ohren und Zungen hätte zusammengesezt seyn müssen, um auf alles antworten zu können. „Erklären Sie uns doch was dieses ist? Wie es heißt? Woher es ist? Wie es zugeht? Warum es so ist?“

Demokritus erklärte so gut er konnte und wußte; aber den Abderiten wurde nichts klärer dadurch; es war ihnen vielmehr, als begriffen sie immer weniger von der Sache, je mehr er sie erklärte. Seine Schuld war es nicht!

„Wunderbar! Unbegreiflich! Sehr wunderbar!“ — war ihr ewiger Gegenklang. — So natürlich als etwas in der

Welt! — erwiederte Demokritus ganz kaltsinnig. — „Sie sind gar zu bescheiden, Demokritus; oder vermuthlich wollen Sie nur, daß man Ihnen destomehr Complimente über ihren guten Geschmack und über ihre großen Reisen machen soll? — Setzen Sie Sich deßwegen in keine Unkosten, meine Herren; ich nehme alles für empfangen an.

„Aber es mag doch eine angenehme Sache seyn, so tief in die Welt hinein zu reisen? — sagte ein Abderite.

„Und ich dächte gerade das Gegentheil, sprach ein anderer. — Nehmen Sie alle die Gefahren und Beschwerlichkeiten, denen man täglich ausgesezt ist; die schlimmen Straßen, die schlechten Gasthöfe, die Sandbänke, die Schiffbrüche, die wilden Thiere, Krokodile, Einhörner, Greiffen und geflügelte Löwen, von denen in der Barbarey alles wimmelt. —“

„Und dann, was hat man am Ende davon, „(sagte ein Matador von Abdera), wenn man „gesehen hat, wie groß die Welt ist? Ich „dächte, das Stück das ich selbst davon be„sitze, käme mir dann so klein vor, daß ich kei„ne Freude mehr daran haben könnte.“

„Aber rechnen Sie für nichts, so viel Menschen zu sehen? — erwiederte der Erste.“

„Und

„Und was sieht man denn da? Menschen! Die konnte man zu Hause sehen. Es ist allenthalben wie bey uns.“

„Ey, hier ist gar ein Vogel ohne Füße,“ rief ein junges Frauenzimmer.

„Ohne Füße?“ — Und der ganze Vogel nur eine einzige Feder! das ist erstaunlich! — sprach eine andere. „Begreiffen Sie das?“

„Ich bitte Sie, Demokritus, erklären Sie uns, wie er gehen kan, da er keine Füße hat?“

„Und wie er mit einer einzigen Feder fliegt?“

„O, was ich am liebsten sehen möchte, sagte eine von den Basen, das wäre ein lebendiger Sphinx! Sie müssen deren wohl viele in Egypten gefunden haben?“

„Aber ists möglich, ich bitte Sie, daß die Weiber und Töchter der Gymnosophisten in Indien — wie man sagt — Sie verstehen mich doch, was ich fragen will?“

Nicht ich, Frau Salabanda.

„O, Sie verstehen mich gewiß! Sie sind ja in Indien gewesen? Sie haben die Weiber der Gymnosophisten gesehen?“

O ja, und Sie können mir glauben, daß die Weiber der Gymnosophisten weder mehr noch weniger — Weiber sind als die Weiber der Abderiten.

„Sie erweisen uns viele Ehre. Aber dies ist nicht, was ich wissen wollte. Ich frage, ob es wahr ist, daß sie — (hier hielt Frau Salabanda eine Hand vor ihren Busen, und die andere — kurz, sie sezte sich in die Attitüde (*) der Mediceischen Venus, um dem Philosophen begreiflich zu machen, was sie wissen wollte): Nun verstehen Sie mich doch? sagte Sie.

Ja, Madam, die Natur ist nicht karger gegen sie gewesen als gegen Andre. Welch eine Frage das ist!

Sie

(*) Ein fremdes Wort! Ich bitte es den Puristen ab. Aber weder Lage, noch Stellung, noch Gebehrde drükt das aus was Attitüde; und so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genöthiget bleiben, fremde zu borgen. Und von wem können wir solchenfalls schiklicher borgen als von derjenigen lebenden Sprache, welche die polierteste und allgemeinste ist? So machten es die alten Römer mit der Griechischen, und warum sollten teutsche Schriftsteller, mit gleicher Bescheidenheit, nicht thun dürfen, was sogar Cicero, dem seine Muttersprache so viel zu danken hatte, für erlaubt hielt?

„Sie wollen mich nicht verstehen, Demokritus; ich dächte doch, ich hätte Ihnen deutlich genug gesagt, daß ich wissen möchte, ob es wahr sey, daß sie — weil sie doch wollen, daß ichs ihnen unverblümt sage — so nackend gehen, als sie auf die Welt kommen?

„Nackend! — riefen die Abderitinnen alle auf einmal. Da wären sie ja noch unverschämter als die Mädchen in Sparta! Wer wird auch so was glauben?“

Sie haben Recht, sagte der Naturforscher; die Weiber der Gymnosophisten sind weniger nackend als die Weiber der Griechen in ihrem vollständigsten Anzuge; Sie sind vom Kopf bis zu den Füssen in ihre Unschuld und in die öffentliche Ehrbarkeit eingehüllt (*).

„Wie meinen Sie das?“

Kan ich mich deutlicher erklären?

Ach, nun verstehe ich Sie! Es soll ein Stich seyn? Aber Sie scherzen doch wohl nur mit ihrer Ehrbarkeit und Unschuld. Wenn die Weiber der Gymnosophisten nicht haltbarer gekleidet sind, so — müssen sie entweder sehr häßlich oder ihre Männer sehr frostig seyn.“

(*) Die öffentliche Ehrbarkeit diente ihnen statt eines Schleyers, sagt ich weiß nicht welcher Alter von den Spartanischen Töchtern.

Keines von beyden. Ihre Weiber sind wohlgebildet, und ihre Kinder gesund, und voller Leben; ein unverwerfliches Zeugnis zu Gunsten ihrer Väter, däucht mich!

„Sie sind ein Liebhaber von Paradoxen, Demokritus, sprach der Matador; aber Sie werden mich in Ewigkeit nicht überreden, daß die Sitten eines Volkes desto reiner seyen, je nackender die Weiber desselben sind.“

Wenn ich ein so grosser Liebhaber von Paradoxen wäre als man mich beschuldigt, so würd' es mir vielleicht nicht schwer fallen, Sie dessen durch Beyspiele und Gründe zu überführen. Aber ich bin dem Gebrauch der Gymnosophistinnen nicht günstig genug, um mich zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Auch war meine Meynung gar nicht, das zu sagen was mich der scharfsinnige Kratylus sagen läßt. Die Weiber der Gymnosophisten schienen mir nur zu beweisen, daß Gewohnheit und Umstände in Gebräuchen dieser Art alles entscheiden. Die Spartanischen Töchter, weil sie kurze Röcke, und die am Indus, weil sie gar keine Röcke tragen, sind darum weder unehrbarer noch grösserer Gefahr ausgesezt, als diejenigen, die ihre Tugend in sieben Schleyer einwickeln. Nicht die Gegenstände, sondern unsre Meynungen davon, sind die Ursache unordentlicher Leidenschaften. Die Gymnosophisten, welche keinen Theil des menschlichen

Körpers

Körpers für unedler halten als den andern, sehen ihre Weiber, wiewohl blos in ihr angebohrnes Fell gekleidet, für eben so gekleidet an, als die Scythen die ihrigen, wenn sie ein Tygerkatzenfell um die Lenden hangen haben.

„Ich wünschte nicht, daß Demokritus mit seiner Philosophie soviel über unsre Weiber vermöchte, daß sie sich solche Dinge in den Kopf sezten, sagte ein ehrenfester steifer Abderite, der mit Pelzwaaren handelte. Ich auch nicht, sagte ein Leinwandhändler. Ich warlich auch nicht, sagte Demokritus, wiewohl ich weder mit Pelzen noch Leinwand handle.

Aber Eins erlauben Sie mir noch zu fragen, lispelte die Base, die so gerne lebendige Sphinxe gesehen haben möchte. Sie sind in der ganzen Welt herumgekommen; und es soll da viele wunderbare Länder geben, wo alles anders ist als bey uns; —

(Ich glaube kein Wort davon, murmelte der Rathsherr, indem er, wie Homers Jupiter, das ambrosische Haar auf seinem weisheitschwangern Kopfe schüttelte):

„Sagen Sie mir doch, in welchem unter allen diesen Ländern es Ihnen am besten gefallen hat?“

Wo könnt' es Einem beſſer gefallen, als zu Abdera?

„O wir wiſſen ſchon daß dies ihr Ernſt nicht iſt. Ohne Complimente! antworten Sie der jungen Dame wie Sie denken" ſagte der Rathsherr.

Sie werden über mich lachen, erwiederte der Philoſoph, aber weil Sie es verlangen, ſchöne Klonarion, ſo will ich Ihnen die reine Wahrheit ſagen. Haben Sie nie von einem Lande gehört, wo die Natur ſo gut iſt, neben ihren eigenen Verrichtungen, auch noch die Arbeit der Menſchen auf ſich zu nehmen? Von einem Lande, wo ewiger Friede herrſcht; wo niemand Knecht und niemand Herr, niemand arm und jedermann reich iſt; wo der Durſt nach Golde zu keinen Verbrechen zwingt, weil man das Gold zu nichts gebrauchen kan; wo eine Sichel ein eben ſo unbekantes Ding iſt als ein Schwerdt; wo der Fleißige nichts für den Müßiggänger arbeiten muß; wo es keine Aerzte giebt, weil niemand krank wird; keine Richter, weil es keine Händel giebt; keine Händel, weil jedermann zufrieden iſt; und jedermann zufrieden iſt, weil jedermann alles hat, was er nur wünſchen kann; — mit einem Worte, von einem Lande, wo alle Menſchen ſo fromm wie die Lämmer und ſo glücklich wie die Götter ſind? Haben Sie nie von einem ſolchen Lande gehört?

Nicht,

„Nicht, daß ich mich erinnerte.“

Dies ist ein Land, Klonarion! Da ist es nie zu warm und nie zu kalt, nie zu naß und nie zu trocken; Frühling und Herbst regieren dort nicht wechselweise, sondern, wie in den Gärten des Alcinous, zugleich in ewiger Eintracht. Berge und Thäler, Wälder und Auen sind mit allem angefüllt was des Menschen Herz gelüsten kan. Aber nicht etwan so, daß die Leute sich die Mühe geben müßten die Hasen zu jagen, die Vögel oder Fische zu fangen, und die Früchte zu pflücken, die sie essen wollen; oder daß sie die Gemächlichkeiten deren sie genießen erst mit vielem Ungemach erkaufen müßten. Nein; Alles macht sich da von selbst. Die Rebhüner und Schnepfen fliegen einen gespickt und gebraten um den Mund, und bitten demüthig daß man sie essen möchte; Fische von allen Arten schwimmen gekocht in Teichen von allen möglichen Brühen, deren Ufer immer voll Austern, Krebse, Pasteten, Schinken, und Ochsenzungen, liegen. Hasen und Rehböcke kommen freywillig herbeygelaufen, streiffen sich das Fell über die Ohren, stecken sich an den Bratspies, und legen sich, wenn sie gar sind, von selbst in die Schüssel. Allenthalben stehen Tische, die sich selbst decken; und weichgepolsterte Sophas oder niedliche Ruhebettchen laden allenthalben zum Ausruhen vom Nichtsthun und zu angenehmen Ermüdungen ein. Neben denselben rauschen kleine

Bäche

Bäche von Milch und Honig, von Cypriſchem Wein, Citronenwaſſer und andern angenehmen Getränken; und über ſie her wölben ſich, mit Roſen und Jasmin untermengt, Stauden voller Becher und Gläſer, die ſich von ſelbſt füllen, ſo oft ſie ausgetrunken werden. Auch giebt es da Bäume, die ſtatt der Früchte kleine Paſtetchen, Bratwürſte, Mandelkrapfen, und Butterſemmeln tragen; andere, die an allen Aeſten mit Geigen, Harfen, Zithern, Theorben, Flöten und Waldhörnern behangen ſind, welche von ſich ſelbſt das angenehmſte Concert machen, das man hören kann. Die glücklichen Menſchen, nachdem ſie den wärmern Theil des Tages verſchlaffen, und den Abend vertanzt, verſungen und verſcherzt haben, erfriſchen ſich dann in kühlen marmornen Bädern, wo ſie von unſichtbaren Händen ſanft gerieben, mit feinem Byſſus, der ſich ſelbſt geſponnen und gewebt hat, abgetrocknet, und mit den koſtbarſten Eſſenzen, die aus den Abendwolken wie feuchter Duft herunterthauen, eingebalſamt werden. Dann legen ſie ſich auf ſchwellenden Polſtern um volle Tafeln her, und eſſen und trinken und lachen, ſingen, und tändeln und küſſen, die ganze Nacht durch, die ein ewiger Vollmond zum ſanftern Tage macht; und — was noch das Angenehmſte iſt —

„O gehen Sie, Herr Demokritus, Sie haben mich zum beſten! was Sie mir da erzählen

gleiche. Ift in der Gleichung zum Schlußſatz, ſo muß der Beweis aus der Gleichung zum Satz, und aus dem Satz zur Gleichung gehen.

Aber die Sätze ſind auch Axiomata, das iſt, ſie ſind an ſich ſelbſt klar und gewiß.

Manche ſind zwar nicht, daß man alles beſtimmt, was gewiſſe Bedingungen erfordern; ſondern nur, daß man nicht mehr annehmen darf, als was gewiſſe Bedingungen erfordern. Dieſe ſind daher auch in der Algebra ſelten.

Lehrſ. gemeiner, ſehr nützlicher, und ſehr bekannter.

Die erſtern ſind in der Trigonometrie, die Lehrſätze eine gewiſſe Verbindung der Seiten, die in beſtimmte Art gegeben ſind, zu finden, und die letztern, zum Gebrauche (*).

(*) Eine Gleichung hat Recht, wenn ſie den Forderungen der Aufgabe, oder den Bedingungen, die in einer gewiſſen Gattung, oder Art, oder Ordnung der Größen, oder Figuren, oder Körper, oder Verhältniſſen, oder Lagen, oder Bewegungen, oder Kräften, oder Wirkungen, oder Urſachen, oder Folgen, oder Zeichen, oder Ausdrücken, oder Rechnungsarten, oder Wurzeln, oder Potenzen, oder Exponenten, oder Logarithmen, oder Differentialen, oder Integralen, oder Differentialgleichungen, oder Integralgleichungen, oder Reihen, oder Kettenbrüchen, oder Produkten, oder Quotienten, oder Summen, oder Differenzen, oder Verbindungen, oder Verwechslungen, oder Verſetzungen, oder Combinationen, oder Variationen, oder Permutationen, oder Progreſſionen, oder Proportionen, oder Gleichungen, oder Ungleichungen, oder Functionen, oder Differenzialquotienten, oder Integralquotienten, oder Differenz

Das Land, das ich der schönen Klonarion beschrieb, sprach der Naturforscher, ist keine Satyre; es ist das Land, in welches, von jedem Dutzend unter euch weisen Leuten, zwölfe sich im Herzen hineinwünschen und nach Möglichkeit hineinarbeiten; und in welches uns eure Abderitischen Sittenlehrer hineindeclamiren wollen; wenn anders ihre Declamationen irgend einen Sinn haben.

Ich möchte wohl wissen, wie sie dies verstehen, sagte der Rathsherr, der (vermög' einer vieljährigen Gewohnheit nur mit halben Ohren zu hören, und sein Votum schlummernd von sich zu geben) nicht gerne die Mühe nahm, einer Sache lange nachzudenken.

Sie lieben eine starke Beleuchtung, wie ich sehe, Herr Rathsmeister, erwiederte Demokritus. Aber zu viel Licht, ist zum Sehen eben so unbequem, als zu wenig. Helldunkel ist, däucht mir, gerade so viel Licht, als man gebraucht, um weder zu viel noch zu wenig zu sehen. Ich setze zum voraus, daß Sie überhaupt sehen können. Denn wenn dies nicht wäre, so begreifen Sie wohl, daß wir beym Licht

sten Züge in dem Gemählde, welches Demokritus davon macht, sind aus den Fragmenten genommen, die uns Athenäus im sechsten Buche seines Gastmahls der Sophisten davon aufbehalten hat.

dicke und gelbrothliche Saamen und schwarzbraune Wurzel mit vielen kleinen Zasern und Knoten.

Die Gestalt der Blumenkrone ist sehr singulär. Sie besteht aus einem Rohr, das sich in einen Trichter endigt, der in fünf Theile getheilt ist, welche in die Länge gezogen sind, und einander fast berühren, wodurch sie eine Art von Rohr bilden, das mit dem Rohr der Blumenkrone parallel ist.

Die Staubfäden sind fünf, und stehen auf dem Rohr, kaum merklich kürzer, als dasselbe. Sie sind dünn, und haben weder Knöpfe noch Staubbeutel. Der Stempel ist einfach, und ist so lang, als die Staubfäden. Der Fruchtknoten ist rund, und hat fünf Furchen. Der Griffel ist dünn, und hat fünf runde und stumpfe Narben. Die Saamenkapsel ist rund, und hat fünf Furchen, und ist in fünf Fächer getheilt, die mit einer Menge kleiner Saamen angefüllt sind.

Die Blumenkrone ist weiß, und hat einen sehr starken Geruch, der dem Geruch der Lilien ähnlich ist, aber noch stärker ist. Die Blätter der Blumenkrone sind dicke, und haben einen Saft, der sehr scharf ist, und auf der Zunge ein Brennen verursacht, das einige Stunden anhält. Die Wurzel ist dicke, und hat viele Zasern und Knoten, die sehr scharf sind, und ein Brennen verursachen, das einige Tage anhält. Die Saamen sind dicke, und haben einen Saft, der sehr scharf ist, und ein Brennen verursacht, das einige Tage anhält. Die Wurzel, die Saamen, und die Blumenkrone haben eine sehr starke Kraft, die Feuchtigkeiten zu verdicken, und sie zu vertheilen, und sind daher sehr gut für Personen, die eine Verstopfung haben, und für Personen, die eine Schwindsucht haben.

gen, immerwährende Eintracht — kurz, die Saturnischen Zeiten, wo man keine Könige, keine Priester, keine Soldaten, keine Rathsherren, keine Moralisten, keine Schneider, keine Köche, keine Aerzte, und keine Scharfrichter braucht, sind nur in dem Lande möglich, wo einem die Rebhühner gebraten in den Mund fliegen, oder (welches ungefehr eben so viel sagen will) wo man keine Bedürfnisse hat. Dies ist, wie mich deucht, so klar, daß es demjenigen, dem es dunkel ist, durch alles Licht im Feuerhimmel nicht klärer gemacht werden könnte. Gleichwohl ärgern sich eure Moralisten darüber, daß die Welt so ist, wie sie ist; und wenn der ehrliche Philosoph, der die Ursachen weiß, warum sie nicht anders seyn kann, den Aerger dieser Herren lächerlich findet; so begegnen sie ihm, als ob er ein Feind der Götter und der Menschen wäre; welches zwar an sich selbst noch lächerlicher ist, aber zuweilen da, wo die milzsüchtigen Herren den Meister spielen, einen ziemlich tragischen Ausgang nimmt.

„Aber was wollen Sie denn, daß die Moralisten thun sollen? „

Die Natur erst ein wenig kennen lernen, eh sie sich einfallen lassen, es besser zu wissen, als sie; Verträglich und duldsam gegen die Thorheiten und Unarten der Menschen seyn, welche die ihrigen dulden müssen; durch Beyspiele

bessern,

bessern, statt durch frostiges Gewäsche zu ermüden, oder durch Schmähreden zu erbittern; keine Würkungen fodern, wovon die Ursachen noch nicht da sind, und nicht verlangen, daß wir die Spitze eines Berges erreicht haben sollen, ehe wir hinauf gestiegen sind.

„So unsinnig wird doch niemand seyn?„ — sagte der Abderiten einer.

So unsinnig sind neun Zehentheile der Gesetzgeber, Projectmacher, Schulmeister und Weltverbesserer auf dem ganzen Erdenrund alle Tage! — sagte Demokritus.

Die zeitverkürzende Gesellschaft, welche die Laune des Naturforschers unerträglich zu finden anfieng, begab sich nun wieder nach Hause; und dahlte unterwegs, beym Glanz des Abendsterns und einer schönen Dämmerung, von Sphinxen, Einhörnern, Gymnosophisten und Schlaraffenländern; und, so viel Mannigfaltigkeit auch unter allen den Albernheiten, welche gesagt wurden, herrschte, so stimmten doch alle darinn überein: daß Demokritus ein wunderlicher, einbildischer, überkluger, tadelsüchtiger, wiewohl bey allem dem ganz kurzweiliger, Sonderling sey. „Sein Wein ist das beste, was man bey ihm findet, sagte der Rathsherr.„

Gütiger Anubis! dachte Demokritus, da er wieder allein war: was man nicht mit die-

sen Abderiten reden muß, um sich die Zeit von ihnen vertreiben zu lassen!

10.

Daß man sich aber gleichwohl nicht einbilde, als ob alle Abderiten, ohne Ausnahme, durch ein Gelübde oder durch ihren Bürgereyd verbunden gewesen seyen, nicht mehr Verstand zu haben als ihre Großmütter, Ammen, und Rathsherren! Abdera, die Nebenbuhlerin von Athen, hatte auch Philosophen, so wie sie Mahler und Dichter hatte. Der berühmte Sophiste Protagoras war ein Abderite gewesen, und hatte eine Menge von Schülern hinterlassen, die ihrem Meister zwar nicht an Witz und Beredsamkeit gleich kamen, aber ihm dafür auch an Eigendünkel und Albernheit desto überlegener waren.

Diese Herren hatten sich eine bequeme Art von Philosophie zubereitet, vermittelst welcher sie ohne Mühe auf jede Frag eine Antwort fanden, und von allem was unter und über der Sonnen ist, so geläufig schwazten, daß — in so ferne sie nur immer Abderiten zu Zuhörern hatten — die guten Zuhörer sich festiglich einbildeten, ihre Philosophen wüßten sehr viel mehr davon als sie selbst; wiewohl im Grunde der Unterschied nicht so groß war, daß ein vernünftiger Mann eine Feige darum gegeben hätte. Denn am Ende lief es doch immer darauf hinaus, daß der Abderitische Philosophy-

etliche

etliche lange nichts bedeutende Wörter abgerechnet; gerade so viel von der Sache wußte, als derjenige unter allen Abderiten, der — am wenigsten davon zu wissen glaubte.

Diese Philosophen, vermuthlich weil sie es für zu klein hielten in den Detail der Natur herabzusteigen, gaben sich mit lauter Aufgaben ab, die ausserhalb der Grenzen des menschlichen Verstandes liegen. Bis in diese Region, dachten sie, folgt uns niemand, als — wer unsersgleichen ist; und was wir auch den Abderiten davon vorsagen, so sind wir wenigstens gewiß, daß uns niemand Lügen strafen kan.

Zum Exempel: eine ihrer LieblingsMaterien war die Frage, „wie, warum, und woraus die Welt entstanden sey?„

„Sie gieng aus einem Ey hervor, sagte Einer; der Ether war daß Weisse, das Chaos der Dotter, und die Nacht brütete es aus (*).„

(*) Um denjenigen Lesern, welche weder den Diogenes Laertius, noch des *Destandes* oder Bruckers kritische Geschichte der Philosophie, noch die Kompendien des Hrn. Formey oder D. Büschings, gelesen haben, irrige Vermuthungen zu ersparen, erinnert der Verfasser, daß alle hier vorkommende Hypothesen sich eines sehr ehrwürdigen Alterthums und zum Theil einer Menge Verfechter und Anhänger rühmen können. Die Meynung unsers Demokritus ist die einzige, welche, vermuthlich blos weil sie die gesündeste ist, keine Secte gemacht hat.

„Sie iſt aus Feuer und Waſſer entſtanden, ſagte ein Andrer.„

„Sie iſt gar nicht entſtanden, ſprach der Dritte. Alles war immer ſo wie es iſt, und wird immer ſo bleiben wie es war.„

Dieſe Meynung fand in Abdera wegen ihrer Bequemlichkeit vielen Beyfall. Sie erklärt alles, ſagten ſie, ohne daß man nöthig hat, ſich erſt lange den Kopf zu zerbrechen. Es iſt immer ſo geweſen, war die gewöhnliche Antwort eines Abderiten, wenn man ihn nach der Urſache oder dem Urſprung einer Sache fragte; und wer ſich daran nicht erſättigen wollte, wurde für einen ſtumpfen Kopf angeſehen.

„Was ihr Welt nennt, ſagte der Vierte, iſt eigentlich eine ewige Reihe von Welten, die, wie die Häute einer Zwiebel, über einander liegen, und ſich nach und nach ablöſen.„

Sehr deutlich gegeben, riefen die Abderiten, ſehr deutlich! Sie glaubten den Philoſophen verſtanden zu haben, weil ſie ſehr gut wußten, was eine Zwiebel war.

„Schimäre! ſprach der Fünfte. Es giebt freylich unzählige Welten; aber ſie entſtehen aus der ungefehren Bewegung untheilbarer Sonnenſtäubchen, und es iſt viel Glück, wenn, nach zehntauſendmal tauſend übelgerathenen,

endlich

endlich eine herauskömmt, die noch so leidlich vernünftig aussieht wie die unsrige.„

„Atomen geb' ich zu sprach der Sechste: aber keine Bewegung von Ungefehr und ohne Richtung. Die Atomen sind nichts, oder sie haben bestimmte Kräfte und Eigenschaften, und, je nachdem sie einander ähnlich oder unähnlich sind, ziehen sie einander an, oder stossen sich zurücke. Daher machte der weise Empedokles (der Mann, der um die wahre Beschaffenheit des Aetna zu erkundigen, sich weislich mitten in den Becher desselben hineingestürzt haben soll), Haß und Liebe zu den ersten Ursachen aller Zusammensetzungen; und Empedokles hat Recht.„

„Um Vergebung, meine Herren, ihr habt alle Unrecht, sprach der Siebende. In Ewigkeit wird weder aus euerm mystischen Ey, noch aus euerm Bündnis zwischen Feuer und Wasser, noch aus euern Atomen, noch aus euern Homöomerien, eine Welt herauskommen, wenn ihr keinen Geist zu Hülfe nehmt. Die Welt ist wie jedes andre Thier eine Zusammensetzung von Materie und Geist. Der Geist ist es der dem Stoffe Form giebt; beyde sind von Ewigkeit her vereinigt; und, so wie einzelne Körper aufgelößt werden, sobald der Geist der ihre Theile zusammenhielt sich zurückzieht; so würde, wenn der allgemeine Weltgeist aufhören könnte, das Ganze zu umfassen

und zu beleben, Himmel und Erde im nehmlichen Augenblick in einen einzigen, ungeheuren, gestaltlosen, finstern und todten Klumpen zusammenfallen.„

Davor wolle Jupiter und Latona seyn! riefen die Abderiten, nicht ohne sich zu entsetzen, wie sie den Mann eine so fürchterliche Drohung ausstossen hörten. Es hat keine Gefahr, sagte der Priester Strobylus; so lange wir das goldne Fell des Phrixus, und die Frösche der Latona in unsern Mauern haben, soll es der Weltgeist des Sisamis wohl bleiben lassen, solchen Unfug in der Natur anzurichten.

„Meine Freunde sprach der Achte, der Weltgeist des weisen Sisamis ist mit den Atomen, Homöomerien, Zwiebeln und Eyern meiner Collegen von gleichem Schlage. Einen Demiurg müssen wir annehmen, wenn wir eine Welt haben wollen; denn ein Gebäude sezt einen Baumeister oder wenigstens einen Zimmermeister voraus; und nichts macht sich von sich selbst, wie wir alle wissen.„

Aber man spricht doch alle Tage: dies wird von sich selbst kommen, von sich selbst gehen — sagten die Abderiten.

„Man spricht wohl so, antwortete der Philosoph, allein, wo habt ihr jemals gesehen,

daß

daß es würklich so erfolgt wäre? Ich habe freylich unsre Archonten wohl tausendmal sagen hören: es wird sich schon geben; es wird schon kommen! dies oder jenes wird sich schon machen! Aber wir hatten gut warten! Es gab sich nicht, kam nicht, und machte sich nicht.

Nur allzuwahr, was die Werke unsrer Archonten betrift, (sagte ein alter Schuhflicker, der für einen Mann von Einsicht beym Volke galt, und grosse Hofnung hatte bey der nächsten Wahl Zunftmeister zu werden): aber mit den Werken der Natur, wie die Welt ist, mag es doch wohl anders bewandt seyn. Warum sollte die Welt nicht eben so gut aus dem Chaos hervorwachsen können, wie ein Pilz aus der Erde wächst?

„Meister Pfrieme, versetzte der Philosoph, zum Zunftmeister soll er meine und aller meiner Vettern Stimme haben; aber keine Einwürfe gegen mein System, wenn ich bitten darf! Die Pilsen wachsen freylich von selbst aus der Erde hervor, weil — well — weil sie Pilzen sind; aber eine Welt wächst nicht von selbst, weil sie kein Pilz ist; versteht er mich nun, Meister Pfriemie? „

Alle Anwesenden lachten von Herzen, daß Meister Pfrieme so abgeführt war. Die Welt ist kein Pilz, dies ist klar wie Taglicht, rieffen die Abderiten, da ist nichts einzuwenden, Mei-

ster Pfrieme! — Verzweifelt! murmelte der künftige Zunftmeister; aber so geht es, wenn man sich mit diesen Herren abgiebt, welche beweisen können, daß der Schnee weiß ist — schwarz ist, wolltet ihr sagen, Nachbar. — Ich weiß, was ich gesagt habe, und was ich sagen wollte, antwortete Meister Pfrieme; und ich wünsche nur, daß die Republik — „Vergeß' er die vierzehn Stimmen nicht, die ich ihm verschaffe, Meister Pfrieme! rief der Philosoph. — „ Wohl, wohl! alles wohl! Aber Demiurg — das klingt mir bald so wie Demagog; und ich will weder Demagogen noch Demiurgen haben; ich bin für die Freyheit, und wer ein guter Abderite ist, der schwinge seinen Hut, und folge mir! Und hiemit gieng Meister Pfrieme davon, (denn der Leser merkt von selbst, daß alles dies in einer Halle von Abdera gesprochen wurde) und einige müßige Tölpel, die ihn allerwegen zu begleiten pflegten, folgten ihm.

Aber der Philosoph, ohne zu thun als ob er es gewahr werde, fuhr fort: „Ohne einen Baumeister, einen Demiurgen, oder wie ihr ihn nennen wollt, läßt sich vernünftiger Weise keine Welt bauen. Aber, merket wohl, es kam auf den Demiurg an, ob er bauen wollte oder nicht; und da er nun einmal bauen wollte, laßt sehen wie er es anfieng. Stellt euch die Materie als einen ungeheuren Klumpen von vollkommnen dichten Kristall

vor

vor (*); und den Demiurg, wie er mit einem groſſen Hammer von Diamant dieſen Klumpen auf Einen Schlag in ſo viele unendlich kleine Stückchen zerſchmettert, daß ſie, durch den leeren Raum viele Millionen Cubikmeilen herumſtieben. Natürlicher Weiſe brachen ſich dieſe unendlich kleine Stückchen Criſtall auf verſchiedene Art; und indem ſie, mit der ganzen Heftigkeit der Bewegung, die ihnen der Schlag mit dem diamantnen Hammer gab, auf tauſendfache Art wider einander fuhren, und ſich unter einander auf allen Seiten ſtieſſen, ſchlugen und rieben; ſo entſtund daraus nothwendig eine unzählige Menge Körperchen von allerley regelmäßigen und unregelmäßigen Figuren; dreyeckichte, viereckichte, achteckichte, vieleckichte, und runde. Aus den runden wurde Waſſer und Luft, welche nichts anders als verdünnertes Waſſer iſt; aus den dreyeckichten Feuer, aus den übrigen die Erde, und aus dieſen vier Elementen ſezt die Natur, wie ihr wißt, alle Körper in der Welt zuſammen.„

Das iſt wunderbar, ſehr wunderbar! aber es begreift ſich doch, ſagten die Abderiten. Ein Klumpen Kriſtall, ein diamantner Hammer, und ein Demiurg, der den Kriſtall ſo meiſterhaft in Stücken ſchlägt, daß aus den

(*) Dieſer Philoſoph war alſo ein Carteſianer vor dem Carteſius.

Splittern, ohne seine weitere Bemühung, eine Welt entsteht! In der That die scharfsinnigste Hypothese, die man sehen kann, und gleichwohl so simpel, daß man dächte, man hätte sie alle Augenblicke selbst erfinden können! „

„Ich erkläre mittelst dieser so simpeln Voraussetzung alle möglichen Wirkungen der Natur,„ sagte der Philosoph mit selbst zufriednen Lächeln.

„Nicht ein Wespennest, rief ein Neunter, Dämonax genannt, der den Behauptungen seiner Mitbrüder bisher mit stillschweigender Verachtung zugehört hatte. Es gehören andre Kräfte und Anstalten dazu, ein so grosses, so schönes, so wundervolles Werk als dieses Weltgebäude ist, zu Stande zu bringen. Nur ein höchstvollkommner Verstand konnte den Plan davon erfinden; wiewohl ich gerne gestehe, daß zur Ausführung geringere Werkmeister hinlänglich waren. Er überlies sie verschiedenen Classen der subalternen Götter, wies einer jeden Classe ihren besondern Kreis an, in welchem sie arbeiten, und begnügte sich, die allgemeine Aufsicht über das Ganze zu führen. Es ist lächerlich, den Ursprung der Weltkörper, des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere, und alles dessen was in Luft und Wasser ist, aus Atomen oder Sympathien oder ungefehrer Bewegung oder einem einzigen HammerSchlag erklären zu wollen.

wollen. Geister sind es, welche in den Elementen herrschen, die Sphären des Himmels drehen, die organischen Körper bilden, das Frühlingsgewand der Natur mit Blumen sticken, und die Früchte des Herbsts in ihren Schoos ausgießen. Kan etwas faßlicher und angenehmer seyn als diese Theorie? Sie erklärt alles; sie leitet jede Würkung aus einer ihr angemessnen Ursache ab; und durch sie begreift man die in jedem andern System unerklärbare Kunst der Natur eben so leicht, als man begreift, wie Zeures oder Parhasius mit ein wenig gefärbter Erde eine bezaubernde Landschaft oder ein Bad der Diana erschaffen kan.„

Was für eine schöne Sache es um die Philosophie ist! sagten die Abderiten. Alles was man daran aussetzen möchte, ist, daß einem unter so viel feinen Theorien die Wahl sauer wird.

Indessen machte doch der Pythagoräer, der alles durch Geist bewerkstelligte, das meiste Glück. Die Poeten, die Mahler, und alle übrigen Schutzverwandten der Musen, mit dem sämtlichen Frauenzimmer, von Abdera an ihrer Spitze, erklärten sich für die Geister; doch unter der Bedingung, daß es ihnen erlaubt seyn müsse, sie in so angenehme Gestalten als jedem gefällig sey einzukleiden.

Ich bin nie ein besonderer Freund der Philosophie gewesen, (sagte der Priester Strobylus)

bylus) und aus Urſache: aber wenn die Abderiten ihr Grübeln über das wie und warum der Dinge nun einmal nicht laſſen können, ſo habe ich gegen die Phyſik des Dämonax noch immer am wenigſten einzuwenden; unter den gehörigen Einſchränkungen, verträgt ſie ſich noch ſo ziemlich — O ſie verträgt ſich mit allem in der Welt, ſagte Dämonax; dies iſt eben die Schönheit davon!

Soll ich euch meine Meynung ſagen? ſprach Demokritus: wenn es euch etwan würklich darum zu thun ſeyn ſollte, die Beſchaffenheit der Dinge die euch umgeben kennen zu lernen, ſo däucht mich, ihr nehmt einen ungeheuren Umweg. Die Welt iſt ſehr groß; und von dem Standort, woraus wir in ſie hineingucken, nach ihren vornehmſten Provinzen und Hauptſtädten, iſt es ſo weit, daß ich nicht wohl begreiffe, wie ſich einer von uns einfallen laſſen kan, die Karte eines Landes aufzunehmen, wovon ihm, ſein angebohrnes Dörfchen ausgenommen, alles übrige und ſo gar die Grenzen unbekannt ſind. Ich dächte, ehe wir Kosmogonien und Kosmologien träumten, ſetzten wir uns hin und beobachteten, zum Exempel den Urſprung einer Spinnewebe, und dies ſo lange, bis wir ſoviel davon herausgebracht hätten als fünf MenſchenSinne, mit Verſtand angeſtrengt, daran entdecken können. Ihr werdet zu thun finden, das könnt ihr mir auf mein Wort glauben; aber dafür

werdet

werdet ihr euch erfahren, daß euch diese einzige Spinnewebe mehr Aufschlüsse über das große System der Natur, und würdigere Begriffe von seinem Urheber geben wird, als alle die seinen Weltsysteme, die ihr, zwischen Wachen und Schlaf, aus eurem eigenen Gehirne herausgesponnen habt.

Demokritus meinte dies, im ganzem Ernst, aber die Philosophen von Abdera glaubten, daß er ihrer spotten wolle. Er versteht nichts von der Baumart, sagte der eine. Von der Physik noch weniger, sagte der andere. Er ist ein Zweifler — er glaubt keine Grundsätze — keinen Weltgeist — keinen Demiurg — keinen Gott! — sagte der dritte, vierte, fünfte, sechste und siebende. Man sollte solche Leute gar nicht im gemeinen Wesen dulden, sagte der Priester Strobylus.

II.

Von dem allen war Demokritus Menschenfeind in der ächtesten Bedeutung des Worts. Denn er meinte es zur mit der Menschheit, und freute sich über nichts so sehr als, wenn er irgend etwas Böses verhüten, oder etwas Gutes thun, veranlassen oder befördern konnte. Und, wiewohl er glaubte, daß der Charakter eines Weltbürgers Verhältnisse in sich schließe, denen, im Collisionsfall, alle andere weichen müßten: so hielt er sich doch darum nicht weniger verbunden, als ein Bürger

gen einer Bildung, aus dem Zustande einer thierischen Bildung, in den Zustand einer menschlichen Bildung, zu reden. Es ist eine Verwechslung der Begriffe, wenn man sagt, der Mensch habe sich aus dem Affen gebildet, oder der Affe habe sich zum Menschen gebildet. Der Mensch ist nie Affe gewesen, und der Affe ist nie Mensch gewesen. Beide sind ursprünglich, was sie sind, und bleiben, was sie sind. Aber beide können, jeder für sich, in sich selbst, durch Bildung, sich vervollkommnen, und so sich ihrer Bestimmung nähern. Der Affe kann sich nie zum Menschen bilden, aber er kann sich zu einem vollkommenen Affen bilden. Der Mensch kann sich nie zum Affen bilden, aber er kann sich zu einem vollkommenen Menschen bilden. Der Affe ist, was er ist, durch Bildung, und der Mensch ist, was er ist, durch Bildung. Beide sind, was sie sind, durch Bildung. Beide können, was sie können, durch Bildung. Beide werden, was sie werden, durch Bildung. Beide sollen, was sie sollen, durch Bildung. Beide müssen, was sie müssen, durch Bildung. Beide dürfen, was sie dürfen, durch Bildung. Beide wollen, was sie wollen, durch Bildung. Beide thun, was sie thun, durch Bildung. Beide leiden, was sie leiden, durch Bildung. Beide geniessen, was sie geniessen, durch Bildung. Beide haben, was sie haben, durch Bildung. Beide sind, was sie sind

befand, so zog er sich noch etliche Stadien weiter in einen Wald, der zu seinem Gute gehörte, zurück, und bauete sich in die wildeste Gegend desselben ein kleines Haus, wo er die meiste Zeit in der einsamen Ruhe, die das eigene Element der Philosophen und des Dichters ist, dem Forschen der Natur, und der Betrachtung oblag.

Einige neuere Abderiten haben sich von dem Beschäftigungen dieses Griechischen Bacons in seiner Einsamkeit wunderliche, wiewohl auf ihre Seite sehr natürliche Begriffe gemacht. „Er arbeitete am Stein der Weisen, sagt Borrichius, und er fand ihn, und machte Gold.„ Zum Beweis davon, berufe er sich darauf, daß Demokritus ein Buch von Steinen und Metallen geschrieben habe.

Die Abderiten, seine Zeitgenossen und Mitbürger, giengen noch weiter; und ihre Vermuthungen — die in Abderitischen Köpfen gar bald zu Ueberzeugungen werden — gründeten sich auf eben so gute Schlüsse, als jene des Zauberrichters. Demokritus war vom Perserkönig Magis erzogen worden (*); er war zwanzig Jahre

(*) Xerxes, der den seinem Kriegszug gegen die Griechen, einige Zeit zu Abdera bey dem Vater des Demokritus sein Hauptquartier gehabt, hatte den damals noch sehr jungen Demokritus lieb genommen, und zu dessen besserer Erziehung ein paar von den Magis, oder der sich daselbst aufhaltenden Priester, Diogen. Laert.

Jahre in den Morgenstunden zu verrichten, und zwar in der Kirche, wo sie sich, nach Verrichtung ihrer Andacht, mit Erlaubniß des Priesters, auf eine, in einer Seitenkapelle befindliche Bank setzen, und sodann, ohne sich umzusehen, ihre Gebete verrichten, und wenn jemand sie anredet, ihm nicht antworten, sondern ihre Gebete ohne Unterbrechung fortsetzen, und alsdann, ohne jemanden anzureden oder sich umzusehen, fortgehen. Und es ist ungemein schwer, in Rom eine Person, mit der man schon bekannt ist, zu finden, wenn man nicht weiß, wo sie wohnt, weil sie sich, wenn sie Abends und Morgens auf die Straße geht, um Andacht zu verrichten, nicht umsieht.

Wie ich meine Zeiten theilte, und wie ich mich in Ansehung meiner Kleidung und Lebensart einrichtete.

Ich stand um Mitternachtszeit auf, und verrichtete meine Andacht bis 7 Uhr. Alsdann ging ich in die Schule, und blieb daselbst bis 12 Uhr. Nach Hause gekommen, aß ich zu Mittag, und ging alsdann wieder in die Schule, wo ich bis 4 Uhr blieb. Alsdann ging ich wieder nach Hause, und blieb daselbst bis 7 Uhr, da ich mich zu Bette legte. Ich hatte nur einen Rock, und eine Weste, und Beinkleider von einerley Tuche, und ein Paar Schuhe, und ein Paar Strümpfe. Ich hatte nur ein Hemde, und ein Paar Schnallen, und ein Paar Manschetten, und ein Halstuch. Ich hatte nur einen Hut, und einen Degen, und ein Paar Stöcke mit silbernen Knöpfen. Ich hatte nur ein Bette, worinn ich schlief, und ein Paar Stühle, und einen Tisch, und einen Ofen, und ein Paar Leuchter, und ein Paar Scheeren, und ein Messer, und eine Gabel, und einen Löffel, und ein Paar Messer, und ein Paar Gabeln, und ein Paar Löffel, und ein Paar Teller, und ein Paar Tassen, und ein Paar Untertassen, und ein Paar Kann

Thieren, angetroffen; man hätte ihn verdächtige Kräuter kochen gesehen, und einige junge Leute wollten ihn sogar in später Nacht, bey sehr blassem Mondschein, zwischen Gräbern stehend überschlichen haben. „Um ihn zu schrecken, hatten wir uns in die schauderlichsten Larven verkleidet, sagten sie: Hörner, Ziegenfüsse, Drachenschwänze, nichts fehlte uns, um leibhafte Feldteufel und Nachtgespenster vorzustellen; wir bliesen sogar Rauch aus Nasen und Ohren, und machten es so arg um ihn herum, daß ein Herkules vor Schrecken hätte zum Weibe werden mögen. Aber Demokritus achtete unser nicht; und, da wir es ihm endlich zu lange machten, sagte er blos: Nun, wird das Kinderspiel noch lange währen (*)? „— Da sieht man augenscheinlich, sagten die Abderiten, daß es nicht recht richtig mit ihm ist; Geister sind nichts Neues für ihn; er muß wohl wissen, wie er mit ihnen steht. — „Er „ist ein Zauberer, nichts kann gewisser seyn, „sagte der Priester Strobylus; wir müssen „ein wenig besser acht auf ihn geben! „

Man muß gestehen, daß Demokritus, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder (welches glaublicher ist) weil er sich wenig um der Meynung seiner Landsleute machte, zu diesen und andern bösen Gerüchten einige Gelegenheit gab.

Man

(*) S. Lucian im Philopseudes.

Man konnte in der That nicht lange unter den Abderiten leben, ohne in Verſuchung zu gerathen, ihnen etwas aufzubinden. Ihr Vorwitz und ihre leichtgläubigkeit auf der einen Seite, und die große Einbildung, die ſie ſich von ihrer eignen Scharfſinnigkeit machten, auf der andern, foderten einen gleichſam heraus; und überdies war auch ſonſt kein Mittel, ſich für die Langeweile, die man bey ihnen hatte, zu entſchädigen. Demokritus befand ſich nicht ſelten in dieſem Falle; und da die Abderiten allzeit genug waren, alles, was er ihnen vorniſirte, in Weiſe ſtatt, im buchſtäblichen Sinne zu nehmen; ſo entſtunden daher die vielen ungereimten Meynungen und Mährchen, die auf ſeine Rechnung in der Welt herumliefen, und noch viele Jahrhunderte nach ſeinem Tode von andern Abderiten für baares Geld angenommen, oder wenigſtens ihm ſelbſt unbilliger Weiſe zur Laſt gelegt wurden.

Demokritus hatte ſich, unter andern, auch mit der Phyſiognomonie abgegeben und theils aus ſeinen eignen Beobachtungen, theils aus dem was ihm Andere von den ihrigen mitgetheilt, ſich eine Theorie davon gemacht, von deren Gebrauch er (ſeine vermuthlig nicht zu enge dünkte) urtheilte, daß es damit eben ſo wie mit der Theorie der Poetiſchen Kunſt beſchaffen ſey. Denn ſo wie noch keiner durch die bloße Wiſſenſchaft der Regeln ein guter Dichter geworden ſey, und nur derjenige, welchen

chen Natur, Begeisterung und lange Uebung dazu gemacht habe, geschickt sey, solche recht zu verstehen und anzuwenden: so sey auch die Theorie der Kunst aus dem Aeussrlichen des Menschen auf das Innerliche zu schliessen nur für kurze von grosser Fertigkeit in Beobachten und Unterscheiden brauchbar, für jeden andern hingegen eine höchst unzuverlässige und dürftige Wissenschaft; und eben darum müsse sie als eine von den geheimen Wissenschaften oder grossen Mysterien der Philosophie immer nur der kleinen Zahl der ächten Epoptен (*) vorbehalten bleiben.

Diese Art von der Sache zu denken bewies, daß Demokritus kein Charlatan war: aber den Abderiten bewies sie blos, daß er ein Geheimnis aus seiner Wissenschaft mache. Daher liessen sie nicht ab, ihn, so oft sich die Rede davon gab, zu necken und zu plagen, bis er ihnen etwas davon entdecken sollte. Besonders drückte dieser Vorwig die Abderiten. Sie wollten von ihm wissen — an was für äusserlichen Merkmalen ein getreuer Liebhaber zu erkennen sey? Ob Milon von Kroto-

M 2 na

(*) Epoptен hiessen diejenige, welche, nach ausgestandner Prüfung zum Anschauen der grossen Mysterien zu Eleusis zugelassen wurden. S. Warburton's Divine Legation Vol. I. p. 155. der 4ten Ausgabe.

na (*) eine sehr grosse Nase gehabt habe? Ob eine blasse Farbe ein nothwendiges Zeichen eines Verliebten sey? — und hundert andre Fragen dieser Art, mit denen sie seine Geduld so sehr ermüdeten, daß er endlich ihrer loß zu werden, auf den Einfall kam, sie ein wenig zu erschrecken.

Aber das haben Sie Sich wohl nicht vorgestellt, sagte Demokritus, daß die Jungferschaft ein unbetrügliches Merkzeichen in den Augen haben könnte?

In den Augen? rieffen die Abderitinnen. O! das ist nicht möglich! Warum just in den Augen?„

Es ist nicht anders, versezte Demokritus; und was Sie mir gewiß glauben können, ist, daß mir dieses Merkmal schon öfters von den Geheimnissen junger und alter Schönen mehr entdeckt hat, als diese Lust gehabt haben würden, mir von freyen Stücken anzuvertrauen (**).

Der

(*) Ein Mann von dessen wunderbarer Leibesstärke und Gefräßigkeit, die fabelhaften Graeculi erstaunliche Dinge zu erzählen wissen; z. E. daß er einen wohlgemästeten Ochsen dreyhundert Schritte weit auf den Schultern getragen, und nachdem er ihn mit einem einzigen Faustschlag tod gemacht, in einem Tage aufgegessen habe.

(**) Eine der Hälfte des menschlichen Geschlechtes verhaßte Sagacität — nennt dies Joh. Chrysostomus Magnenus, in seinem Leben des Demokritus.

Der zuversichtliche Ton, womit er dies sagte, verursachte einige Entfärbungen; wiewohl die Abderitinnen (die in allen Fällen, wo es auf die gemeine Sicherheit ihres Geschlechtes ankam, einander getreulich beyzustehen pflegten) mit grosser Hitze darauf bestunden, daß sein vorgebliches Geheimnis eine Schimäre sey.

Sie nöthigen mich durch ihren Unglauben, daß ich Ihnen noch mehr sagen muß, fuhr der Philosoph fort. Die Natur ist voll solcher Geheimnisse, meine schönen Damen; und wofür sollt' ich auch, wenn es sich der Mühe nicht verlohnte, bis nach Aethiopien und Indien gewandert seyn? die Gymnosophisten, deren Weiber — wie Sie wissen — nackend gehen, haben mir sehr artige Sachen entdeckt.

Zum Exempel? — sagten die Abderitinnen.

Unter andern ein Geheimnis, welches ich, wenn ich ein Ehmann wäre, lieber nicht zu wissen wünschen würde.

„Ach, nun haben wir die Ursache warum sich Demokritus nicht verheyrathen will, rief die schöne Tryallis.„

„Als ob wir nicht schon lange wüßten sagte Salabanda,„ daß es seine äthiopische Venus ist, die ihn für unsre Griechische so unempfindlich macht. — Aber Ihr Geheimnis, De-

mokritus, wenn man es keuschen Ohren vertrauen darf.„

Zum Beweise, daß man es darf, will ich es den Ohren aller gegenwärtigen Schönen anvertrauen, antwortete der Naturforscher. Ich weiß ein unfehlbares Mittel, wie man machen kan, daß ein Frauenzimmer, im Schlafe, mit vernehmlicher Stimme alles sagt, was sie auf dem Herzen hat.

O gehen Sie, rieffen die Abderitinnen, Sie wollen uns bange machen; aber — wir lassen uns nicht so leicht erschrecken.

Wer wollte auch an Erschrecken denken, sagte Demokritus, wenn von einem Mittel die Rede ist, wodurch einer jeden ehrlichen Frau Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, daß sie keine Geheimnisse hat, die ihr Mann nicht wissen dürfte.

„Würkt Ihr Mittel auch bey Unverheyratheten? fragte eine Abderitin, die weder jung noch reizend genug zu seyn schien, um eine solche Frage zu thun.

Es würkt vom zehnten Jahre an bis zum achtzigsten (erwiederte Demokritus) ohne Beziehung auf irgend einen andern Umstand, worinn sich ein Frauenzimmer befinden kan.

Die Sache fieng an ernsthaft zu werden. — „Aber sie scherzen nur, Demokritus?„ sprach die Gemahlin eines Thesmotheten, mit einer

Mine,

Mine, als ob sie besorgte, des Gegentheils versichert zu werden.

Wollen Sie die Probe machen, Lysistrata?

„Die Probe? — Warum nicht? — Aber voraus bedungen, daß nichts magisches dazu gebraucht wird! denn mit Hülfe Ihrer Talismanen und Geister könnten Sie eine arme Frau sagen machen, was Sie wollten.„

Es haben weder Geister noch Talismane damit zu thun; alles geht natürlich zu; und das Mittel, das ich gebrauche, ist die simpelste Sache von der Welt.

Die Damen fiengen an, bey allen Grimassen von Herzhaftigkeit, wozu sie sich zu zwingen suchten, eine Unruhe zu verrathen, die den Philosophen sehr belustigte. „Wenn man nicht wüßte, daß Sie ein Spötter sind, der die ganze Welt zum Besten hat — Aber darf man fragen, worinn Ihr Mittel besteht?„

Wie ich Ihnen sagte, die natürlichste Sache von der Welt. Ein ganz kleines unschädliches Ding, einem schlafenden Frauenzimmer aufs Herzgrübchen gelegt, das ist das ganze Geheimnis! Aber es thut Wunder, dies können Sie mir glauben. Es macht reden, so lange noch im innersten Winkel des Herzens was zu entdecken ist.

Unter sieben Frauenzimmern, die sich in der Gesellschaft befanden, war nur eine, deren

Mine und Geberde unverändert die nemliche blieb wie vorher. Man wird denken, sie sey alt, oder häßlich, oder gar tugendhaft gewesen; aber nichts von allem diesen! Sie war — taub.

„Wenn Sie wollen, daß wir Ihnen glauben sollen, Demokritus, so nennen Sie Ihr Mittel.„

Ich will es dem Gemahl der schönen Thryallis ins Ohr sagen, sprach der boshafte Naturkündiger.

Der Gemahl der schönen Thryallis war, ohne blind zu seyn, so glücklich, als Hagedorn einen Blinden schäzt, dessen Gemahlin schön ist. Er hatte immer gute Gesellschaft, oder wenigstens was man zu Abdera so nannte, in seinem Hause. Der gute Mann glaubte, man finde so viel Vergnügen an seinem Umgang, und an den Versen, die er seinen Besuchen vorzulesen pflegte. In der That hatte er das Talent, die schlechten Verse die er machte nicht übel zu lesen; und weil er mit vieler Begeisterung laß, so ward er nicht gewahr, daß seine Zuhörer, anstatt auf seine Verse Acht zu geben, mit der schönen Thryallis liebängelten. Kurz der Rathsherr Smilax war ein Mann, der eine viel zu gute Meynung von sich selbst hatte, um von der Tugend seiner Gemahlin eine schlimme zu hegen. Er bedachte sich also keinen Augenblick, dem Geheimnis des Demokritus sein Ohr darzubieten.

Es

Es ist wahr, sagte Sidonia, das Gesetz befiehlt uns Treue. Aber wir haben einen höheren Gesetzgeber. Er war mein Gesetzgeber, bevor ich Ihr Sklave war, und er ist mein Gesetzgeber, nachdem ich Ihr Sklave bin. Ich bin ein Jude, und weder Ihr Gesetz noch Ihr Gesetzgeber können mich zu Treue gegen Sie und Ihren Glauben verpflichten.

— Der Mensch muß wohl sterben, sagte Cardinal Lodi; und Gehorsam ist es wenig verdienstlich ist. Was wollen wir Ihrem Gehorsam sagen lassen?

— Sagen Sie nichts weiter, antwortete Sidonia als Ihrem Herrn und Ihrem Gesetzgeber, daß ich ihm gehorsam bin, daß ich ihm treu bin, daß ich gehe um ihm Treue zu halten.

Ich hoff es alle meine Zeit! sagte Cardinal.

Von diesem Augenblicke an schwiegen beide die Gefangenen gänzlich zu reden, und sie schienen es einander als einen Beweis ihrer Freundschaft zu geben, daß sie sich schonten, daß sie weder sich noch ihren Feind, noch ihren Wächter zum Reden brachten.

Die ganze Nacht hindurch wachten sie in dieser Weise, und als der Morgen anbrach, fragte Sidonia den Cardinal, ob er nicht Lust hätte, seine Gebete miteinander zu verrichten? — Man sagte mir, antwortete Cardinal, daß Christen und Juden

viel ruhiger; jeder faßte sich heimlich vor, das Mittel ohne Aufsehn zu probiren, und jeder den glücklichen Smilax ausgenommen) besorgte, gestorben dadurch zu werden, als er wünschte.

„Nicht wahr, Männchen — sagte Tyrrallis zu ihrem Gemahl, indem sie ihn freundlich auf die Backen klopfte, du kennst mich zu gut, um einer solchen Probe nöthig zu haben?„

„Der meinige sollte sich so viele Mühe lassen, sprach Lacrika. Eine Probe setzt Zweifel voraus, und ein Mann, der an der Tugend seiner Frau zweifelt, — ist ein Mann, der Gefahr läuft, seine Zweifel in Gewißheit verwandelt zu sehen, sagte Demokritus; das wollten Sie doch sagen, schöne Lagicka?„

„Sie sind ein Weiberfeind, Demokritus, riefen die Abderitinnen allezumal; aber vergessen Sie nicht, daß wir in Thrazien sind, und hüten Sie Sich vor dem Schicksal des Orpheus!„

Wiewohl dies im Scherz gesagt wurde, so war doch Ernst dabey. Natürlicher Weise läßt man sich nicht gern ohne Noth schlaflose Nächte machen; und in der That würde es schwer seyn, den Philosophen von einer solchen Absicht frey zu sprechen, da er die Folgen seines Einfalles nothwendig voraussehen mußte. Wirklich gab diese Sache den sieben Damen so viel zu denken, daß sie die ganze Nacht kein Auge zuthaten; und da das vorgebliche Ge-

 heimniß

heimniß des Demokritus den folgenden Tag in ganz Abdera herumlief, so verursachte er dadurch etliche Nächte hinter einander eine allgemeine Schlaflosigkeit.

Indessen brachten die Weiber bey Tage wieder ein, was ihnen bey Nacht abgieng; und weil verschiedene sich nicht einfallen liessen, daß man ihnen das Arcanum, wenn sie unter Tages schliefen, eben so gut appliciren könne als bey Nacht, und daher ihr Schlafzimmer zu verriegeln vergassen: so bekamen die Männer unverhoft Gelegenheit, von ihren Froschzungen Gebrauch zu machen. Lysistrata, Thryallis, und einige andre, die am meisten dabey zu wagen hatten, waren die ersten, an denen die Probe, mit demjenigen Erfolg den man leicht vorausschen kan, gemacht wurde. Aber eben dies stellte in kurzem die Ruhe in Abdera wieder her. Die Männer dieser Damen, nachdem sie das Mittel zwey oder dreymal ohne Erfolg gebraucht hatten, kamen in vollen Sprunge zu unserm Philosophen gelauffen, um sich zu erkundigen, was dies zu bedeuten hätte. So? rief er ihnen entgegen; hat die Froschzunge ihre Würkung gethan? Haben Ihre Weiber gebeichtet? — Kein Wort, keine Sylbe, sagten die Abderiten. Desto besser, rief Demokritus; triumphieren Sie darüber! Wenn eine schlafende Frau mit einer Froschzunge auf dem Herzen nichts sagt, so ist es ein Zeichen daß sie nichts zu sagen hat. Ich wünsche

Ihnen

Ihnen Glück, meine Herrn; Jeder von Ihnen kann sich rühmen, daß er den Phönix der Weiber in seinem Hause besitze.

Wer war glücklicher als unsre Abderiten! Sie liefen so schnell als sie gekommen waren, wieder zurück, fielen ihren erstaunten Weibern um den Hals, erstickten sie mit Küssen und Umarmungen, und bekannten nun freywillig, was sie gethan hatten, um sich von der Tugend ihrer Hälften (wiewohl wir davon schon gewiß waren, sagten sie) noch gewisser zu machen.

Die guten Weiber wußten nicht, ob sie ihren Sinnen glauben sollten. Aber, wiewohl sie Abderitinnen waren, hatten sie doch Verstand genug, sich auf der Stelle zu fassen, und ihren Männern ein so unzärtliches Mißtrauen, als dasjenige war, dessen sie sich selbst anklagten, nachdrücklich zu verweisen. Einige trieben die Sache bis zu Thränen; aber alle hatten Mühe, die Freude zu verbergen, die ihnen eine so unverhoffte Bestätigung ihrer Tugend verursachte; und, wiewohl sie, der Anständigkeit wegen, auf den Demokritus schmählen mußten, so war doch keine, die ihn nicht dafür hätte umarmen mögen, daß er ihnen einen so guten Dienst geleistet hatte. Freylich war dies nicht, was er gewollt hatte. Aber die Folgen dieses einzigen unschuldigen Scherzes mochten ihn lehren, daß man mit Abderiten nicht behutsam genug scherzen kann! — Indessen

(wie

(wie alle Dinge dieſer Welt mehr als eine Seite haben) ſo fand ſich auch, daß aus dem Uebel, welches unſer Philoſoph den Abderiten wider ſeine Abſicht zugefügt hatte, gleichwohl mehr Gutes entſprang, als man vermuthlich hätte erwarten können, wenn die Froſchzungen gewirkt hätten. Die Männer machten die Weiber durch ihre unbegreifte Sicherheit, und die Weiber die Männer durch ihre Gefälligkeit und gute Laune glücklich. Nirgends in der Welt ſah man zufriedenere Ehen, als in Abdera. Und, bey allem dem waren die Schönen der Abderiten ſo glatt, und die Ohren und Zungen der Abderitinnen ſo keuſch, als die von andern Leuten!

12.

Ein andermal geſchah es, daß ſich Demokritus an einem ſchönen Frühlingsabend mit einer Geſellſchaft in einem von den luſtigſten befand, womit die Abderiten die Gegend um ihre Stadt verſchönert hatten. — „Würklich verſchönert?„ — Dies nun eben nicht; denn wober hätten die Abderiten nehmen ſollen, daß die Natur ſchöner iſt als die Kunſt; und daß zwiſchen Künſteln und verſchönern ein Unterſchied iſt? — Doch davon ſoll nur die Rede nicht ſeyn!

Die Geſellſchaft lag auf weichen mit Blumen beſtreuten Raſen, unter einer hohen Laube im Kreiſe herum. In den Zweigen eines benachbar-

nachbarten Baums fang eine Nachtigall. Eine junge Abderitin von vierzehn Jahren schien etwas dabey zu empfinden, wovon die übrigen nichts empfanden. Demokritus ward es gewahr. Das Mädchen hatte eine feinere Gesichtsbildung und Seele in den Augen. Schade für dich, daß du eine Abderitin bist, dachte er. Was sollte dir in Abdera eine empfindsame Seele? Sie würde dich nur unglücklich machen. Doch es hat keine Gefahr! Was die Erziehung deiner Mutter und Großmutter an dir unverdorben gelassen hat, werden die Säbchen unsrer Aechonten und Pretanen, und, was diese verschonen, wird das Beyspiel deiner Freundinnen zu Grunde richten. In weniger als vier Jahren wirst du eine Abderitin seyn wie die andern; und wenn du erst erfährst, daß eine Frosschzunge auf dem Herzgrübchen nichts zu bedeuten hat —

Was denken Sie, schöne Mannion? sagte Demokritus zu dem Mädchen.

„Ich denke, daß ich mich dort unter die Bäume setzen möchte, um diese Nachtigall recht ungestört zuhören zu können.„

Das alberne Ding! sagte die Mutter des Mädchens. Hast du noch keine Nachtigall gehört?

Die kleine Mannion schlug errötchend die Augen nieder und schwieg.

Man-

Mannion hat Recht, sagte die schöne Thrallis: ich selbst höre für mein Leben gern den Nachtigallen zu. Sie singen mit einem solchen Feuer, und es ist etwas so wollüstiges in ihren Modulationen, daß ich schon oft gewünscht habe, zu verstehen, was sie damit sagen wollen. Ich bin gewiß man würde die schönsten Dinge von der Welt hören. Aber Sie, Demokritus, der alles weiß, sollten Sie nicht auch die Sprache der Nachtigallen verstehen?„

„Warum nicht? antwortete der Philosoph mit seinem gewöhnlichen Phlegma; und die Sprache aller übrigen Vögel dazu!

„Im Ernste?„

Sie wissen ja, daß ich immer im Ernste rede.

„O das ist allerliebst! Geschwinde, übersetzen Sie uns was aus der Sprache der Nachtigallen! Wie hieß das, was diese dort sang, als Mannion so davon geraûet wurde?„

Das läßt sich nicht so leicht ins Griechische übersetzen, als Sie denken, schöne Thrallis. Es giebt keine Redensarten in unsrer Sprache, die dazu zärtlich und feurig genug wären.

„Aber wie können Sie denn die Sprache der Vögel verstehen, wenn Sie nicht auf Griechisch wiedersagen können, was Sie gehört haben?„

Die Vögel können auch kein Griechisch und verstehen einander doch?

"Aber Sie sind kein Vogel, wiewohl Sie ein loser Mann sind, der uns immer zum Besten hat. „

Daß man in Abdera doch so gerne Arges von seinem Nächsten denkt! Indessen verdient Ihre Antwort daß ich mich näher erkläre. Die Vögel verstehen einander durch eine gewisse Sympathie, welche ordentlicher weise, nur unter gleichartigen Geschöpfen statt hat. Jeder Ton einer singenden Nachtigall ist der lebende Ausdruck einer Empfindung, und erregt in der Zuhörenden unmittelbar den Unisono dieser Empfindung. Sie verstehet also, vermittelst ihres eignen innern Gefühls, was ihr jene sagen wollte; und gerade auf die nehmliche Weise versteh ich sie auch. „ Aber wie machen Sie denn das? — fragten etliche Abderitinnen.

Die Frage war, nachdem Demokritus sich bereits so deutlich erklärt hatte, gar zu Abderitisch, als daß er sie ihnen so ungenossen hätte hingehen lassen können. Er besann sich einen Augenblick.

Ich verstehe den Demokritus, sagte die kleine Nannion leise.

Du verstehst ihn, du naseweises Ding? — schnarrte sie die Mutter an. — Nun laß hören, Puppe, was verstehst du denn davon?

Ich

Ich kann es nicht zu Worte bringen; aber ich empfind' es, däucht mich, erwiederte Mannion.

„Sie ist, wie Sie hören, noch ein Kind, sagte die Mutter; wiewohl sie so schnell aufgeschossen ist, daß viele Leute sie für meine jüngere Schwester angesehen haben. Aber haltet mir und nicht mit dem Geplapper eines lappischen Mädchens auf, das noch nicht weiß was es sagt.“

Mannion hat Empfindung, sagte Demokritus; Sie findet den Schlüssel zur allgemeinen Sprache der Natur in ihrem Herzen, und vielleicht versteht sie mehr davon, als —

„O mein Herr, ich bitte Sie, machen Sie mir die kleine Närrin nicht noch eingebildeter; sie ist ohnedies naseweis und schnippisch genug —

(Bravo, dachte Demokritus; nur so fortgefahren! Auf diesem Wege möchte noch Hoffnung für den Kopf und das Herz der kleinen Mannion seyn.)

„Bleiben wir bey der Sache! (fuhr die Aebtissin fort, die, ohne jemals recht gewußt zu haben, wie und warum, die unerkannte Ehre hatte, Mannions Mutter zu seyn) Sie wollten uns ja erklären, wie es zugienge, daß Sie die Sprache der Vögel verstehen?„

Wir ſind den Abderitinnen die Gerechtigkeit ſchuldig, nicht zu bergen, daß ſie alles, was Demokritus von ſeiner Kenntnis der Vögelſprache geſagt hatte, für bloſſe Pralerey hielten. Aber dies hinderte nicht, daß die Fortſetzung dieſes Geſprächs nicht etwas ſehr unterhaltendes für ſie gehabt hätte; denn ſie hörten von nichts lieber reden, als von Dingen, die ſie nicht glaubten — und doch glaubten, als da iſt, von Sphinxen, Meermännern, Sybillen, Kobolten, Popanzen, Geſpenſtern, und allem, was in dieſe Rubrik gehört; und die Sprache der Vögel gehörte auch dahin, dachten ſie.

Es iſt ein Geheimnis, ſagte Demokritus, das ich von dem Oberprieſter zu Memphis lernte, da ich mich in den Egyptiſchen Myſterien initiiren ließ. Er war ein langer hagerer Mann; hatte einen ſehr langen Nahmen, und einen langen weiſſen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte. Sie würden ihn für einen Mann aus der andern Welt gehalten haben, ſo feyerlich und geheimnisvoll ſah er in ſeiner ſpitzigen Mütze und in ſeinem ſchleppenden Mantel aus.

Die Aufmerkſamkeit der Abderitinnen nahm merklich zu. Nannion, die ſich ein wenig weiter zurückgeſezt hatte, lauſchte mit dem linken Ohr der Nachtigall entgegen; aber von Zeit zu Zeit ſchoß ſie einen dankvollen Seitenblick

auf den Philosophen, den dieser, so oft die Mutter auf ihren Busen sah, oder ihren Hund küßte, mit aufmunterndem Lächeln beantwortete.

Das ganze Geheimniß, führ er fort, besteht darinn: Man schneidet, unter einer gewissen Constellation, sieben verschiedenen Vögeln, deren Namen ich nicht entdecken darf, die Hälse ab, läßt ihr Blut in eine kleine Grube, die zu dem Ende in die Erde gemacht wird, zusammenfliessen, bedeckt die Grube mit vorbeygelegten, und — geht seines Weges. Nach Verfluß von ein und zwanzig Tagen kömmt man wieder, deckt die Grube auf, und findet einen kleinen Drachen von seltsamer Gestalt, der aus der Fäulnis des vermischten Blutes entstanden ist — (*)

(*) Plinius, der in seiner Natur- und Kunstgeschichte Wahres und Falsches ohne Unterschied zusammengetragen hat, erzählt im Capit. 49. seines zehnten Buchs, in ganzem Ernst: Democritus habe in einer seiner Schriften gewisse Vögel benennet, aus deren vermischtem Blut eine Schlange entstehe, welche die Eigenschaft habe, daß derjenige, der sie esse, (so mit Eyß und Oel? sagt er nicht) von Stund an alles verstehe, was die Vögel mit einander reden. Wegen dieser und anderer ähnlicher Abentheuer, wovon Cuvier sagt) die Schriften des Demokritus wimmeln, liese er ihm an einem andern Orte seines Werks den Text sehr schulmeisterlich. Aber Gellius (Noct. Attic. L. X. cap. 12.) vertheidigt seinen Philosophen mit

„Einen Drachen! — rieffen die Abderitinnen mit allen Merkmalen des Erstaunens;„

Einen Drachen, wiewohl nicht viel grösser als eine gewöhnliche Fledermaus. Diesen Drachen nehmen sie, schneiden ihn in kleine Stücke, und essen ihn mit etwas Eßig, Oel und Pfeffer, ohne das mindeste davon übrig zu lassen; gehen darauf zu Bette, decken sich wohl zu, und schlafen ein und zwanzig Stunden an einem Stücke fort. Darauf erwachen sie wieder, kleiden sich an, (wiewohl dies zur Sache nicht schlechterdings nothwendig ist,) gehen in ihren Garten, oder in ein Wäldchen, und erstaunen nicht wenig, indem sie sich augenblicklich auf allen Seiten von Vögeln umgeben und gegrüßt finden, deren Sprache und Gesang sie so gut verstehen, als ob sie alle Tage

mit besserm Grunde, als Plinius ihn verurtheilt. Was konnte Demokritus dafür, daß die Abderiten dumm genug waren, alles, was er im Ernste sagte, für Ironie, und alles, was er scherzweise sagte, für Ernst zu nehmen? Oder wie konnt' er verhindern, daß nicht lange nach seinem Tode abderitische Köpfe tausend Albernheiten, an die er nie gedacht hatte, unter seinem Namen und Ansehen an andre Abderiten verkauften? Was für klägliches Zeug ließ ihn nicht erst im Jahr 1646 Magnenus in seinem Democritus redivivus sagen? Und was müssen nicht die Leute in der andern Welt von sich sagen lassen?

ge ihren Aeltern nichts als Eltern, Gänchen und Truthühner (*) gewesen wären.

Demokritus erzählte den Abderitanern alles dies mit einer so gelassenen Ernsthaftigkeit, daß sie sich um so weniger entbrechen konnten, ihm Glauben beyzumessen, da er, ihrer Meynung nach, die Sache unmöglich mit so vielen Umständen hätte erzählen können, wenn sie nicht wahr gewesen wäre. Indessen wussten sie sie doch gerade nur so viel davon, als nöthig war, um desto ungeduldiger zu werden, alles zu wissen —

„Aber, fragten sie, was für Vögel sind es denn, die man dazu braucht? „Ist der Sperling, der Finke, die Nachtigall, die Elster, die Wachtel, der Rabe, der Kibitz, die Nachteule, u. s. f. auch darunter? Wie sieht der Drache aus? Hat er Flügel? Wie viele hat er deren? Ist er gelb, oder grün, oder blau, oder rosenfarb? Speyt er Feuer? Beißt oder sticht er nicht, wenn man ihn anrühren will? Ist er gut zu essen? Wie schmeckt er? Wie verdaut er sich? Was trinkt man dazu? —

(*) Dies ist wohl ein Irrthum der Uebersetzers. Denn wer weiß nicht, daß die Truthühner dem Aristoteles selbst bekannt waren, und unbekannt seyn mussten, weil sie erst aus Westindien zu uns und in die übrigen Theile unserer Halbkugel gekommen sind. S. Buffon Histoire naturelle des Oiseaux. T. 2. p. 187. u. f.

Alle diese Fragen, womit der gute Naturforscher von allen Seiten bestürmt wurde, machten ihm so warm, daß er sich endlich am kürzesten aus dem Handel zuziehen glaubte, wenn er ihnen gestünde, er habe die ganze Historie nur zum Scherz ersonnen.

„O, dies sollen Sie uns nicht weiß machen! — riefen die Abderitinnen: Sie wollen nur nicht daß wir hinter ihre Geheimnisse kommen. Aber wir werden Ihnen keine Ruhe lassen; verlassen Sie sich darauf! Wir wollen den Drachen sehen, betasten, beriechen, kosten und mit Haut und Knochen aufessen, oder — Sie sollen uns sagen warum nicht!„

13.

Wir wissen nicht, wie Demokritus es angefangen, um sich die neugierigen Weiber vom Halse zu schaffen. Genug, daß uns diese Beyspiele begreiflich machen, wie ein blosser zufälliger Einfall Gelegenheit habe geben können, den unschuldigen Naturforscher in den Ruf zu bringen, als ob er Abderite genug gewesen wäre, alle die Mährchen, die er seinen albernen Landesleuten aufheftete, selbst zu glauben. Diejenigen, die ihm dies zum Vorwurf nachgesagt haben, beruffen sich auf seine Schriften. Aber schon lange vor den Zeiten des Vitruvius und Plinius wurden eine Menge unächter Büchlein mit vielbedeutenden Titeln unter seinem Nahmen herumgetragen.

Man

Man weiß, wie gewöhnlich diese Art von Betrug den müßigen Grüblis der spätern Zeiten war. Die Namen Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, Pythagoras, Demokritus, waren ehrwürdig genug, um die armseligsten Geburten schaaler Köpfe verkäuflich zu machen, sonderheitlich nachdem die Alexandrische Schule die Magie in eine Art von allgemeiner Achtung und die Gelehrten in den Geschmack gebracht hatte, sich bey den Ungelehrten das Ansehen zu geben, als ob sie gewaltige Wundermänner wären, die den Schlüssel zur Geisterwelt gefunden hätten, und für die nun in der ganzen Natur nichts geheimes sey. Die Abderiten hatten den Demokritus in den Ruf der Zauberey gebracht, weil sie nicht begreifen konnten, wie man, ohne ein Hexenmeister zu seyn, so viel wissen könne, als sie — nicht wußten: und spätere Betrüger fabricirten Zauberbücher in seinem Namen, um sich jenen Ruf bey den Dummköpfen ihrer Zeit zu Nutzen zu machen.

Ueberhaupt waren die Griechen grosse Liebhaber davon, mit ihren Philosophen den Narren zu treiben. Die Athenienser lachten herzlich, als ihnen der witzige Possenreisser Aristophanes weiß machte, Sokrates halte die Wolken für Göttinnen; messe aus, wie viele Flohfüsse hoch ein Floh springen könne (*); lasse

(*) Nichts ist möglicher, als daß Sokrates wörtlich einmal etwas gesagt haben konnte, das zu dieser

lasse sich, wenn er meditiren wolle, in einem Korbe aufhängen, damit die anziehende Kraft der Erde seine Gedanken nicht einsauge, u. s. f. und es däuchtete sie überaus kurzweilig, den Mann,

dieser Türlipinade Anlaß gegeben. Er durfte nur in einer Gesellschaft, wo die Rede von Grösse und Kleinheit war, den Irrthum angemerkt haben, den man gewöhnlich begeht, da man von Groß und Klein als von wesentlichen Eigenschaften spricht, und nicht bedenkt, daß es blos auf den Masstab ankommt, ob etwas groß oder klein seyn soll. Er konnte nach seiner scherzhaften Art gesagt haben: man habe Unrecht, den Sprung eines Flohs nach der Attischen Elle zu messen; man müsse, um die Schnellkraft des Flohs mit derjenigen eines Luftspringers zu vergleichen, nicht den menschlichen Fuß, sondern den Flohfuß zum Maas nehmen, wenn man anders den Flöhen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wolle — und dergleichen. Nun brauchte nur ein Abderite in der Gesellschaft zu seyn, wo so etwas gesprochen wurde; so können wir sicher darauf rechnen, daß er es als eine grosse Ungereimtheit, die dem Philosophen entfahren sey, nach seiner eignen Art wieder erzählt haben werde; und wenn gleich Aristophanes klug genug war, zu begreiffen, daß Sokrates etwas kluges gesagt hatte, so war es doch für einen Mann von seiner Profeßion und zu seiner Absicht, den Philosophen lächerlich zu machen, schon genug, daß man diesem Einfall eine Wendung geben konnte, wodurch er geschickt wurde, die Zwerchfelle der Athenienser, welche (den Geschmack und den Witz abgerechnet) ziemlich Abderiten waren, einen Augenblick zu erschüttern.

Mann, der ihnen immer die Wahrheit, und also oft unangenehme Dinge sagte, wenigstens auf dem Schauplatze platte Pedanterenen sagen zu hören. Und wie mußte sich nicht Diogenes, der einzige unter den Nachahmern des Sokrates, der die Mine seines Originals hatte, von diesem Volke, das so gerne lachte, mißhandeln lassen? So gar der begeisterte Plato und der tiefsinnige Aristoteles blieben nicht von Anklagen frey, wodurch man sie zu dem grossen Haufen der alltäglichen Menschen herabzusetzen suchte. Was Wunder also, daß es dem Manne nicht besser ergieng, der so verwegen war, mitten unter Abderiten Verstand zu haben?

Demokritus lachte zuweilen, wie wir alle, und würde vielleicht, wenn er zu Korinth oder Smyrna oder Syrakus oder an irgend einem andern Orte der Welt gelebt hätte, nicht mehr gelacht haben, als jeder andre Bidermann, der sich, aus Gründen oder von Temperamentswegen, aufgelegter fühlt, über die Thorheiten der Menschen zu lachen als zu weinen. Aber er lebte unter Abderiten. Es war nun einmal die Art dieser guten Leute, immer etwas zu thun, worüber man entweder lachen oder weinen oder ungehalten werden mußte; und Demokritus lachte, wo ein Phocion die Stirne gerunzelt, ein Cato gepoltert, und ein Swift zugepeitscht hätte. Bey einem ziemlich langen Aufenthalt in Abdera konnte ihm also die Mine der Ironie wohl eigenthümlich werden:

Aber daß er, im buchstäblichen Verstande, immer aus vollem Halse gelacht habe, wie ihm ein Dichter, der die Sachen gern übertreibt, nachsagt (*), dies hätte wenigstens niemand in Prosa sagen sollen.

Doch diese Nachrede möchte noch immer hingehen; zumal, da ein so gepriesener Philosoph wie Seneca unsern Freund Demokritus über diesen Punct rechtfertigt und sogar nachahmenswürdig findet. „Wir müssen uns da„hin bestreben, sagt Seneca (**), daß uns die „Thorheiten und Gebrechen des großen Hauf„fens, samt und sonders nicht hassenswürdig „sondern lächerlich vorkommen; und wir wer„den besser thun, wenn wir uns hierinn den „Demokritus als den Heraklitus zum Muster „nehmen. Dieser pflegte so oft er unter die „Leute gieng, zu weinen; jener, zu lachen; „dieser sah in allem unserm Thun eitel Noth „und Elend; jener eitel Tand und Kin„derspiel. Nun ist es aber freundlicher „das menschliche Leben anzulachen als es „anzugrinßen; und man kan sagen, daß sich „derjenige um das MenschenGeschlecht ver„dienter macht, der es belacht, als der es be„jammert. Denn jener läßt uns doch noch „immer

(*) Perpetuo risu pulmonem agitare solebat Democritus — *Juvenal.* Sat. X. 33.

(**) *De Tranquill. Animi* c. 15.

„immer ein wenig Hofnung übrig; dieser hin„gegen weint albernerweise über Dinge, die „er bessern zu können verzweifelt. Auch „zeigt derjenige eine größere Seele, der, „wenn er einen Blick über das Ganze wirft, „sich nicht des Lachens, als jener, der sich der „Thränen nicht enthalten kan; denn er giebt „dadurch zu erkennen, daß alles, was andern „groß und wichtig genug scheint, um sie in „die heftigsten Leidenschaften zu setzen, in sei„nen Augen so klein ist, daß es nur den leich„testen und kaltblütigsten unter allen Af„fecten in ihm erregen kan.„ (*)

Im

(*) Bey allem dem erklärt sich doch Seneca bald darauf, daß es noch besser und einem weisen Manne anständiger sey, die herrschenden Sitten und Fehler der Menschen sanft und gleichmüthig zu ertragen, als darüber zu lachen oder zu weinen. Mich dünkt aber, er hätte mit wenig Mühe finden können, daß es noch was bessers giebt als dies bessere. Warum immer lachen, immer weinen, immer zürnen, oder immer gleichgültig seyn? Es giebt Thorheiten, welche belachenswerth sind; es giebt andere, die ernsthaft genug sind, um dem Menschenfreund Seufzer auszupressen; andre, die einen Heiligen zum Unwillen reitzen könnten; endlich noch andre, die man der menschlichen Schwachheit zu gute halten soll. Ein weiser und guter Mann, (nisi pituita molesta est, wie Horaz weislich ausbedingt) lacht oder lächelt, bedaurt oder beweint, entschuldigt oder verzeyht, je nach dem es Personen

und

Im Vorbeygehen däucht mich, die Entscheidung des Sophisten Seneca habe Verstand, wiewohl er vielleicht besser gethan hätte, die Gründe dazu weder so weit herzuhohlen, noch in so gekünstelte Anthitheſen einzuschrauben. Doch, wie gesagt, der bloße Umstand, daß Demokritus unter Abderiten lebte, und über Abderiten lachte, macht den Vorwurf von welchem die Rede ist, so übertrieben er auch seyn mag, zum erträglichsten unter allem, was unserin Weisen aufgebürdet worden. Läßt doch Homer die Götter selbst über einen weit weniger lächerlichen Gegenstand, über den hinkenden Vulkan, der aus der gutherzigen Absicht, Friede unter den Olympiern zu stiften, den Mundschenken macht, in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen! Aber das Vorgeben, daß Demokritus sich selbst freywillig des Gesichts beraubt habe und die Ursachen, warum er es gethan haben soll, dies sezt auf Seiten derjenigen, bey denen es Eingang finden konnte, eine Neigung voraus, die wenigstens ihrem Kopfe wenig Ehre macht. Es ist die armselige Neigung, jeden Dummkopf, jeden hämischen Buben für einen unverwerflichen Zeugen gelten zu lassen, sobald er einem großen

und Sachen, Ort und Zeit, mit sich bringen; denn lachen und weinen, lieben und hassen züchtigen und loßlassen, hat seine Zeit, sagt Salomo, welcher älter, klüger und besser war als Seneca mit allen seinen Antitheſen.

großen Manne irgend eine überschwengliche Ungereimtheit nachsagt, welche auch der alltäglichste Mensch bey fünf gesunden Sinnen zu begehen unfähig wäre. Ich möchte nicht gerne glauben, daß diese Neigung so allgemein sey, als die Verkleinerer der menschlichen Natur behaupten; aber dies wenigstens lehrt die Erfahrung: daß die kleinen Anekdoten die man von großen Geistern auf Unkosten ihrer Vernunft circuliren zu lassen pflegt, sehr leicht bey den meisten Eingang finden. Doch vielleicht ist dieser Hang im Grunde nicht sträflicher als das Vergnügen, womit die Sternseher Flecken in der Sonne entdeckt haben? Vielleicht ist es bloß das Unerwartete und Unbegreifliche was die Entdeckung solcher Flecken so angenehm macht? Ausserdem findet sich auch nicht selten, daß die armen Leute, indem sie einem großen Manne Widersinnigkeiten andichten, ihm, nach ihrer Art zu denken, noch viel Ehre zu erweisen glauben; und dies mag wohl, was die freywillige Blindheit unsers Philosophen betrifft, der Fall bey mehr als einem Abderitischen Gehirne gewesen seyn. „Demokritus beraubte sich des Gesich„tes, sagt man, damit er desto tiefer denken „könnte. Was ist hierinn so unglaubliches? „Haben wir nicht Beyspiele freywilliger Ver„stümmelungen von ähnlicher Art? Comba„bus (*), Origenes (**), —„ Gut! — Com-

(*) *Luc.* de Dea Syr. Bayle im Artick. Combabus.
(**) Eusebius, Kirchengeschichte. B. VI. Cap. 3.

Combabus und Origenes warfen einen Theil ihrer selbst von sich, den wohl die Meisten, im Fall der Noth, mit allen ihren Augen, und wenn sie deren soviel als Argus hätten, exkaufen würden. Allein sie hatten auch einen grossen Beweggrund dazu. Was giebt der Mensch nicht um sein leben? Und was thut oder leidet man nicht, der Gunstling eines Fürsten zu bleiben oder gar eine Pagode zu werden? — Demokritus hingegen konnte keinen Beweggrund von dieser Stärke haben. Es möchte noch hingehen, wenn er ein Methaphysiker oder ein Poet gewesen wäre. Dies sind Leute, die zu ihrem Geschäfte des Gesichts entbehren können. Sie arbeiten am meisten mit der Einbildungskraft, und diese gewinnt sogar durch die Blindheit. Aber wenn hat man jemals gehört, daß ein Beobachter der Natur, ein Zergliederer, ein Sternseher, sich die Augen ausgestochen hätte, um desto besser zu beobachten, zu zergliedern, und nach den Sternen zu sehen? Die Ungereimtheit ist so handgreiflich, daß Tertullianus die angeblicht That unsers Philosophen aus einer andern Ursache ableitet, die ihm aber zum wenigsten eben so ungereimt hätte vorkommen müssen, wenn er ein besserer Raisonneur gewesen wär, oder nicht gerade vorurtheilen gehabt hätte, die Philosophen, die er zu Boden legen wollte, in Strohmänner zu verwandeln. „Er „beraubte sich der Augen, sagte Tertullian (*), „weil

(*) *Apolog.* c. 46.

„weil er kein Weib anſehen konnte, ohne ihrer „zu begehren. „ — Ein feiner Grund für einen griechiſchen Philoſophen aus dem Jahrhundert des Perikles! Demokritus, der ſich gewiß nicht einfallen ließ, weiſer ſeyn zu wollen als Solon, Anaxagoras, Sokrates, hatte auch vonnöthen, zu einem ſolchen Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen! Wahr iſts, der Arzt des letztern (*) (der ihm gewiß nichts unbekanntes war, weil er Verſtand genug hatte, ſich ihn ſelbſt zu geben) verſtand wenig gegen die Gewalt der Liebe; und einem Philoſophen, der ſein ganzes Leben dem Erforſchen der Wahrheit widmen wollte, war allerdings ſehr viel daran gelegen, ſich vor einer ſo tyranniſchen Leidenſchaft zu hüten. Allein von dieſer hatte auch Demokritus, wenigſtens in Abdera, nichts zu beſorgen. Die Abderitinnen waren ſchön; aber die gütige Natur hatte ihnen die Dummheit zum Gegenſatz ihrer körperlichen Reizungen gegeben. Eine Abderitin war nur ſchön bis ſie den Mund aufthat, oder bis man ſie in ihrem Hausfleide ſah, leidenſchaften von drey Tagen waren das äuſſerſte, was ſie einem ehrlichen Manne, der kein Abderite war, einflößen konnten: Und eine Liebe von drey Tagen iſt einem Demokritus am Philoſophiren ſo wenig hinderlich, daß ich vielmehr allen Naturforſchern, Zergliederern, Maſchinenkünſtlern und Sternſehern demüthig rathen wollte, ſich dieſes

(*) *Memorab. Socrat.* Lib. I. cap. 3. num. 14.

dieſes Mittels, als eines vortreflichen Recepts gegen Milzbeſchwerungen, öfters zu bedienen, wenn nicht zu vermuthen wäre, daß dieſe Herren zu weiſe ſind, meines Rathes vonnöthen zu haben. Ich möchte nicht dafür ſtehen, daß Demokritus die Kraft dieſes Mittels, zufälliger Weiſe, bey einer oder der andern von den Abderitiſchen Schönen, die wir kennen gelernt haben, nicht verſucht haben ſollte. Aber daß er, um gar nicht, oder nicht zu ſtark, von ſo unſchädlichen Geſchöpfen eingenommen zu werden, und, weil er auf allen Fall ſicher war, daß ſie ihm die Augen nicht auskratzen würden, ſchwach genug geweſen ſey, ſich ſolche ſelbſt auszukratzen, dies — mag Tertullianus glauben, ſo lang es ihm beliebt; ich zweifle ſehr, daß es jemand mitglauben wird.

Doch, alle dieſe Ungereimtheiten werden unerheblich, wenn wir ſie mit demjenigen vergleichen, was ein ſonſt in ſeiner Art ſehr verdienter Sammler einiger Materialien zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes (*) die Philoſophie des Demokritus nennt. Es würde ſchwer ſeyn, von einem Haufen einzelner Trümmer, Steine und zerbrochner Säulen, die man als vorgebliche Ueberbleibſel des groſſen Tempels zu Olympia, aus unzählichen Orten

(*) Brucker; vom Magnenus, der den Demokritus nach ſeiner eignen Phantaſie raiſonniren und deraiſoniren läßt, nichts zu ſagen!

Orten zusammen gebracht hätte, mit Gewißheit zu sagen, daß es würklich Trümmer dieses Tempels seyen. Aber was würde man von einem Manne denken, der, wenn er diese Trümmer, so gut es ihm in der Eile möglich gewesen wäre, auf einander gelegt und mit etwas Leim und Stroh zusammengeflickt hätte, ein so armseliges Stückwerk, ohne Plan, ohne Fundament, ohne Grösse, ohne Symmetrie und Schönheit, für den Tempel zu Olympia ausgeben wollte?

Ueberhaupt ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Demokritus ein System gemacht habe. Ein Mann, der ein Leben von mehr als hundert Jahren mit Reisen, Beobachtungen und Versuchen zubringt, ist ordentlicher Weise kein Hypothesenkrämer. Aber daß ein solcher Mann, mit dem durchdringenden Verstande und mit dem brennenden Durste nach Wahrheit, den ihm das Alterthum einhellig zuschreibt, fähig gewesen sey, handgreiflichen Unsinn zu behaupten, ist noch etwas weniger als unwahrscheinlich. „Demokritus (sagt man uns) erklärte das Daseyn der Welt lediglich aus den Atomen, dem leeren Raum, und der Nothwendigkeit oder dem Schicksal. Er fragte die Natur achtzig Jahre lang, und sie sagte ihm kein Wort von ihrem Urheber, von seinem Plan, von seinem Endzweck? Er schrieb den Atomen allen einerley Art von Bewegung zu, und

wurde nicht gewahr (*), daß aus Elementen, die sich in parallelen Linien bewegen, in Ewigkeit keine Körper entstehen können? Er läugnete, daß die Verbindung der Atomen nach dem Gesetze der Aehnlichkeit geschehe; er erklärte alles in der Welt aus einer unendlich schnellen aber blinden Bewegung, und behauptete gleichwohl, daß die Welt ein Ganzes sey u. s. w. Diesen und andern ähnlichen Unsinn setzt man auf seine Rechnung, citirt den Stoebäus, Sextus, Censorinus, und bekümmert sich wenig darum, ob es unter die möglichen Dinge gehöre, daß ein Mann von Verstande (wofür man uns gleichwohl den Demokritus ausgicht) so gar erbärmlich raisonniren könnte. Freylich sind grosse Geister von der Möglichkeit sich zu irren, oder unrichtige Folgerungen zu ziehen, eben so wenig frey, als die kleinen; wiewohl man gestehen muß, daß sie unendlichmal seltener in diese Fehler fallen, als es die Lilliputter gerne hätten. Aber es giebt Albernheiten, die nur ein Dummkopf zu denken oder zu sagen fähig ist, so wie es Unthaten giebt, die nur ein Schurke begehen kann. Die besten Menschen haben ihre Atomalien, und die Weisesten leiden zuweilen eine vorübergehende Verfinsterung. Aber dies hindert nicht, daß man nicht mit hinlänglicher Sicherheit

(*) *Bruck*, Histor. Crit. Philos. T. I. p. 1190.

heit von einem Manne der Verstand hat, sollte behaupten können, daß er gewöhnlich und besonders in solchen Gelegenheiten, wo auch die Dummsten allen den ihrigen zusammenraffen, wie ein Mann von Verstande verfahren werde.

Diese Maxime könnte uns, wenn sie gehörig angewendet würde, im Leben manches rasche Urtheil, manche von wichtigen Folgen begleitete Verwechslung des Scheins mit der Wahrheit ersparen helfen. Aber den Abderiten half sie nichts. Denn zum Anwenden einer Maxime wird gerade das Ding erfordert das sie nicht hatten. Die guten Leute behalfen sich mit einer ganz andern Logik als vernünftige Menschen; und in ihren Köpfen waren Begriffe associirt, die, wenn es keine Abderiten gäbe, sonst in aller Ewigkeit nie zusammen kommen würden. „Demokritus untersuchte die Natur der Dinge, und bemerkte die Ursachen gewisser Naturbegebenheiten ein wenig früher als die Abderiten, also war er ein Zauberer. Er dachte über alles anders als sie, lebte nach andern Grundsätzen, brachte seine Zeit, auf eine ihnen unbegreifliche Art, mit sich selbst zu, — also war es nicht recht richtig in seinem Kopfe; der Mann hatte sich überstudirt, und man besorgte, daß es einen unglücklichen Ausgang mit ihm nehmen werde.

Was hört man vom Demokritus? — sagten die Abderiten unter einander. — „Schon sechs ganzer Wochen will niemand nichts von ihm gesehen haben —„ Man kan seiner nie habhaft werden; oder wenn man ihn endlich trift, so sitzt er in tiefen Gedanken, und ihr seyd eine halbe Stunde vor ihm gestanden, habt mit ihm gesprochen, und seyd wieder weggegangen, ohne daß er es gewahr worden ist. Bald wühlt er in den Eingeweyden von Hunden und Katzen herum, bald kocht er Kräuter, oder steht, mit einem großen Blasebalg in der Hand, vor einem Zauberofen, und macht Gold, oder noch was ärgers. Bey Tage klettert er wie ein Gems die steilsten Klippen des Hämus hinan, um — Kräuter zu suchen, als ob es deren nicht genug in der Nähe gäbe; und bey Nacht, wo sogar die unvernünftigen Geschöpfe der Ruhe pflegen, wickelt er sich in einen scythischen Pelz und guckt, beym Kastor! durch ein Blaserohr nach den Sternen.„

Ha, ha, ha! Man könnte sichs nicht närrischer träumen lassen! Ha, ha, ha! (lachte der kurze dicke Rathsherr).

„Es ist bey allem dem Schade um den Mann, sagte der Archon von Abdera; man muß gleichwohl gestehen, daß er viel weiß.„

Aber

„Aber was hat die Republik davon? — verſezte ein Rathsherr, der ſich mit Projecten, Verbeſſerungsvorſchlägen, und Deductionen veralteter Anſprüche eine hübſche runde Summe von der Republik verdient hatte, und in Kraft deſſen immer aus vollen Backen von ſeinen Verdienſten um das Abderitiſche Weſen prahlte, wiewohl das Abderitiſche Weſen ſich durch alle ſeine Projecte, Deductionen und Verbeſſerungen nicht um hundert Drachmen beſſer befand.

„Es iſt wahr, ſprach ein andrer; mit ſeiner Wiſſenſchaft läuft es auf lauter Spielwerk hinaus; nichts Gründliches! in minimis maximus!

„Und dann ſein unerträglicher Stolz! — Seine Widerſprechungsſucht! — Sein ewiges Vernünfteln, und Tadeln, und Spötteln!

„Und ſein ſchlimmer Geſchmack!

Von der Muſik wenigſtens verſteht er nicht den Guckuck, ſagte der Nomophylax.

Vom Theater noch weniger, rief Hyperbolus.

Und von der hohen Ode gar nichts, ſagte Phyſignathus.

„Er ist ein Scharlatan, ein Windbeutel —„

„Und ein Freygeist, oben drein; ein ausgemachter Freygeist, ein Mensch der nichts glaubt, dem nichts heilig ist, schrie der Priester Strobylus. Man kan ihm beweisen, daß er einer Menge von Fröschen die Zungen bey lebendigen Leibe ausgerissen hat —

„Man spricht stark davon, daß er deren etliche sogar lebendig zergliedert habe, sagte jemand.

„Ists möglich? Gerechte Latona! Sollte dies bewiesen werden können? (rief der Priester Strobylus mit allen Merkmalen des äussersten Entsetzens). Wozu diese verfluchte Philosophie einen Menschen nicht bringen kan! Aber, sollt' es würklich bewiesen werden können?

„Ich geb' es wie ich es empfangen habe, erwiederte jener.

„Es muß untersucht werden, rief Strobylus. Hochpreislicher Herr Archon! — Wohlweise Herren! — ich fodre Sie hiermit, im Nahmen der Latona, auf! die Sache muß untersucht werden!

„Wozu eine Unterſuchung? ſagte Thraſyllus, einer von den Häuptern der Republik, ein naher Anverwandter und vermuthlicher Erbe des Philoſophen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Aber ſie beweiſet weiter nichts, als was ich leider! ſchon ſeit geraumer Zeit an meinem armen Vetter wahrgenommen habe, — daß es mit ſeinem Verſtande nicht ſo gut ſteht, als zu wünſchen wäre. Demokritus iſt kein ſchlimmer Mann; er iſt kein Verächter der Götter; aber er hat Stunden wo er nicht bey ſich ſelbſt iſt. Wenn er einen Froſch zergliedert hat, ſo wollt' ich für ihn ſchwören, daß er den Froſch für eine Katze anſah.

„Deſto ſchlimmer! ſagte Strobylus.

„In der That, deſto ſchlimmer — für ſeinen Kopf, und für ſein Hausweſen! — fuhr Thraſyllus fort. Der arme Mann iſt in einem Zuſtande, wobey wir nicht länger gleichgültig bleiben können. Die Familie wird ſich genöthigt ſehen, die Republik um Hülfe anzurufen. Er iſt in keinerley Betrachtung fähig, ſein Vermögen länger ſelbſt zu verwalten. Er wird bevogtet werden müſſen.

„Wenn dies iſt; ſagte der Archon mit einer bedenklichen Mine, und hielt inne.

„Ich werde die Ehre haben, Ihre Herrlichkeit näher von der Sache zu unterrichten, verſezte der Rathsherr Thraſyllus.

„Wie? Demokritus ſollte nicht bey Verſtande ſeyn, rief einer aus den Anweſenden. Meine Herren von Abdera, bedenken Sie wohl was Sie thun! Sie ſind in Gefahr dem ganzen Griechenland ein groſſes Lachen zuzubereiten. Ich will meine beyden Ohren verlohren haben, wenn Sie einen verſtändigern Mann dieſſeits und jenſeits des Hebrus finden, als dieſen nemlichen Demokritus. Nehmen Sie Sich in acht, meine Herren! die Sache iſt kizlichter als Sie vielleicht denken.„

Unſre Leſer erſtaunen — aber wir wollen Ihnen ſogleich aus dem Wunder helfen. Derjenige, der dies ſagte, war kein Abderite. Er war ein Fremder aus Syrakus, und (was die Rathsherren von Abdera im Reſpekt erhielt,) ein naher Verwandter des ältern Dionyſius, der ſich vor kurzem zum Fürſten dieſer Republik aufgeworfen hatte.

„Sie können verſichert ſeyn, antwortete der Archon dem Syrakuſaner, daß wir nicht weiter in der Sache gehen werden, als wir Grund finden.„

Ich

„Ich nehme zu viel Antheil an der Ehre, welche der erlauchte Syrakuſaner meinem Vetter durch ſeine gute Meynung erweißt, ſagte Thraſyllus, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſie beſtätigen zu können. Es iſt wahr, Demokritus hat ſeine hellen Augenblicke; und in einem ſolchen wird ihn der Prinz geſprochen haben. Aber leider! es ſind nur Augenblicke —„

„So müſſen die Augenblicke in Abdera ſehr lang ſeyn, fiel der Syrakuſaner ein.

„Hoch- und Wohlweiſe Herren, ſagte der Prieſter Strobylus; die Umſtände mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, bedenken Sie, daß die Rede von einem lebendig zergliederten Froſche iſt! Die Sache iſt wichtig, und ich dringe auf Unterſuchung. Denn dafür ſey Latona und Apollo, daß ich fürchten ſollte —

„Beruhen Sie Sich, Herr Oberprieſter, ſprach der Archon, — der (unter uns geſagt), ſelbſt ein wenig im Verdachte ſtund, von den Fröſchen der Latona nicht ſo geſund zu denken, wie man in Abdera davon denken mußte — Auf die erſte Anregung, welche von Seiten der Vorſteher des geheiligten Teiches beym Senat gemacht werden wird, ſollen die Fröſche Genugthuung erhalten!„

Der Syrakuſaner ließ den Demokritus unverzüglich von allem benachrichtigen, was in dieſer Geſellſchaft geſprochen worden war.

Laß den fetteſten jungen Pfauen (*) im Hühnerhofe würgen und an den Bratſpies ſtecken, ſagte Demokritus zu ſeiner Haushälterinn, und benachrichtige mich, wenn er gar iſt.

Des

(*) Hier ſcheint ſich eine Unrichtigkeit in den Text eingeſchlichen zu haben. Der Pfau war vor Alexanders Eroberung des Perſiſchen Reiches ein unbekannter Vogel in Griechenland, und da er nachmals aus Aſien nach Europa übergieng, war er anfangs ſo ſelten, daß man ihn zu Athen um Geld ſehen ließ; doch war er in kurzer Zeit (nach dem Ausdruck des Comödienſchreibers Antiphanes) ſo gemein als die Wachteln. In der üppigen Epoke von Rom wurde deren eine unendliche Menge daſelbſt gezogen, und der Pfau machte ein vorzügliches Gerichte auf den Römiſchen Tafeln aus. Woher der Herr von Büffon genommen hat, daß die Griechen keine Pfauen gegeſſen, weiß ich nicht; das Gegentheil hätte ihm eine Stelle aus dem Poeten Alexis beym Athenäus beweiſen können. Indeſſen wäre doch, wenn es vor Alexandern keine Pfauen in Europa gegegeben hätte, gewiß,

daß

Des nehmlichen Abends als sich Strobylus zu Tische setzte, ward der gebratne Pfau in einer silbernen Schüssel, als ein Gesichenk des Demokritus aufgetragen. Als man ihn öffnete, siehe, da war er mit hundert goldnen Dariken (*) gefüllt. — Es muß noch nicht so gar übel mit dem Verstande des Mannes stehen, dachte Strobylus.

Strobylus ließ sich den Pfauen herrlich schmecken, trank Griechischen Wein dazu, strich die hundert Dariken in seinen Beutel, und

dass Demokritus dem Priester Strobylus keinen gebratnen Pfauen hätten schicken können; man müßte denn voraussetzen, daß dieser Naturforscher, unter andern Seltenheiten auch Pfauen aus Indien mitgebracht hätte. Und warum sollte man dies nicht voraussetzen können? Im Nothfall könnten uns auch die alten Samischen Münzen, auf denen man neben der Juno einen Pfau abgebildet sieht, aus der Schwierigkeit helfen — wenn es der Mühe werth wäre.

(*) Eine Persische Goldmünze, die von Cyaxares II. oder Darius aus Medien nach der Eroberung Babylons zuerst soll geschlagen worden seyn.

und dankte der Latona für die Genugthuung, die sie ihren Fröschen verschaft hatte.

„Wir haben alle unsre Fehler, sagte Strobylus des folgenden Tages in einer grossen Gesellschaft: Demokritus ist zwar ein Philosoph; aber ich finde doch, daß er es so übel nicht meynt als ihn seine Feinde beschuldigen. Die Welt ist schlimm; man hat wunderliche Dinge von ihm erzählt; aber ich denke gern das Beste von jedermann. Ich hoffe, sein Herz ist besser als sein Kopf! Es soll nicht gar zu richtig in dem leztern seyn; und ich glaub es selbst. Einem Menschen in solchen Umständen muß man viel zu gut halten. Ich bin gewiß, daß er der feinste Mann in ganz Abdera wäre, wenn ihm die Philosophie den Verstand nicht zerrüttet hätte!„

Strobylus fieng durch diese Rede zwoo Fliegen mit Einer Klappe. Er entledigte sich seiner Verbindlichkeit gegen unsern Philosophen, indem er von ihm als von einem guten Manne sprach; und machte sich ein Verdienst um den Rathsherrn Thrasyllus, indem er es auf Unkosten seines Verstandes that. Woraus zu ersehen ist, daß der Priester Strobylus, bey aller seiner Einfalt, oder Dummheit, (wenn man es so nennen will), ein schlauer Gast war.

Die Fortsezung folgt.

III. Von

III.

Von Bildung des moralischen Charakters in Schulen (*).

Erster Abschnitt.

Bestimmung der Gegenstände, worauf man arbeiten muß.

Es ist unmöglich jeden Jüngling zu allen Tugenden auszubilden, weil jede Tugend eine gewisse Grundlage voraussetzt, die von der Organisation, oder von den ersten Eindrücken der Kindheit herrührt. Es scheint mir eben so wenig thunlich, jedem Kinde die Tugenden des Helden, die Tugenden des Staatsmannes einzuflößen; als wenig es möglich seyn würde, die Karrengäule alle zu tüchtigen Schulpferden zuzurichten.

Allein

(*) Dieser Aufsatz ist von dem Verfasser der Beyträge zur allgemeinen Naturlehre; und ist bey Gelegenheit der vortrefflichen Churmannischen neuen Schulanstalten entstanden. Uebrigens ist hier die Rede von Kindern zwischen 10 und 15 Jahren.

Allein es ist auch nicht nöthig, daß jeder Mensch den Umfang aller Tugenden besitze. Jeder Stand hat die seinige, die man ihm eigen nennen kann; die man nur von denen fodert, so diesen Stand bekleiden.

Die Bereitwilligkeit des Helden, dem gemeinen Wohl sein Leben aufzuopfern; die gleichsam von aller menschlichen Empfindung befreyte Gerechtigkeitsliebe des Richters u. d. m. sind treffliche Tugenden, aber in der Welt einer Menge von ehrlichen Leuten entbehrlich.

Auf der andern Seite ist es aber auch unmöglich, jedem Jüngling in Rücksicht auf seinen zukünftigen Stand eine besondere moralische Bildung zu geben; theils, weil der Kinder in den Schulen zu viel sind; theils, weil in Ansehung der meisten unbekannt ist, welches Loos ihnen das Schicksal gewähren werde.

In verschiedenen alten Republiquen dachte man lediglich auf Bildung derjenigen Eigenschaften, die den Nationalcharakter ausmachten, und den Verhältnissen der Staatsverfassung angemessen waren.

Allein, in den meisten neuern Staaten, kann man auf einen beständigen NationalCharakter eben so wenig, als auf eine beständige Grundverfas-

verfassung Rechnung machen. Diese Gegenstände hängen von der Laune, den ächten oder falschen Begriffen, den Tugenden oder Lastern des Regenten ab. Gesetzt, der Fürst sieht alles von der Militärseite an; so flößt man der Jugend den militärischen Geist ein: der Fürst, sein Nachfolger, hat lediglich Handlungsabsichten; so bleibt der Zweck der vorhergehenden Erziehung auf ein ganzes Zeitalter verfehlet. Aehnliche Veränderungen sieht man täglich.

Bey diesen Umständen bleibt nichts übrig, als die Verschaffung einer Universalpanacee; nähmlich: man flöße die wesentlichen Tugenden ein, die den rechtschaffenen Mann in allen Zeiten und in allen Umständen ausmachen.

Alles bestehet darinn; dem Herzen den Hang zum Wohlwollen, und dem Geiste Ueberlegung zu geben.

Wer einen starken Hang zur Wohlthätigkeit hat, wird sich nicht leicht gegen den Dritten verfehlen. Wer Ueberlegung im Geiste hat, wird sich nicht leicht gegen sich verfehlen; und besitzt er beydes zugleich, so wird er ein rechtschaffener Mann seyn.

Durch Ueberlegung verstehet man hier was die Franzosen *Esprit de Conduite*, Geist

des

des Betragens nennen. Es besteht darinn, daß der Mensch in allen Vorfallenheiten des Lebens niemals Entschliessungen fasse, bis er Umstände und Folgen überdacht hat. Die Wichtigkeit dieser Eigenschaft erhellet daraus, daß jede Sache mehrere Seiten hat; Begierde und Sinnen aber nur die vortheilhafte, nur eine Seite zeigen. Und wenn man auch alle Seiten sieht; so ist es dennoch nöthig die Größe derselben gegeneinander auszumessen, um ihre Verhältnisse zu kennen; sonst kann sich der Mensch in der Bahn seines Glückes gar leicht verirren.

Die Fehltritte, so man aus allzugroßer Nachgiebigkeit; jene, so man aus heftigen Leidenschaften entstehen sieht, werden von demjenigen vermieden, der überlegt, die Umstände betrachtet, und die Folgen überdenkt, eh er sich zu Handlungen entschließt.

Der Umfang aller Eigenschaften ist nicht jedem Menschen gegeben; aber derjenige, der Ueberlegung im Geiste hat, prüfet sich selbst; und wird keinen Stein aufheben, dessen Schwere seine Kräfte übersteigt.

Umstände mögen sich immerhin ändern; der Mann von Ueberlegung wird sie bey vorkommender Abänderung überdenken, und jedesmal Entschließungen fassen, die ihnen angemessen sind.

Auch

Auch ein Mann von mittelmäßiger Fähigkeit, der Ueberlegung hat, wird niemals ausschweiffen, sondern von seinen geringen Gaben den möglichst besten Gebrauch machen. Das gröste Talent, von Ueberlegung entblößt, wird ausschweiffen, und oft unbrauchbar seyn.

Genug: wer Ueberlegung hat, dem wird die Selbstliebe die beste Richtung geben, um sein eigen Wohl zu erzielen.

Ueberlegung erstickt freylich manchmal in der Seele den Keim eines ungewöhnlichen und vielleicht gemeinnützlichen Schwungs: aber meistens wird sie den edelsten Eigenschaften die beste Richtung geben. Uebrigens giebt es dringende Gelegenheiten, wo man sich der Empfindung allein überlassen muß. Aber nur der Ueberlegung ist es eigen, ihre wahre Grenzen selbst zu bestimmen.

Der Hang zur Wohlthätigkeit ist jener Funken der Gottheit; jener Trieb, durch den die Natur das Band der menschlichen Gesellschaft knüpfet.

Wer diesen Hang in einem starken Grad besitzt, wird jede Gelegenheit ergreifen, seine Mitmenschen zu beglücken.

Er wird hartes Betragen und unbillige Thaten nicht ausüben, wenn gleich dieselbe von Gesetzen ungestrafet bleiben.

Er wird vorsetzlicher Weise niemand Unrecht thun, noch Verdruß verursachen.

Er wird alles das in Uebermaaß erfüllen, was der Mensch seinem Mitmenschen schuldig ist.

Diese zwoo Tugenden sind fürtreflich: aber allein und insbesondere betrachtet, ist keine vollkommen.

Der Mann vom wohlthätigsten Herzen kann der Geilheit, dem Trunk, der Verschwendung ergeben seyn; hierinn fehlt er nicht gegen den dritten; er fehlt gegen sich.

Der Mann von Ueberlegung kann geizig, oder herrschsüchtig, mithin hart und grausam seyn: hierinn fehlt er nicht gegen sich, sondern gegen den dritten.

Wer aber beyde Tugenden vereiniget, der ist ein Mann! Sein Geist wird ihn vor Ausschweifungen und sein Herz vor Ungerechtigkeiten bewahren. In der Maaße, als er zugleich mehrere Fähigkeiten dabey besitzet, wird er ein grösserer Mann seyn. Aber auch mit geringer Fähigkeit bleibt er immer ein rechtschaffner Mann.

Der Ueberlegungsgeist steht dem Hang zur Wohlthätigkeit nicht im Wege. Wohlthätigkeit gewährt lebhafte, reine Wollust der Seele. Glückseligkeit ist der Zweck der Ueberlegung; und was Vergnügen erregt, kömmt mithin hauptsächlich in Berechnung.

Auf

Auf diese Weise sind die Grundsätze der moralischen Erziehung gleichsam ins Einfache gebracht; sie lassen sich allenthalben und auf jeden Jüngling anwenden, und man weiß wo man Hand anlegen soll.

Zweyter Abschnitt.

Von der Art, die wesentlichen Eigenschaften der Jugend beyzubringen.

Es ist nicht genug, daß die Kinder lernen, worinn diese Tugenden bestehen; man muß ihnen auch den Besitz derselben verschaffen. Jenes wird durch eingeführte Schullehrarten erzielt; dieses erfodert eine besondere Methode.

Die möglichst beste Schullehrart ist nicht hinlänglich, den Willen zu lenken. Ich will es beweisen.

Der Natur nach folgt der Mensch den Eindrücken der Sinne, und dem Triebe der Begierden; und nur zwey Dinge können ihn davon abhalten: Zwang oder Ueberzeugung, daß seine wahre Wohlfarth ein anderes Betragen erfodere.

Der Zwang wird, in der Welt, durch Aufsicht der Magistratspersonen und durch Gesetze bewirkt; in der Schule, durch Schulordnung und Aufsicht des Schullehrers. Wäre der Zwang nicht, so würden im Staate sehr viele Verbrecher seyn; und die meisten

Kinder würden in den Schulen nichts als Muthwillen ausüben.

Der Mensch wird niemals überzeugt, als durch eigne Erfahrung, oder durch eignes vollständiges Nachdenken. Zu lezterem ist aber nöthig, daß er alle Folgen aus dem durchzudenkenden Satze selbsten ziehe, und dann eine Vergleichung und Abwägung der Umstände anstelle.

In der Schule lernen die Kinder die Theorie der Moral, und die Geschichte, deren Beyspiele die Beweise dieser Theorie sind: Allein Wissen gewährt noch nicht Ueberzeugung; und mein Beweis ist ohne Widerrede. Sieht man nicht täglich Leute, die den Epiktet auswendig wissen, wie Seneka sprechen, und als Narren oder Bösewichte leben? Was man nemlich gelesen, gehört, und auch wohl obenhin gedacht hat, macht Eindruck; aber dieser Eindruck wird stets durch den anhaltenden Eindruck der Sinnen und Begierden verdrungen.

In den Schulen werden die Kräfte des Verstandes durch Uebung verstärket. Allein es ist ein anders, die Fähigkeiten vermehren, und ein anders, den Fähigkeiten die gehörige Richtung geben. Durch ein Beyspiel wird die Sache deutlicher werden.

Die Ueberlegung, deren Wichtigkeit oben erwiesen worden, ist nichts, als die Anwendung

dung der Beurtheilungskraft auf Einrichtung unſers Lebens. Geſezt: Ein Schüler hat die ſchwerſten Aufgaben aufzulöſen gelernt: dies iſt eine Wirkung der nemlichen Beurtheilungskraft, und vielleicht des höchſten Grades derſelben. Folgt aber hieraus, daß der Schüler, dieſe ſtarke Beurtheilungskraft auf Einrichtung ſeines Lebens anwenden werde? Wäre dieſes ſo wahr; ſo würden die groſſen Meßkünſtler, die ſcharfſinnigen Geiſter aller Claſſen in ihrem Lebenswandel die klügſte Menſchen ſeyn. Viele Beyſpiele beweiſen aber, daß dieſer Satz nicht allemal wahr iſt.

Um einzuſehen, in welchem Grade die moraliſchen Schullehrer auf den Willen der Kinder wirken; muß man ſie nicht in Anſehung derjenigen Gegenſtände beobachten, die man ihnen unterſagt hat, nicht in ihren Schulſtunden beobachten; dort herrſchet Zwang; Man bemerke ſie in ihren Spielſtunden, in denjenigen Handlungen, ſo man ihrer Freyheit überlaßen hat. Da ſcheint dem Kind ſein kleiner Anſchlag eben ſo wichtig, wie dem erwachſenem Mann der ſeinige. Da ſehe man, in welchem Grad es in der Ausführung den Geiſt der Ueberlegung, in den Empfindungen den Hang zur Wohlthätigkeit blicken laſſe! Da wird man öfters die Wirkung der treflichſten natürlichen Anlage finden; ſehr ſelten den Einfluß der Schullehre.

Die Verhältnisse des Lehramts setzen den Lehrer fast durchgehends und nothwendig ausser Stand, diese Beobachtungen auch nur zu machen. Das Kind weiß, daß seine kleinen Vergehen mit den erklärten Grundsätzen der Lehrers in Widerspruch stehen. Ist der Lehrer strenge, so fürchtet es sich vor Strafe. Ist er nachsehend, so denkt das Kind: er konnte mich strafen, und straft mich nicht; folglich liebt er mich: Er denkt aber anders, als ich: so muß ich ihn nicht betrüben. Das Kind zeigt also dem Lehrer eben so wenig sein Innerstes, als sich der Bürger der Majestätsperson, der Unterthan dem Fürsten in allem unumschränkt eröffnen wird. Zu dergleichen mehr gefühlten, als entwickelten Vernunftschlüssen sind Kinder und erwachsene Leute gleich fähig.

Uebrigens ist es andern, daß der Lehrer etwas fruchte, wenn er immer in seinem eignen Thun und Lassen das Beyspiel der Rechtschaffenheit giebt. Ein gesehenes Beyspiel ist für das Kind eigne Erfahrung; und nach obigen Sätzen trägt diese zur Ueberzeugung bey. Aber hinlänglich ist es selten, den Willen ganz zu lenken, weil das Kind wieder entgegengesetzte Beyspiele sieht.

Freylich wird auch der Schulzwang durch Gewohnheit zur andern Natur. Aber es ist zu bemerken, daß Ueberzeugung sich auf den ganzen

zen Umfang des erweitesten Satzes verbreite. Gewohnheit aber erstreckt sich gerade nur auf angewöhnte Handlungen. Nun sind die Verhältnisse der Wele, und die Verhältnisse der Schulen sehr verschieden; und deswegen wird aus manchen stetsamen Schüler ein ausschweifender Mann.

Meine Schlüsse sind folgende. Wohleingerichtete Schulen sind Anstalten von wesentlichen Nutzen. Sie gewöhnen an Ordnung und Gehorsam; bereichern und stärken die Gaben des Verstandes; sie sind aber nicht hinlänglich den Willen zu lenken, noch den Fähigkeiten die wahre Richtung zu geben.

Freylich bleibt immer ein grosser Unterschied zwischen dem Manne von erweiterten Kenntnissen, und geübter Fähigkeit; und dem unwissenden Manne, der dabey wenig Fähigkeit besitzt. Jener weiß in den mislichsten und verworrensten Vorfallenheiten den besten Ausschluß zu finden. Dieser muß alsdann fremden Rath folgen, oder auf Gerathewohl handeln. Es ist der nämliche Unterschied wie zwischen dem Algebraischen, und dem gemeinen Rechner. Moralischer Unterricht ist mithin in den Schulen sehr wichtig. Daß aber einer moralisch rechnen kann, daraus folget noch nicht, daß er rechnen werde; zumal wenn seine Leidenschaften entgegen arbeiten.

So lange die Schuljahre währen, möchte der gute Willen der Kinder fast entbehrlich seyn, weil ihre Freyheit beschränkt ist; und weil ihre geringsten Bosheiten bestrafet werden. Aber für die Zukunft ist der gute Wille höchst wichtig.

In mannbaren Jahren kann der Mensch sein Vermögen verschwenden; sich dem Trunk ergeben; seinen Mitbürgern Schaden zufügen. Wenn er kein ausdrückliches Gesetz überschreitet, so wehrt es ihm niemand.

Hat alsdann der Mensch den Geist der Ueberlegung, oder den Hang zur Wohlthätigkeit nicht; dann ist aus dem Kind ein schwacher oder böser Mann geworden, und meistens in dem Maaße, je mehr er Fähigkeit hat.

Ich wag' es, einen Vorschlag zu thun, wie man der Jugend den Besitz dieser Tugenden verschaffen könne.

Die Schulen gehn in ihrer guten Einrichtung, wie bisher, fort.

Nebst den Schullehrer stelle man für die Jugend einer jeden Schul einen Mann an, der nicht Schullehrer, nicht Vorgesezter, der nichts, als der Freund der Kinder ist.

Den Kindern sind ohnehin zur Leibesübung Spiele nöthig. Der Mann wohne diesen Spielen bey. Da zeigt sich die Gemüthsart am deutlichsten; und vor ihm werden sich die Kinder nicht verbergen, weil er ihnen nichts zu gebiethen hat.

Er veranstalte, daß wöchentlich und in Nebenstunden jedes Kind ihn auf eine halbe Stunde besuche. Durch weniges unschädliches Eßwerk, oder Aufmunterungen anderer Art kann er dieses veranlassen.

Er lasse sich zu den Kindern herab; nehme Theil an ihren Freuden und Leidwesen; und wo möglich, so richte er sich nach ihrer Gemüthsart. Mit dem muntern sey er munter; mit dem düstren sey er ernsthafter. Wenn er ihnen eine kleine Gefälligkeit erweisen kann, so thu' er es.

Niemals muß er durch Fragen Eröffnungen erzwingen, die vom freywilligen Vertrauen herfließen müssen.

Niemals muß er sie belehren; ihnen niemals Verweise geben; niemals muß er jemanden entdecken, was er sie Recht oder Unrecht thun sieht, oder sagen hört. Mit ihren Lehrern und Vorgesezten muß er allen Umgang vermeiden.

Bald wird er eines jeden Kinds vertrautester Freund seyn. Dann gebe er ihm in seinen kleinen Anschlägen aufrichtigen Rath; und sein Rath muß immer auf Ausübung der zwey wesentlichen Eigenschaften abzielen.

Zum Beyspiel: das Kind wünschet Erlaubniß zur Lustreise, oder ein Kleidungsstück auszuwirken. Dann sage er ihm, wie nothwendig es sey, das beste Mittel zu wählen, um den Zweck nicht zu verfehlen. Er überlege mit ihm, ob die Sache thunlich sey; dann, auf was für Art sie thunlich sey. Wer dies für Kleinigkeiten ansieht, kennt die Verhältnisse der Dinge schlecht.

Schlägt das Kind den gut befundenen Weg ein, und der Anschlag gelingt: so bemerke man ihm, wie nützlich es sey, alles, was man thut, zuvor in Ueberlegung zu ziehen.

Geht das Kind einen andern Weg, und verfehlt sein Vorhaben: so mache man ihm keinen Vorwurf; genug, man sagt ihm: mein Freund, hätten wir doch die Sache überlegt!

In Ansehung des Hangs zur Wohlthätigkeit rathe man ihm an, zum Beyspiel, einen erkrankten jungen Freund zu warten; einem armen Mitschüler ein Buch zu schenken; Aeltern oder Lehrern durch kleine Beweise von Zärtlichkeit Vergnügen zu machen.

Folget

Folget das Kind dem Rathe nicht: so schweige man, und warte die nächste Gelegenheit ab. Folget es: so sage man ihm; ist es nicht ein großes Vergnügen, anderen etwas angenehmes zu erweisen?

Die Natur hat in jedes Menschenherz wenigstens einen Funken des Vergnügens gelegt, so von wohlthätigen Handlungen unzertrennlich ist. Durch das Bewußtseyn aber wird dieses Vergnügen vergrößert, und die Begierde darnach gereitzet.

Bey Kindern, die schon Anlage zum Nachdenken haben, muß man hauptsächlich den Hang zur Wohlthätigkeit anfeuern. Bey Kindern, die munter, sorglos, von reitzbaren Nerven sind, muß man mehr auf Entwicklung des Ueberlegungsgeistes denken. Der gröste Grad der Rechtschaffenheit liegt in dem Gleichgewicht beyder Eigenschaften.

Bey jedem Kinde werden sich das Jahr hindurch mehrere Gelegenheiten ergeben, den Geist der Ueberlegung, und den Hang zur Wohlthätigkeit auf obgedachte Weise in Ausübung zu setzen; und mehrmalen, einige Jahre hindurch wiederholte Schritte von dieser Art, bestimmen vermuthlich den Charakter für das ganze Leben.

Hierzu wird kein Gelehrter erfordert. Es sey nur ein Mann, von gesunder Vernunft, gutem Herzen, Gelassenheit und Munterkeit des Geistes. Man nenne den Mann wie man will, etwan Schulvorsteher!

Ist der Vorschlag nicht allenthalben thunlich: so scheint er es doch in Convicten zu seyn. Nützlich, glaube ich, ist er. Wirket doch manchesmal ein aufgeklärter und tugendhafter Freund auf abgehärtete Gemüther, und alte Gewohnheiten: so läßt sich desto mehr von der Biegsamkeit der Jugend hoffen!

Die Sache scheint mir wichtig. Dermalen kommen die junge Leute meistens mit ungebildetem Charakter aus dem Schulzwang in die Welt, in die Freyheit. Da kommt es dann meistens auf den Zufall, auf den glücklichen oder unglücklichen Erfolg der ersten Fehltritte oder Bosheiten an, ob sie rechtschaffene Männer, oder nichtswürdige Leute seyn werden.

IV.

Versuch

über

Don Estevan Manuel de Villegas,

einen lyrischen Dichter der Spanier.

Da es jezt unter einer gewissen Classe unsrer Dichter Mode zu werden scheint, Kleider für die Blöße ihrer Muse weit herzuhohlen, und uns Muster zu liefern wie Chineser, Japaner, Iroquesen, Peruaner und vielleicht auch Patagonen und Einwohner der Terra del fuego singen könnten — wenn es ihnen so beliebte; so glaube ich auch bey den Lesern des teutschen Merkurs keinen Undank zu verdienen, wenn ich Ihnen eine ganz kleine Probe liefere, wie einer der liebenswürdigsten Dichter der Spanier würklich sang. Freundlich aber sey es denen, für die das Neu-seyn so viele Reitze hat, ins Ohr gesagt, daß diese Probe kein Leisten zu teutsch-spanischen Liederchen seyn solle. Das Bild eines Mädchens mit Rosen, Lilien, Jaßmin, Hyacinthen, Purpur, Himmelfarbe, Milch und Honigseim zu mahlen, und es dann in einen Rahmen von Gold, Silber, Perlen, Diamanten, Korallen und Kristall zu setzen, ist keine Kunst; denn bunt klecken kann jeder Sudler. Aber diese Wärme der poetischen Mahlerey, diese Neu-

heit

heit der Bilder, dieſe Feinheit der Empfindung, dieſen Geiſt der Liebe, und dies Spinnengefühl für das Schöne in einem kleinen Liede, wie unſer Spanier, hat nur ein Meiſter der Kunſt, der — nicht mehr nachahmt.

Viele meiner Leſer werden vielleicht den Villegas ſchon aus des Velazquez Geſchichte der Spaniſchen Dichtkunſt, und Herr Prof. Dieze Anmerkung dazu S. 209, kennen. Für die, bey denen es nicht wäre, wiederhohle ich das Wenige was man von ſeinem Leben weiß; denn es mangeln uns, leider, faſt alle nähere Nachrichten von ihm.

Villegas war nicht zu Narera, ſondern zu Piedecontſcha zu Ende des 16ten Jahrhunderts gebohren und zu Madrid erzogen, welches folgende Stelle in ſeiner Cantilena 36 beweißt.

Chriſtiano ſoi macido
Entre el Ebro, i el Hoja,
Madrid me diò criança,
Origen *Piedeconcha*.

Aus verſchiedenen Stellen ſeiner Werke zu ſchließen, war er von ſehr guter Familie, und lebte entweder als ein bloſer Gelehrter und Privatmann zu Narera in Altkaſtilien; oder, wenn er ja in öffentlichen Aemtern ſtund, ſo

waren

waren es doch wenigstens keine Kriegsdienste. Er muß bis um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebt haben; so weit finde ich wenigstens Spuren von ihm.

Besser und genauer kennen wir diesen vortrefflichen Mann von der Seite seines Geistes; welche überhaupt, von einigen nicht ganz unklugen Erdensöhnen, für die interessanteste des Mikrokosmus gehalten wird.

Seine, mir bekannten, hinterlassnen Werke sind,

1) eine vortreffliche Uebersetzung des Boëthius in Prosa und Versen; und

2) ein ziemlich starker Quartband Gedichte unter dem Titel *Eroticas*; davon ich eine Ausgabe en Naxera 1618 vor mir habe. Diese sind eigentlich hier mein Zweck.

Des Dillegius fruchtbarer und warmer Genie breitete sich über verschiedene Dichtungsarten, gleich stark, gleich glücklich aus. Seine Eroticas oder sämmtliche Gedichte sind in zwey Theile getheilet, davon jeder vier besondere Bücher, und jedes Buch eine besondere Gattung Gedichte enthält. Ich will den kurzen das Verzeichnis davon herseyen.

Im ersten Theile enthält das erste Buch 36 Oden voller Schönheiten, davon einige aus

aus dem Horaz und Anakreon nachgeahmt sind.

Das zweyte liefert eine vortreffliche Uebersetzung des ersten Buchs der Oden des Horaz, mit welcher sich nichts als das Original vergleichen läßt.

Das dritte ist eine Sammlung kleiner Liederchen von ausserordentlicher Schönheit, die er *Delicias* nennt. Sie verdienen den Titel vollkommen. Es ist eine ganz neue Gattung, die er unter den Spaniern zuerst wagte, worauf ihn aber vermuthlich sein großes Studium, so er sich aus dem Anakreon machte, führte. Er schrieb sie, wie er selbst sagt, in seinem vierzehenten Jahre. Was muß man nicht von einem Dichter erwarten, der solche Meisterstücke im vierzehnten Jahre schreibt!

Das vierte Buch nennt er seinen Anakreon. Es enthält 64 Monostrophen oder kleinere Oden, davon 47 unnachahmlich aus dem Anakreon übersezt, die andern aber eben so schöne Originale in Anakreons Manier sind.

Das erste Buch des zweyten Theils ertheilt 14 Elegien, die nicht weniger den Stempel des Genies tragen; das zweyte Buch 4 Idyllen, davon die dritte aus dem Theokrit ist; das dritte, Sonnete und Epigrammen. Die wenigen Gedichte, welche

das

das vierte Buch ausmachen, nemt er los Latinas, weil sie nach lateinischen Sylbenmaaßen gemacht sind. Vorzüglich schön ist darunter eine sapphische Ode.

Meine Leser sehen leicht, daß, um sie mit unsern Dichter von allen diesen Seiten bekannt zu machen, ich mich in einer weiteren Sphäre müßte bewegen können, als mir hier verstattet ist. Vielleicht thue ich es an einem andern Orte, wenn Zeit und Umstände es verstatten. Ich schränke mich hier bloß auf einen Anzug der Canticum oder Liederchen ein, die, nach seinem eignen Geständniß, die Erstlinge seiner Muse waren. Ich habe sie in Prosa geliefert, um ihnen nicht gar zu viel zu rauben. Hätte ich aber auch die schöne Harmonie seiner leichten, reinen und musikalischen Versification mit übertragen können, so würde Villegas noch unendlich mehr den meinen seinen gewonnen haben; denn einen lyrischen Dichter das Metrum nehmen, heißt ihn schon halb morden. Inzwischen werden leser von feinem Gefühl schon aus folgenden wenigen Proben sehen, daß es kein übertriebener lobspruch sey, wenn Velasquez von ihm sagt: „Man bewundert „in seinen Gedichten den Geist des Horaz, „die Lieblichkeit des Anakreon, die Feinheit „des Tibull, die Urbanität des Propers, „und den Genie des Theokrit, die Natur „nach dem leben zu schildern.

Liederchen des Villegas.

Erstes Liedchen.

An Don Bernardino Fernandez de Velasco, Connetable von Castilien.

Süße Liederchen! angenehme Zeitvertreibe, im vierzehnten Jahre geschrieben, und im zwanzigsten ausgefeilt; ihr Erstlinge meiner Seele! ihr Seelen meines Lebens, in der Kindheit empfangen, und in der Jugend geboren, wem soll ich euch bestimmter? Wem soll ich euch öffentlich mit gebogenem Knie zueignen?

Wem sonst, als Dir, Connetable von Castilien? Sohn eines großen Vaters, oder Vater eines großen Sohns! Dir, zwar noch Kind, allein schon so erhoben, daß Du allein Dich nachahmen mußt, denn Deine Größe gleicht nur sich selbst. Geniese mehr Jahre, als ein Jahrhundert Tage, eine Zeit deiner Stand, und ein Meer Tropfen hat. Durchlebe mehr Jahrhunderte, als ein April (*) verliebte Zusammenkünfte, ein May Blumen, und ein Julius Aehren zählt. Brauche dann deine Kräfte, Andaus dieses Lebens, welches, da dein Vater starb, seinen Aleides mehr hat, der die vollvesten den kome.

(*) Der April ist in Spanien bey, was uns in Teutschland der May ist.

Zweytes Liedchen.

An Amor.

Ich, Amor! ich, der dich kennet und verehret, will zeigen, daß du weder ein Thor, noch blind gebohren seyst. Beydes läugne ich. Hast du nicht Lydien zärtlich gemacht, mich zugleich verwundet, und uns beyde vereinigt? Konntest du wohl, Amor, wenn du blind warest, zwey Seelen so zusammen fügen? —

Wer dich blind nennet, der sterbe, blind für Liebe, in deinen Flammen, und wer dich einen Thor schilt, bete dich sinnlos an. — Durch dich liebt mich Lydie; durch dich erwecke ich Eifersucht, und vermehre die Zahl meiner Neider. Durch dich schenkt Lydie mir tausend entzückende Umarmungen; tausend Küsse. Durch dich, kleiner, lieber Amor, ist mir Lydie, obgleich ein Mädchen, dennoch so treu, und durch dich folgt sie, so schön sie auch ist, gefällig meinen verliebten Schritten. — Aus Ueberzeugung, Amor, sag' ich also von dir, daß du klug und mein wahrer Freund warest. Scharfsichtig und schlau wie ein Luchs, um mir Ruhe, und weder blind noch närrisch, um mir Gesellenliebe zu schaffen.

Drittes Liedchen.

Von den Mädchen (*).

Die Rose, in dem umzäunten Garten gebohren, sicher für dem Pfluge und der weidenden Heerde, deren zarteste Jugend Sonne, Wasser und Luft

(*) Nachahmung des Katull: Vi flos in septis ere-

schmeichelnd erzieht und stärkt, bezahlt durch ihren Blick die Sorgfalt ihres geliebten Herrn. Jeden Tag verspricht ihr der gütige Himmel fliessenden Kristall, der sie tränkt. So lange sie unberührt bleibt, wächst ihre Schönheit, und wird von allen geliebt. Gebrochen aber verliehrt sie ihren blühenden Reiz, fängt an zu welken, und ihre natürliche Schamröthe entflieht. So sehr man sie zuvor liebte, so sehr wird sie jezt verachtet.

Ihr gleicht ein schönes Mädchen, so lange sie unschuldig ist. Von allen wird sie innigst geliebt und gesucht. Sinkt sie aber von dieser hohen Würde herab, so verabscheuen sie Liebhaber, die Sie nun sucht, ärger als das giftigste Thier.

Viertes Liedchen.

An eine Quelle.

Mit Silberfüssen hüpfest du über Goldsand, süsse kühle Quelle! Täglich vermehre ich mit meinen Thränen, Undankbare! deinen Lauf; aber immer widersetzest du dich aus Eigensinn, dem Ebro deinen Tribut zu zahlen, meinen Bitten, mich in meinem Unglück zu tödten. Ich fahre fort, wiewohl vergebens, dir meinen Zoll zu bringen, und beweine, mich zu ermüden, immer aufs neue meinen Betrug; mein Unglück. Meine Jahre verfliessen, wie dein Lauf, und immer erneuere ich meine Klagen über meinen jetzigen Verlust. Fast gleichen wir einander, süsse, klare Quelle! Ich nähre immerfort meinen Schmerz, und du deinen Lauf. Sprich nicht, du übertrifft mich; dies gilt von mir; denn du kannst stocken, allein kann ich aufhören zu klagen?

Fünf=

Fünftes Liedchen.

An Lydien.

Oeffne deine Korallenlippen, die süsser als Honig sind, Lydie! Auf die meinigen gedrückt, werden sie zwey Ströme stopfen, worinnen ich mich traurig bade; werden sie ein Feuer dämpfen, welches meine Adern austrocknet; werden sie Schmerzen lindern, die meine Ruhe rauben; werden sie einer Seele ihr Leben wiedergeben, und tausend Peiniger tödten. — Wohlan Lydie! — zaudere nicht! Einen, nur einen Kuß zu geben ist ja kein so grosses Verbrechen! — Oder denkst du vielleicht, daß, ein einziger mir gewähret, unsere Liebe lau machen würde? Dann, Lydie, o dann irrest du sehr; ein Vergnügen ist stets die Lockspeise eines neuen.

Sechstes Liedchen.

An eine Nachtigall.

Geliebte Philomele, die du in diesen Lorbersträuchern mit traurigen Melodien die Schmerzen klagest, welche dir einstmals die grausame Hand des schändlichen Tereus verursachte; warum erneuerst du aus Eigensinn immer deinen Vorsatz? Tausend Leiden singst du in diesen Einöden beym Schalle der herabstürzenden Quelle. Bald klagst du traurig seufzend dem Himmel deine Schmerzen, und bald fürchtet dein schweigender Flug Beleidigungen, die deine Augen sahen. Laß, laß die ängstliche Mühe, deine schönen Klagen zu verschwenden, und singe den Sternen, daß sie uns Mitleid schenken, mein Leid.

Siebentes Liedchen.

Das Vögelchen (*).

Auf einer Thymian-Staude sah' ich ein Vögelchen klagen, da es sein geliebtes Weibgen, davon es Vater war, von einem Bauer beraubt fand. Aeußerst über diese Grausamkeit betrübt verrauten es den Winden seine Klagen, damit sie seine jämmerlichen Thränen, und traurigen Accente in den Himmel trügen. Bald wiederholte es, um seinen Verlust zu erzwingen, mit traurigen Melodien tausendmal seinen Schmerz, bald schwieg es kraftlos stille. — Sein Gefühl erwachte wieder zu neuen Klagen; seufzend flog es auf, schwebte in Kreisen umher, durchlief ängstlich alle Spuren, hüpfte von Zweig zu Zweig, und verfolgte den Räuber. Endlich flog es auf eine dürre Grasstaude, und schien zu sagen: — sieh mir, barbarischer Räuber! sieh mir meine süßen Gefälligkeiten wieder! — und ein harrte — ich will nicht — schien mir die Antwort des Räubers zu seyn.

(*) Fast scheint der Anfang von Petrarchens 23ten Sonett dem Pillogos Stoff zu diesen Liedchen gegeben zu haben, wenigstens hat er viel ähnliches mit ihm:

Quel Rossignol, che si forte piagne
Forse suoi figli, o sua cara consorte,
Di dolcezza empie il cielo e le campagne
Con tanta nota si pietosa e forte etc.

Achtes Liedchen.

An Lydien.

Möchten sich doch diese rothen Lippen, schöne Lydie! mit welchen du so reizend lachst, mit einer Minute hören, weil sie Amor darzu einförderet! Möchten sie doch ihre Süssigkeiten auf die meinigen streuen! Nähere sie, Lydie, weil Amor es will; Amor, der verwundet, und heilet; Amor, der Sohn des Mars, dessen Reich die Welt ist; Amor, der, wenn er vergiftet, auch schnell rettet und Linderung schaft; Amor, der kleine reizende Knabe, der uns durch seine Flammen alle einander gleich macht. — Bringe sie mir doch Lydie. — Was macht dich so kaltsam? — Siehest du nicht, daß, wenn du nur eine Minute, nur einen Augenblick deinen entzückenden Kus verschiebst, du einen Liebhaber verlierest, und ich — meine Sinnen?

Neuntes Liedchen.

An Dryssillen.

Du zankest vergebens, Dryssilla! Laß deinen Eifer! denn du schadest dir selbst. — Was Liebe! — Wenn es nur Verstellung war, wie du, betrogen, mir vorwirfst, so ist dein Zorn weder klug, noch rechtmäßig. — Du willst nicht mehr leichtgläubig seyn? Thu' es; ich traue nicht mehr. Amor ist nie mein Beherrscher; so bald ich Lydiens blaues Auge ansehe, erblicke ich darinnen seine Pfeile, seinen Köcher und Bogen. Willst du den Beweis davon? Komm her, berühre mein Herz, und du wirst Pfeile finden.

Zehntes Liedchen.

An ebendieselbe.

So lange noch dies glänzende Haar auf deinen weißen, stolzen Stirne prangt, so lange noch Purpur auf deinen Lilienwangen glänzt, — ein Purpur, der deine rothen Lippen nicht beschämt; — so lange grünet noch deinen April, Dirnlis. Sammie, sammle deine Rosen, stolzes Mädchen, eh es dir das weniger lebhafte Alter unterjagt. Vielleicht, wenn dich dies erst umringt, und seine Staubfäden in die ausdürr, wird es dich zu verwüsten, daß du deinen Anblick fliehen wirst, um dich nicht so häßlich zu sehen.

Eilftes Liedchen.

An die Sterne.

Ihr an die goldne Sphäre gehefteten schönen Lichter, höret meine Klagen, die ich betrübt euch weine, und sagt Jedem, dieser Undankbaren, die mit ihrer glänzenden Stirn das Silber, und mit ihren Perlen-Zähnen den Krystall beschämet, den Aurore Blumen, Blättern und Früchten freywillig zoll, um sie zu kränken und zu entwickeln; Jedem, deren Augen der Sonne ihr Licht rauben; deren Rosen Lippen Jynchen und Cosichen Purpur auszuhalten; Jedem, deren von der Liebe selbst geformter Hals sicherer ihre übrigen Reize unterstützt, als euch eure Atlantischer Fuß; sagt ihr, daß sie endlich, mit meinem Gehorsam zu frieden, mich beglücke. — Doch nein! — sagt ihr nichts, denn ein Mädchen, das man bittet, ist dann erst boyspröt hart.

Zwölftes Liedchen.

An sich selbst.

Süßer, heiterer Tag! — da wir, Lydie, Amor und ich, junge Blumen sammleten, und ihren vielfarbigen Glanz bewunderten. Neuer Balsam floß durch meine ganze Seele, und glückliche Ruhe schlich sich durch meine Adern. Frey war ich von allen Martern und Schmerz, welche mir bisher in meiner ewigen Sclaverey der tyrannische Amor mit grausamer Hand durch seine verborgenen Flammen gemacht hatte. Unumtersuchen stand der liebende, zärtliche Lydie da, Amor, der sie beobachtete, winkte mir Muth zu, und forderte mich zu einem Unternehmen auf. Von Amorn gereizt verirrte sich mein Mund sachte auf ihre blühenden Wangen, das Ende meiner Kummers zu suchen. Lydia, die ihre Reize entheiligt, und sich in der unvermeidlichen Gefahr sahe, die meine Lippen ihrem Munde drohten, entriß Amorn, meine Geschwalthat zu rächen, einen seelenbändigenden Pfeil, mich für diese süße Beleidigung zu strafen. Doch Amor, der es sahe, erbarmte sich meiner Klagen, und verwundete augenblicklich mit seinem unwiderstehlichen Pfeil ihren schönen Busen. — Ganz außer sich für Zorn, daß sie ihre Waffen nun vernichtet sahe, die sie für allmächtig gehalten hatte, sprach Lydie zu Amorn: — Stirb, Knabe! sterb! denn wer kann deinem Gift entgehen? — Seitdem blieb Lydie von Amorn verwundet, und ich — von ihrem Reiz.

Dreyzehntes Liedchen.

An den Gott der Gärten.

Diesen Garten, Priap! der mich im Frühlinge mit Blumen, und im Sommer mit süßen Früchten belohnt, in welchem die Nachtigallen bey steigender Mittagshitze ihre Lieder verdoppeln, diesen Garten, großer Priap! vertraue ich deiner Vorsorge. Kömmt Lydie hieher, welche Venus beneidet, und von der Amor neue Flammen holt; Lydie, sage ich, welche der Sonne Licht, und den Wiesen Blumen giebt; für die sich CrystallQuellen herabstürzen, und mitten in ihrem Laufe verliebt stehen bleiben, — kömmt diese in meinen Garten, dann Priap! bitte ich dich, schmück' ihr die Schattengänge; und schlummert sie ein, dann benachrichtige mich davon.

Vierzehntes Liedchen.

Von Lydien.

Aufmerksam betrachtete Lydie die Blumen, welche ihr ererbter Garten ihr zollte, dessen Boden geschmolzener Crystall einer kleinen Quelle wässerte. — Amor, der gar zu gern die Bienenstöcke beunruhigt, suchte ihnen auch jezt zu schaden. Er machte den Anfang mit leichten Raubereyen; er stahl ihnen nemlich ihr Honig. Gereizt durch Amors Muthwillen rüsteten sich die grausamen Bienen schleunig mit diamantenen Stacheln, und und sumsten, sich an ihm zu rächen, umher. Da sie sich aber nur verspottet sahen, kehrten einige zu ihren süßen Zellen zurück, andere aber gauckelten im Garten umher, den Saft der jungen Blumen zu naschen, und zerstreueten sich. Die zornigste von dieser

dieſer boshafteu Rotte näherte ſich der ſchönen Lydie, hielt ihren Mund für eine Roſe, und ſtach ſie mitten darauf.

Funfzehntes Liedchen.

An den Gott der Gärten.

Unter jenen Lorbern, den Freunden meiner Liebe, und undurchdringlichem Schirme für die Sonne, unter deren Schatten tauſend vielfarbige Blumen ſproſſen, die dem Verliebten, der ſie betrachtet, Schmeicheleyen zu ſagen ſcheinen, — dort erwartet mich die ſchöne Lydie. — Solte ich zu lange verweilen, lieber Priap! und der Gärtner unſere Spur finden, und du hätteſt keine Entſchuldigung für uns, die ihn befriedigte; o! dann bitte ihn nur, daß er ans vergiebt.

Sechzehntes Liedchen.

Der Frühling.

Nach ungeheuren Regengüſſen, — gros wie meine Leiden, — wider deren Strohm man weder Dämme noch Brücken findet, kömmt mit entzückenden Reizen der Frühling. Schon ſchmelzen die Bäche, und Blumen ziehen ihren Purpur an. Die zärtlichen Nachtigallen beweinen nicht mehr Prognens und Philomelens Schmerz; ihre traurigen Seufzer verwandeln ſich in ſanftere Lieder. Die bunten Stieglitze bewohnen neubefiedert wieder die mahleriſchen Wieſen, die der Frühling mit ſeinen Farben ſtickt und ſanftere Lüfte reizen ſchon wieder die Vögel zum Flug. Die klaren Bäche, welche bisher feſt in Eisbanden lagen, entfeſſeln

ſich

sich mit rächerischer Eile, und streckten sich flämmermelnd nach dem Meere aus. — Luthern schmückt sich wieder, erhöht ihre Reize, und erobert mit dem Zauberstabe ihres sanften Blicks das Herz des Donnergottes.

Auch Dich, geliebte zärtliche Lydie! auch Dich zu besuchen, und zu verehren, kömmt der Frühling. Für Dich, Lydie! die du, mehr als Flora, Blumengöttin bist, schmückt sein spielender Fußtritt die Erde mit Rosen. Für Dich haucht sein süßer Athem allen Dingen neues Leben ein, und giebt den Lüften tausendfachen Balsam.

Siebzehntes Liedchen.

An Lydien.

O! wie süß, wie reizend ist der Seele dein Kuß, schöne Lydie! — Auf deinen Lippen schwur ungestraft Liebe, und Wonne, und alle meine Sinnen fühlten deinen Kuß. — Einen einzigen gabst du mir nur, und einen versprachst du mir noch. Laß uns das Paar voll machen, geliebte Mädchen! weil wir einmal angefangen haben; du wirdest dann gewiß zufrieden, und ich — bezahlt seyn.

Achtzehntes Liedchen.

Amor und Lydie.

Am schattigten Ufer eines klaren Flusses, wo man Schutz für die brennende Sommerhitze fand, lag einst der kleine blinde Knabe entschlafen. Sein süsser Schlummer gab der ganzen Welt Ruhe, die, wachend, in vollen Flammen erhitzt. Dort lag

lag auch sein Köcher, der ihm nicht mehr um die blendende Schulter hieng, und hier der Bogen, den sein gesunkener Arm jetzt nicht trug. So lag er schlummernd da: — Lydie, die ihn erblickte, sprang schnell und geschwind hinzu — so wie sich ein gereizter Tyger auf den überraschten Jäger stürzt, — taudte den Köcher, und gieng auf den Knaben los. Amor sahe, daß sie die Gelegenheit ergriffen hatte, und rief ihr zu: Du feigherzige Memme! schlechte, Lydie! wenn du mit Waffen Thaten thun, und deinen Zorn rächen willst; — wo du deine Augen hast, beraubst du meine Hände sie nicht.

Neunzehntes Liedchen.

An die Wahrheit (*).

Kostbare Wahrheit! du bist du, mich aus der Gefahr zu retten, im rechten Augenblicke kömst, nimm dies Gewand, welches du dem Meere entreissest, und fast schon verpestet ist. Sie erfüllt der getrittene Pfuhl, der auf dem Oceane mit Süd und Nord kämpfte, im Tempel des Neptun sein frommes Gelübde; und ich, ihm nachahmend, mit allen Bildsäulen deiner heiligen Altäre Geschenke und dankbare Thränen opfern, als Beweise, daß ich dich verehre und lydien verabscheue.

(*) Ich habe es gewagt, das Verlangen der Spanier, welches eigentlich die Entdeckung eines Betrugs oder Irrthums heißt, durch Wahrheit auszudrücken. Da es nun Spanier hier verunsichert, und eine Gottheit darum machet, so glaube ich, daß sie der einzige Weg sey, wie man es, ohne zu umschreiben, mit einem Worte geben kann. Doch, ich kann auch irren.

Zwan-

Zwanzigstes Liedchen.

An Camillen.

Wäreſt du auch nicht der Sabina und Thirrens Tochter, ſo wäre dir es doch ſchon Ruhm genug, Flaviens Anverwandtin zu ſeyn, deren ſchöne Hände und untadelhafter Wandel viele verwundete, keinen heilete. — Welch ein Erbtheil hinterlieſſen dir nicht deine Ahnen! — Eine keuſche Seele und einen ſchönen Körper! — O Camilla! wie viel Ruderſclaven lieferte nicht deine Mutter Amorn in ſeine Barke, die er ſich aus Cytherens Muſchel zimmerte! Keinem von ihnen konnten ſeine zehn Jahre, ſeine vergoſſenen Thränen, oder ſeine ausgeſtandenen Gefahren das Leben erkaufen; bis endlich dein glücklicher Vater, der einzige Hippomenes unter allen, die Unerbittliche überwand, und dieſen ihre Feſſeln abnahm (*).

Ein und zwanzigſtes Liedchen.

Amor und die Biene.

Die zwey Tyrannen der Herzen und der Blumen, Amor und die Biene, fanden einander an einem Roſenſtocke. Der kleine Knabe führte ſeinen Köcher voll Pfeile, und die Biene hatte ſich mit eiſernen Stacheln zum Streite gerüſtet. In weiten Kreiſen flog ſie ſumſend um Amorn her; dieſer aber verlachte ſie ſorglos und ſang tauſend kleine Liederchen. Bald aber wurden Blumen und Herzen an beyden gerächt. Denn die Biene blieb todt auf dem Platze, und Amor eilte verwundet davon.

Zwey

(*) Im Spaniſchen. „die Feile ihrer Feſſeln wurde.„

Zwey und zwanzigstes Liedchen.

An seine Freunde.

Schon stürzt sich von hohen Gebirgen der aufgethürmte Schnee aus Verzweiflung in tiefe Thäler herab; schon werden aus Quellen Flüsse und kleine Bäche wälzen sich bis ins Meer. Schon grünen die dürren Wiesen wieder, und fordern, weil sie keine Trinker sind, uärrisch, nur Wasser. Schon hört man am Lycäus wieder Schalmeyen bey den Ziegen, die Tityrus weidet. Wohlan Freunde! dies alles sind Zeichen des wiederkommenden Frühlings! — Laßt uns froh seyn! — Die Flasche her! — Stimmet die Cither; wer getanzt hat soll trinken, und tanzen wer getrunken.

Drey und zwanzigstes Liedchen.

Von sich selbst.

Was machst du denn, Don Estevan? fragen mich die Mädchen; — immer singst du von Liebe, und niemals vom Kriege? — Aber ich antwortete ihnen: — Darum, ihr klugen Mädchen! darum sing' ich von Liebe, weil die Männer treu, und ihr schön seyd. Was hölf es mich, wenn ich auch im Trompetentone von Schild-belasteten Helden sänge? Was brächte mir ein Baum, mit tausend Blättern, ohne eine einzige Frucht, und eine dürre Lanze für Vergnügen? Wer ißt von seinen Pergamenten, deren er noch so viel hat? Oder von seinem Wappen, davon er nie die Renten zog? — Was soll ich also mit Helden! Ich singe keine Schlachten; nur die Kriege der Mädchen singe ich, — denn dies sind meine Kriege.

Vier und zwanzigstes Liedchen.

Von einer Quelle.

Mit Eiß beladen kommt der Nord, und diese klare Quelle läuft ohnstreitig nur so schnell, um sich den Frost zu vertreiben. — Die Thörin! sie dürfte sich ja nur mit Weine mischen, die Kälte zu mildern, und ihre Fesseln zu vermeiden. Warum aber nicht? — Was hindert es? — Habe ich nicht trinkend oft beym Eise mehr geschwitzet, als gefroren?

Fünf und zwanzigstes Liedchen.

An den Winter.

Genug, genug Proben, grausamer Winter, daß du unser Feind bist! Schickest du uns nicht Schnee und Eisschollen, Regen und Frost? Verwandelst du nicht unsre Felder in graue Greise? Fesselst du nicht die Flüsse, und machst aus ihnen zerbrechliches Glas? Du zerstreust unsere Herden und machst die Anger öde. Ueber deine Tyranney klagen die unschuldigen Hermeline; denn wer füttert unsere seidnen oder wollenen Pelze mit ihren weissen Fellgen, als du (*)? — Thiere in ihren Höhlen, und Vögel in ihren Nestern, nennen dich, brüllend, und klagend, grausam. Alles fühlt deine Macht. Nur mir, — so lange ich noch meine Cither und Lieder, meinen Wein und Camin habe, — wird sie nichts schaden. B — ch.

(*) Im Spanischen: „Denn wer nähet an das Gespinnste des Seidenwurms, oder an das wollene Gewebe ihre weissen Fellgen, als deine weissen Faden?„

Druckfehler.

S. 193. Zeil. 4 von unten, statt warum die unerkannte lese man, warum sie die unerkannte.

Der

Teutſche Merkur.

Des Fünften Bandes

Drittes Stück.

März 1774.

Weimar,

bey Carl Ludolf Hoffmann.

Digitized by Google

I.

Zweyter Brief,

über die

Recherches Philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois, par Mſr. de P***.

A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXIII. 2 Vol. in 8vo.

Beynahe hätte ich Ihnen an ſtatt das verſprochenen Auszuges eine recht gründliche Deduction, warum ich meinen Vorſatz ihn zu machen aufgeben müſſen, eingeſchickt: aber ich halte Wort. Die Materien werde ich dergeſtalt von einander trennen, und wieder zuſammen ordnen, daß Sie daßenige, was jedwedes der beyden Völker betrift, welche die Unterſuchungen des Hrn. v. P*** zum Gegenſtande haben, in einer ununterbrochenen Folge beyſammen finden. Die Chineſer will ich zuerſt vornehmen.

Durch die plumpen Uebertreibungen einiger Miſſionarien und Reiſebeſchreiber, bey denen

gesunde Vernunft weniger als das Wunderbare galt, und welche Erdichtungen für Geschichte ausgaben, ist China sehr berühmt unter uns worden. Ohne Zweifel wird man das handgreiflich Falsche in allem diesen je mehr und mehr erkennen lernen, und den Chinesern ein ähnliches Schicksal mit den vorgeblichen Riesen der Magellanica angedeyhen lassen, welche, zwey Jahrhunderte durch, zehn Fuß hoch waren, und nunmehr auf die gewöhnliche Menschengröße herunter gesetzt sind.

Es ist schwer zu sagen, warum die Europäer durchaus an den äußersten Küsten von Asien ein, sie an Einsicht und Weisheit so sehr übertreffendes Volk haben finden wollen; denn durch Beweise hat sie niemand von dem Daseyn desselben überzeugt. Wir haben in der That kein Beyspiel von einer so wunderlichen Verblendung, welche sich, nicht blos über den großen Haufen, sondern fast über alle Gelehrten erstreckt hätte. Gewöhnlich sprechen diese nicht anders als mit Begeisterung von den Wissenschaften und dem Ackerbau des glücklichen China, wo ein Confucius lebte und lehrte, und in dessen ungeheuren Umfange man, ihrer Meynung nach, keinen Zoll breit ungebautes Land antrift; dann bejammern sie Europens Zustand, wo sich so viele Heyden und so viele schlechte Bücher aufzählen lassen.

Dies sind die Vorurtheile: hier sind die Facta:

Zuvör-

Zuvörderst beweist der Hr. v. P***, daß die Hälfte von China wenigstens ungebauet liegt. So wie man dem Mittelpunkte der Provinzen näher kömmt, so sieht man den Ackerbau abnehmen, und fast in allen stößt man zuletzt auf vollkommene Wüsteneyen. Die Jesuiten selbst gestehen, daß wenn sie nicht den Auftrag erhalten hätten, die Charte von China aufzunehmen, sie nie erfahren haben würden, daß es in den mehrsten großen Landschaften dieses Reichs Distrikte von 20 französischen Meilen gebe, die wenig bevölkert und nicht selten ganz öde und unwirthbar seyen (*). Fast alle Reisende, die bis zum Mittelpunkte von China durchgedrungen, gestehen, man müsse sich des Nachts der Begleitung von Fackeln bedienen, um die Tyger und andre reissende Thiere zu verscheuchen. Es müssen also grosse Wildnisse vorhanden seyn, worinn diese Thiere sich aufhalten und fortpflanzen. Noch weit beträchtlichere Strecken Landes nehmen die Chinesischen Wilden, Mau-lao und Miaosse genannt, ein, welche von Raub und Viehzucht leben. Die Colonien, welche man zu verschiednen malen in die innern Landschaften gesandt, haben sich wegen der immerwährenden Beunruhigungen von Räubern, nicht darinn erhalten können. Daß die Menge der Räuber in China sehr groß seyn müsse, erhellet allein daraus,

(*) S. Descriptiom de l'émpire de la Chine. Tom. I. p. 18. in 4to.

weil ihrer gewöhnlich alle Jahre an die Vierzigtausend in Verhaft genommen werden. Unter den vorigen Dynastieen belagerten sie oft Städte, und selbst Pekin ist durch sie eingenommen und geplündert worden, obgleich eine Besatzung von sechs tausend Mann darinnen lag. Das Volk drängt sich daher an den Ufern der Flüsse und in den Städten zusammen, wo der geringere Theil desselben auf die kümmerlichste Weise sein Leben erhält. Nun wird zwar in diesen bewohnten Gegenden der Feldbau mit allem nur ersinnlichen Fleiße betrieben; aber das hindert nicht, daß, bey einer so unverhältnißmäßigen Bevölkerung, der geringste Mißwachs nicht tausenden von Menschen das Leben kosten müsse. Aus eben diesem Grunde können auch keine grosse Magazine angelegt werden; und durch Zuführen aus Indien oder Java dem Mangel vorzubeugen, ist noch nie einem Mandarin in den Sinn gekommen: weit minder noch wird an solche Mittel gedacht, die bis an die Wurzel des Uebels reichen.

Das Gerücht von der erstaunlichen Bevölkerung des Chinesischen Reichs läßt sich, bey alle dem, leicht erklären. Den Reisenden mußte dieselbe sechs bis sieben mal größer erscheinen, als sie in der That ist. Denn, da diese nicht in die Einöden der Provinzen kamen, so urtheilten sie von ganz China nach den Städten Nankin und Canton, welche die Handlung

mit

mit Indien, Japan und Europa sehr blühend macht. Das ist eben so, als wenn man von der Türkey nach den Städten Alep und Cairo urtheilen wollte. Was Pekin anbelangt, da dieses die Hauptstadt eines despotischen Reichs ist, so muß sie freylich sehr bevölkert seyn, denn alle Hauptstädte von Asien sind es: dies ist eine unausbleibliche Wirkung der willkührlichen Gewalt: alle Glieder des Körpers werden da erschöpft, um das Haupt aufzuschwellen.

Nichts kan unzuverläßiger seyn, als die Nachrichten von der Anzahl der Einwohner des Chinesischen Reichs. Man findet Abweichungen von hundert Millionen darinn (*). Um nur von einer einzelnen Stadt zu reden, so rechnet Dü Halde auf Pekin drey Millionen Einwohner, und Le Comte nur zwoo Millionen. Kann man von Leuten, die bey der Aufnahme einer einzelnen Stadt so sehr von einander abweichen, wohl hoffen, daß sie von dem Zustande der Bevölkerung eines ganzen Landes, und dazu eines so unregelmäßig bewohnten Landes, wie China, unterrichtet seyen? — In den Auszügen aus den Chinesischen Kopfsteuerregistern, wovon man behauptet, sie seyen von den Chinesern selbst geliefert worden, findet man in der einen Provinz fünf Personen auf jede Familie gerechnet, und in

(*) Man vergleiche die Ausrechnungen des P. Martini mit denen des P. Bartole.

der andern zehn. Die Tartaren zählten bey ihrem Eintritte in das Chineſiſche Reich nur eilf Millionen zwey und funfzig tauſend achthundert und zwey und ſiebenzig Familien auf, welches, zu fünf Perſonen auf die Familie gerechnet, noch keine ſechs Millionen Seelen ausmacht; indeſſen, wenn man auch, einigen Ausrechnungen zufolge, die Bevölkerung von China auf zwey und achtzig Millionen ſetzt, ſo wär dennoch dieſes Reich, in Rückſicht auf ſeine Größe, lange nicht ſo bevölkert, wie Teutſchland.

In einem Lande von ſo gewaltigen Umfange, wie China, müßten ſich 15 bis 16000 mit Mauern verſehene Städte aufzählen laſſen; es ſind aber deren keine 4000 vorhanden, wenn man auch die Flecken mit zählt, welche in dem Ao. 1744 zu Petersburg verfertigten Atlas angemerkt worden. Rechnet man diejenigen kleineren Marktflecken, welche nur zwey oder drey Lys im Umfange haben, ab; ſo bleiben, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Jeſuiten, nur 1453 Städte übrig. Nun finden wir deren in Teutſchland eine weit größere Anzahl, obgleich alles das, was zum teutſchen Reiche gerechnet wird, kaum den ſechſten Theil von China beträgt.

So viel iſt gewiß, das die angebauten Gegenden von China ſehr bevölkert ſind. Das Clima daſelbſt iſt der Fortpflanzung in aller

Abſicht

Absicht günstig. Die Erziehung eines Kindes bis zum Jünglingsalter bedarf nur eines sehr geringen Aufwandes: aber die Einwohner dieses Reichs sind theils in solchem Grade elend, theils so sehr dem Geitz ergeben, daß sie ihre Kinder in Menge umbringen, oder erwachsen zu Sclaven verkaufen. Der Kindermord wird bey den Chinesern auf verschiedene Weise begangen. „Entweder erstickken die Gebährmütter die Kinder in einem Becken heissen Wassers, und lassen sich dafür bezahlen; oder man wirft sie in den Fluß, nachdem man sie mit dem Rücken auf einen ausgehöhlten Kürbis geheftet (*). Das Geschrey welches sie alsdann von sich stossen, würde in jeder andern Gegend die Menschheit schaudern machen; aber hier ist man gewohnt es zu hören, und niemanden schaudert dabey. Die dritte Art sie umzubringen, ist, daß man sie auf den Gassen aussetzt, wo alle Morgen, besonders zu Pekin, Schuttkarren durchfahren, welchen man die in der Nacht ausgesetzten Kinder aufladet, von da werden sie in einen Graben abgeworfen, und nicht mit Erde bedeckt, in Hofnung, die Mahometaner möchten einige davon zu erretten kommen; aber oft geschieht es, daß vor Ankunft der Schuttkarren viele dieser Kinder von den Hunden, und besonders von denen Schweinen, welche die Gassen von China erfüllen, schon lebendig ge-

(*) S. Toreens Reise nach China, fünfter Brief.

fressen sind. Die Jesuiten versichern, daß sie, in einem Zeitlauf von drey Jahren, neuntausend siebenhundert und zwey Kinder aufgezählt haben, die auf die angegebene Art dem Schindanger bestimmt waren; aber diejenigen haben sie nicht aufgezählt, welche zu Pekin unter den Füssen der Pferde und Maulthiere zertreten, in den Canälen ersäuft, gleich bey der Geburt erstickt, von den Mahometanern aufgenommen, oder an allen denen Orten umgebracht worden, wo keine Jesuiten waren, um sie zu zählen.„ Hierbey ist noch anzumerken, daß die Chineser meistens nur ihre Kinder weiblichen Geschlechts aussetzen; die Knaben können sie theurer verkaufen, als die Erziehung derselben ihnen zu stehen kommt; die Mädchen aber nicht.

Die Menge der Verschnittenen in China ist fast unglaublich; unter der Chinesischen Regierung, das ist, ehe die Tartarn das Kayserthum eroberten, waren die Vicekönige und die Vorsteher der Gerichtshöfe lauter Verschnittene. Die Geschichte ihrer Verwaltung erweckt Abscheu und Grauen. Der Kayser war jederzeit ihr Erbe, und erbte desto mehr, je mehr sie geraubt und erpreßt hatten. So gar den Tartarn erweckten diese Mißbräuche Abscheu; sie setzten gegen das Jahr 1670 alle verschnittene Mandarinen aus ihren Bedienungen.

Nirgendwo ist die untere Classe von Bürgern so elend, und von allen Bequemlichkeiten

des

des Lebens so ganz entblößt, als in China. Die Ursache hievon liegt im Despotismus der Kayser und ihrer Vicekönige, in deren Händen alle die Gewalt ist, welche den Gesetzen mangelt. Die Gesetzgebung des Chinesischen Reichs ist nicht viel mehr als eine Polizey-Ordnung. Alles wird daselbst durch den Prügel bewegt und regiert.

Der Landleute schont man aus dringenden Ursachen noch am mehrsten; aber sie werden darum nicht weniger, so wie es in den übrigen Asiatischen Staaten üblich, zu unaufhörlichen Herrndiensten mit äusserster Strenge angehalten. Diese Classe von Menschen macht den achtungswürdigsten Theil der Nation aus. Man kan ihnen nicht, gleich dem Pöbel der Städte, Unredlichkeit, Betrügerey, Kindermord und die ausschweifende Lüderlichkeit vorwerfen; denn nichts geht über ihre Eingezogenheit, ihre Mäßigkeit und ihren unermüdeten Fleis. Was man von der Ehre, die in China dem Bauerstande erwiesen werde, erzählt, ist ungegründet; er ist nur etwas weniger verachtet, als die Handwerker und Kaufleute, von welchen leztern der itzt regierende Kayser Kean Louna sagt: es sey nicht einmal der Mühe werth, an sie zu denken (*). Um sich von den Landleuten und Handwerkern zu unterscheiden

(*) Eloge de la ville de Mukden. p. 97. edit. de Paris.

scheiden, lassen die Mandarinen die Nägel an ihren Fingern wachsen, welches denn freylich ein herrliches Zeugniß für ihren Müßiggang, aber ein sehr schlimmes für ihre Einsichten ablegt.

Ein wichtiger und sehr ausführlich abgehandelter Artikel in den Untersuchungen über die Egyptier und Chineser, ist derjenige, wo von dem Zustande der Mahlerey und Bildhauerkunst bey fast allen Völkern des mittäglichen Asiens und eines Theils von Afrika gehandelt wird. Die Indianer und Chineser, sagt der Hr. v. P***, sind unter allen orientalischen Völkern diejenigen, welche die härtesten und ungeschicktesten Arbeiten machen, und die am wenigsten so wohl von den Grundsätzen der Zeichnungskunst, als den Regeln, welchen die Abwechselung der Lichter unterworfen ist, wissen. Das Gefallen, so diese Sudler unaufhörlich an fantastischen Gestalten, Ungeheuern, Schimären und allegorischen Compositionen bezeugen, ist, nach unserm Verfasser, eine Wirkung der erhöhten Einbildungskraft jener Völker, die unter brennenden Himmelsstrichen wohnen, und deren Lebensgeister in einer immerwährenden Bewegung sind. Daher mangelt diesen Künstlern jene Stille des Geistes, jene Bedächtlichkeit und jenes Harren, welche das Studium der Natur, in die man allein durch anhaltendes Nachsinnen einzudringen fähig wird, erheischt. Auch sehen wir die

Mor-

Morgenländer beſtändig von der ungeſtümen Heftigkeit eines Geiſtes dahin geriſſen, welcher, indem er weder durch die Anfangsgründe der Kunſt, noch die Kenntniß ſchöner Formen geleitet wird, lauter ſeltſame Gegenſtände bildet, die in keinem Grade diejenige Zierlichkeit haben, welche aus der ungezwungenen Nachahmung wirklicher Dinge entſpringt. Hiezu geſellen ſich die Finſterniſſe, welche der aſiatiſche Deſpotismus dem Fortgange der ſchönen Künſte in den Weg legt, nebſt noch andern phyſiſchen Urſachen, in welchen zuſammen genommen der Hr. v. P*** die hinlängliche Urſache findet, warum das mittägliche Aſien, in einem Zeitlauf von einigen tauſend Jahren, weder große Mahler, noch ſolche Bildhauer, die mit den Griechiſchen verglichen zu werden verdienten, hervorgebracht habe.

Es iſt ſonderbar, daß man in China, deſſen Einwohner ſich eines ſo hohen Alterthums rühmen, keine alte Denkmale antrift; weder Münzen, noch Gräber, noch Bildſäulen, noch Inſchriften. Dieſes ſonderbare Factum wird durch den Brief ſelbſt beſtätiget, welchen die Mißionarien zu Pekin an die königliche Geſellſchaft zu London geſchrieben, und wovon ſich Auszüge in dem 59ſten Theil der Philoſophiſchen Transactionen befinden. Die Urſachen, welche die Jeſuiten von dieſem Mangel anführen, ſind zu eitel, als daß ſie wiederholt zu werden verdienten.

Man

Man hat bey den Chinesern keine nach Art der Egyptier behandelte Bildhauerarbeiten angetroffen. Man hat bey ihnen keine Spur von jenen symbolischen Gottheiten entdeckt, welche aus verschiedenen, von den geheiligten Thieren entlehnten Theilen zusammengesetzt sind. Der Hr. v. P*** behauptet, es sey eitel Verblendung, daß die Hrn. De Guignes und Needham zwischen den Chinesischen Schriftzeichen und den Egyptischen Hieroglyphen einige Gleichförmigkeit wahrzunehmen vermeynt haben. Diejenigen Völker, welche sich der Bilderschrift bedienet, mußten nothwendig zuweilen auf ähnliche Züge und Figuren fallen. Es wird sicher niemanden befremden, daß die Wandelungen des Mondes bey den Mexicanern durch eben die Umrisse bezeichnet waren, deren man sich in unsern Calendern bedient: denn so bildete sich dieser Planet von je her allen Erdbewohnern. Das System des Hrn. De Guignes gründet sich auf ein unbedeutendes Büchelchen des Grammatikers Orus, von dem man weiß, daß er unter der Regierung des Theodosius lebte, da die Kenntniß der Hieroglyphen schon seit verschiedenen Jahrhunderten gänzlich verlohren war. Auch haben die Symbolen, welche Orus anführt, oft gar keine Aehnlichkeit mit denen Zügen, welche wir an den Obelisken wahrnehmen; und die gemeinsten Züge auf den Obelisken sind eben diejenigen, von welchen Orus nicht spricht.

Diese

Diese und ähnliche Betrachtungen haben den Hrn. v. P*** bewogen, die leeren Vermuthungen des Hrn. De Guignes zu verwerfen und sich blos an Thatsachen zu halten, welche unwidersprechlich darzuthun scheinen, daß die Egyptier nichts mit den Chinesern, weder in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, noch in ihrer Staatsverfassung, gemein gehabt haben. Ihre Gewohnheiten, Sitten und Ideen sind in vielen wichtigen Stücken einander ganz entgegen gesetzt.

Was das ursprüngliche Vaterland der Chineser betrift, so behauptet unser Verfasser, sie seyen von jenen gewaltigen Höhen, welche man in der Gegend an den Quellen des Selinga und Orka antrift, herunter gekommen, und haben, bevor sie regelmäßige Städte gebauet, unter Zelten oder beweglichen Hütten gelebt, wie jene Horden von Nomaden pflegen, welche wir überhaupt Tartaren nennen, so wie die Alten sie Scythen nannten. Ohne Grund ist gegen den Hrn. v. P*** der Argwohn geäusert worden, als wollte er diese Völker mit einander vermischen, da er sich hierüber doch in dem zweyten Theile seiner Untersuchungen auf eine Art erklärt, welche keinen Schatten von Zweydeutigkeit übrig läßt. Wenn die alten Geschichtschreiber verschiedener Gebräuche, welche den Scythischen Völkerschaften eigenthümlich waren, erwähnen: und wir eben diese Gebräuche heut zu Tage in

Chi-

China wieder finden, als, das Sinnbild des Drachens in den Fahnen, den Trank der Unsterblichkeit, die Wahrsagerey aus Stäben und die gottesdienstliche Verehrung der Todten; dann dürfen wir sagen, daß die Chineser merkliche Gleichförmigkeiten mit den Scythen haben; und diese Art sich auszudrücken, zieht nicht die mindeste Verwirrung nach sich, obgleich die Scythischen Nationen in verschiedene Völkerschaften vertheilt gewesen sind, welche man nicht immer im Stande ist, in den neuern Völkerschaften wieder zu erkennen. Daß die Provinzen des Chinesischen Reichs vor den südlichen gesittet gewesen, und daß in jenen das gesellschaftliche Leben eigentlich seinen Anfang genommen, davon sind unverwerfliche Zeugnisse vorhanden. Einige dieser tartarischen Horden, welche frühzeitig jenseit des gelben Flusses liefen, behielten dort länger die wilden Sitten des Hirtenlebens bey. Noch jetzo pflegen die Einwohner der nördlichen Provinzen die Einwohner der südlichen mit dem Schimpfnahmen Man-dzy, (die Barbaren vom Mittag) zu belegen (*). Diese Folgen einer natürlichen Fortwanderung, dem Hange des Bodens nach, würden sich wohl schwerlich wahrnehmen lassen, wenn ein fremdes Volk dazwischen gekommen wäre.

Eine

(*) Quaestiones Petropolitanae de nominibus imperii Schinarum p. 35. Göttingae 1770.

Eine beſondere Abhandlung über die Chimie, welche den erſten Theil der Unterſuchungen über die Egyptier und Chineſer beſchließt, enthält viel Merkwürdiges, den Trank der Unſterblichkeit betreffend, für welchen viele gravitätiſche Gelehrte in China noch ſehr eingenommen ſind. Dieſe durch die Lehre von der Seelenwanderung erzeugte Thorheit hat unter vielen Scythiſchen Nationen geherrſcht, beſonders unter den großen und kleinen Geten, von den Griechiſchen Schriftſtellern die Unſterblichen oder die Apathanatizontes genannt. Es ſind die Mönche von dem Orden Laokiums, oder die Tao-ße, welche ſich damit abgeben, albernen und abergläubiſchen Leuten ſtarke Doſen von dieſem ſonderbaren Tranke zu reichen. Er hat einigen Kaiſern in der Blüthe des Lebens den Tod gebracht. Und das iſt nun im Grunde die ganze Sache, worauf der Uebertreiber Martini die Chineſer zu ſo großen Alchimiſten gemacht hat, daß alle Europäiſche Goldmacher für Verzweiflung oder Scham darüber ſterben müßten. Da man in den Chineſiſchen Apotheken weder chimiſche Zubereitungen, noch Eſſenzen, noch geiſtige Waſſer antrift, ſo hat der Arzt Cleyer geſchloſſen, man kenne dort ſogar den Gebrauch des Deſtillierkolbens nicht; aber die Art, wie man daſelbſt, zu Verfertigung des Sampſou, den Reis deſtilliert, beweiſet gerade das Gegentheil. Die Erfindung des Deſtillierkolbens, oder einer ähnlichen Maſchine, muß unter den Tar-

tarn sehr alt seyn: denn diese haben von je her, nach der in den Reisen des Hrn. Pallas beschriebenen Methode, Brandtewein aus der Eselsmilch verfertiget.

Es ist bekannt, was für ausnehmende Einsichten in die Astronomie, Geographie, und andre gründliche Wissenschaften den Chinesern beygemessen worden; aber die Schrift des Hrn. von P*** stellt sie in ihrer ganzen Blösse dar. Die Beweise, welche von ihrer Unwissenheit gegeben werden, sind so augenscheinlich, daß man ohne hartnäckig zu seyn, ihnen nicht widerstehen kann. Sonst erhellet auch schon daraus, daß die Chineser noch izt Europäer haben müssen, um ihre Reichs-Calender zu verfertigen, daß unter ihnen nicht ein Gelehrter ist, der eine so leichte Arbeit übernehmen könnte. Denn vom Calendermacher zum Astronom, ist noch viel weiter, als vom Maurer zum Baumeister.

Ueberhaupt ist es nur blindes Lob, das man den Chinesischen Schriften ertheilt: denn da sie den Fehler haben, daß sie sich nicht lesen lassen, so können sie wohl so gar vortreflich nicht seyn. Wie viel Europäische Gelehrte mag es wohl geben, welche sich die Zeit mit den Moralitäten des Philosophen Ment-se verdorben haben? Man liest sogar nicht einmal den Confucius, und wirklich sind seine Schriften so leer von Sachen, und so voll nichtsbedeuten-

deutender Denksprüche, daß eine fast übermenschliche Geduld dazu gehört, sie ganz durchzulesen. Fast alle diejenigen, welche sich an dieses Unternehmen gewagt, haben der Vollendung unterliegen müssen, so muthig und hartnäckig sie sich auch sonst in den dürresten und ermüdendsten Arbeiten gezeiget. Die Chinesischen Schriften, welche neuerlich zu Paris herausgekommen, als der Chou-king und die Kriegskunst, werden von dem Hrn. v. P*** sehr herunter gesezt. Zu diesen ist noch das Lob der Stadt Mukden zu rechnen, welches den iztregierenden Kayser Kean-Louna oder Kien-long zum Verfasser hat. Man muß die Bescheidenheit dieses weisen Fürsten bewundern, wenn man ihn behaupten sieht, die Tartaren, wovon er abstammt, seyen aus einer Jungfrau entsprungen, welche an den Ufern des Sees Poul-kouri einen Sohn, Namens Aisin-Chioro genannt, zur Welt gebracht (*). Damit sich ja niemand einfallen lasse, über diesen Ursprung des Kean-Louna einigen Zweifel zu hegen, so zeigen die Commentatoren an, man finde in den Jahrbüchern zwey Beyspiele eines ähnlichen Wunders. Dennoch mag es wohl noch nicht so ganz entschieden seyn, daß Geschichtsbücher, worinn dergleichen Wunder vorfallen, Jahrbücher genannt zu werden verdienen.

(*) Eloge de la ville de Mukden. p. 13. edit. de Paris.

Mit Mißvergnügen nehme ich wahr, daß mein Brief bereits zu einer ungeheuren Länge angewachsen ist, weil ich mich dadurch genöthigt sehe, einige der wichtigsten Artikel, die mir noch anzuzeigen übrig bleiben, ganz kurz abzufertigen.

Der Abschnitt vom Zustande der Baukunst, in den Untersuchungen über die Egyptier und Chineser, enthält eine Menge wichtiger und vortreflicher Beobachtungen. — Von Canton bis Pekin trift man nicht Ein Gebäude an, welches nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Pyramide, einem Labyrinth, oder einem Egyptischen Tempel hätte. Da die Chinesischen Wohnungen nur aus einem untersten Stockwerke bestehen, so nehmen ihre Städte weit mehr Raum, als die Europäischen, ein. Von weitem sehen sie einem Lager ähnlich, und der Hr. v. P*** behauptet, daß ein Hirtenzelt das Model zu diesen niedrigen und schlecht gegründeten Häusern gegeben habe. Die Dächer daran werden nicht von den Mauern, sondern von dem inwendigen Zimmerwerk getragen. Eine mittelmäßige Erschütterung wirft sie zu Boden; und es ist gar nicht der Erdbeben wegen, welche man in den Japanischen und Moluckischen Insuln weit öfter und stärker hat, daß man sie so niedrig bauet. Zu Nankin sank ein Glockenthurm blos vom Gewicht der Glocke ein.

Der groſse königliche Canal iſt kein Denkmal der Chineſiſchen Induſtrie. Dieſes bewundernswürdige Kunſtwerk ward im dreyzehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Mongoliſchen Tatarn Koublai-kan, welcher eine Menge ausländiſcher Gelehrten und Künſtler nach China zog, zu Stande gebracht. Man trift Leute an, die in der Meynung ſtehen, die groſse Chineſiſche Mauer ſey das einzige Bollwerk dieſer Art, das je auf unſerer Erde vorhanden geweſen; hier aber werden noch verſchiedene andre angezeigt, deren einige ſehr beträchtlich waren; als die Mauer von Seſoſtris, und diejenige, welche von dem Caſpiſchen Meer bis an das ſchwarze Meer reichte; derjenigen Arbeiten dieſer Art nicht zu gedenken, welche von den Römern in verſchiedenen Gegenden von Europa angelegt worden. Nichts kann ausgemachter ſeyn, als die Unnützlichkeit dieſer entſetzlichen Bollwerke; denn ein Land läſst ſich nicht wie ein Caſtel beveſtigen.

Die in den Provinzen von China ſo häufigen Thürme von neun Stockwerken, haben eine Beziehung auf einen ganz wunderlichen Aberglauben. Man iſt in dieſer Gegend von Aſien überzeugt, die Zahl neun faſſe unausſprechliche Geheimniſſe in ſich: auch finden wir Spuren davon in einer unzähligen Menge von Gebräuchen und politiſchen Anordnungen. Daher die alte Eintheilung des Reichs in 9 Kreyſse;

die 9 Gefäſſe, an die man das Schickſal des Staats gefeſſelt zu ſeyn glaubt; die 9 Ordnungen der Mandarinen; die 9 Grade der Verwandſchaft; die 9 Reverenzen, welche man dem Kayſer macht; die 9 Arten, den Feind anzugreifen, und die 9 Arten vor ihm wegzulaufen: denn es giebt dieſer eben ſo viel als jener, wie der Verfaſſer der Chineſiſchen Kriegskunſt ſehr gravitätiſch verſichert. Man ſollte nicht glauben, daß ſelbſt Confucius von dieſen Cabaliſtiſchen Poſſen bethört geweſen; und doch iſt er es der die mehrſten Regeln für jene kindiſche Wahrſagerey vorgeſchrieben hat, wo man das Schickſal durch den Wurf magiſcher Stäbe frägt (*). Ueberhaupt wird manches umſtändlichere, was Hr. v. P*** von dieſem Manne anmerkt, vielleicht diejenigen erröthen machen, welche in Europa ihn als einen unvergleichlichen Weltweiſen darſtellten. Wer unter uns Bücher ſchriebe, wie die von Confucius, der fände keinen Verleger, oder richtete ihn zu Grunde, ſo ſchwer dieſes auch iſt.

In dem Artikel Religion, beſtreitet unſer Verfaſſer die Irrthümer, worinn man ſo wohl in Abſicht des Deismus der alten Chineſer, als des Atheismus der neuern geweſen. Dieſes Volk hatte von je her eine Menge allerhand abergläubiſcher Gebräuche. Noch heut

zu

(*) Visdelou notice de L'YKING. p. 410. —

zu Tage ſieht man zu Pekin einen Tempel der Sonne und einen Tempel des Mondes, worinn dieſen Planeten wirklich gottesdienſtliche Ehre erzeigt wird; und dies iſt ein Factum, woran niemand unter dem Vorwande zweifeln muß, weil die Jeſuiten dieſer Tempel niemals erwähnt haben. Dieſe Prieſter hatten hiezu ihre Urſachen; aber ſie unterſtanden ſich doch nicht, dem Cardinal Dû Tournon gerade zu widerſprechen, der wohl unterrichtet war, und den zu Pekin eingeführten Gottesdienſt Abgötterey nennt; ein Ausdruck, welchen der Hr. v. P*** nicht immer zulaſſen will; ſondern an deſſen Stelle ſich des Worts Aberglauben bedient; theils um die Ideen, theils um die Sachen ſelbſt zu mildern.

Bayle ſagt in einem Artikel ſeines Wörterbuchs das Atheiſtiſche Syſtem des Spinoza hänge viel ſchlechter zuſammen, als das Syſtem der Chineſiſchen Gotteslängner; aber man weiß, wie wenig der ſonſt ſo ſcharfſinnige Bayle den Spinoza verſtanden hat, und in dem gegenwärtigen Fall irrt er auf eine ganz ſeltſame Weiſe. Ohnſtreitig iſt Spinoza unter allen Anhängern des Atheismus derjenige, der über falſche Grundſätze am beſten raiſonnirt hat; die Chineſiſchen Gelehrten aber raiſonniren nie mit einiger Richtigkeit, wie ſelbſt Dû Halde bezeugt (*), bey dem man ſie als

(*) Die unglaubliche Unwiſſenheit der Chineſer trägt ſehr vieles dazu bey, daß ſowohl die Gelehrten

die unwissendsten und abergläubischesten Leute beschrieben findet. In der That unterwerfen sie sich allen Gebräuchen (pratiques) der Bonzen; sie glauben an die Sterndeutung, an Gespen-

lehrten als Ungelehrten so leicht in den lächerlichsten Aberglauben gerathen. Ich rede aber hier nicht von ihrer Unwissenheit im Handel und Wandel: denn da übertreffen sie den Witz der Europäer. Ich meyne auch nicht ihre Regierungsgesetze: indem wohl kein Volk in der Welt ist, das bessere Policeyordnungen hätte, und sich auch leichter regieren liesse. Es betrift meine Beschuldigung auch nicht ihre Sittenlehre, die aus allerhand artigen Maximen besteht; ihre Bücher sind damit angefüllt, und es kömmt nur auf die Ausübung derselben an. Allein eben diese Lehrer, die ein bischen Moral im Kopf haben, wissen gemeiniglich von den andern Theilen der Weltweisheit nichts; sie können keinen richtigen Schluß von den Wirkungen der Natur machen, um die sie sich auch nicht einmal bekümmern; sie wissen nichts vom Wesen ihrer Seele, und von einem ersten und obersten Wesen, indem sie sich mit ihrem Nachdenken nicht gerne so hoch versteigen; sie wissen nichts von einem andern Leben und von der Nothwendigkeit der Religion. Und dennoch soll man nicht leicht ein Volk finden, das fleißiger studierte. Aber sie bringen ihre Jugend gemeiniglich mit Lesen zu, den Ueberrest ihrer Tage aber entweder mit Beobachtung ihrer Amtsgeschäfte, oder mit Abfassung zierlicher akademischer Reden. Du Halde Beschreibung des Chinesischen Reichs. III. Theil. I. Abschnitt. §. 97.

Gespenster, an den Trank der Unsterblichkeit: an gewissen Tagen fasten sie, fanatischer Weise, um den Geist des Confucius auf einen mit Opferspeisen bedeckten Tisch herunter zu locken. Gewiß wird durch Fasten das Andenken eines Philosophen schlecht geehrt: denn die größte Verehrung, die man ihm erweisen kann, ist, wenn man den Lastern entsagt, und seinen Tugenden nachfolgt. Folgten die Chinesischen Mandarinen diesem Lehrsatz, so würde man sie nicht in allen Reisebeschreibungen, besonders in der vom Lord Anson, so sehr verschrien finden. Mich däucht, die Chineser könnten nicht besser und kürzer charakterisirt werden, als es von diesem großen Lord geschehen ist, wenn er sagt: sie seyen zu nichts im Stande, was wahre Größe oder Leben verriethe (*).

Wenn es große Weisheit ist, in einem Lande eine ungeheure Menge von Mönchen zu ernähren, so müssen die Chineser ein sehr weises Volk seyn; denn der Haufe ihrer Bonzen ist unzählig. Zuweilen hat man sie angegriffen; aber sie haben allezeit gesiegt.

Da die Chineser weder sehr freygebig, noch sehr mildthätig sind, so müssen die bettelnden Bonzen zu tausend Kunststücken ihre Zuflucht

(*) Ansons Reise. Cap. XVIII.

nehmen, um ihnen Allmosen abzuzwingen: In andern Ländern sind einige Geißelschläge, nebst zwey oder drey Geberen, hinlänglich, einem Bonzen sein Mittagsmahl zu verdienen; in China hingegen muß ein Bonze sich den ganzen Leib blutrünstig machen, wenn er eine Schüssel Reis erlangen will. Demohnerachtet mögen diese Elende sich lieber schlagen, als arbeiten.

In dem Werke selbst muß man alles dasjenige lesen, was die Lehrsätze der alten Chinesischen Religion betrift, welche nie die Unsterblichkeit der Seele verworfen hat, wie verschiedene Gelehrte vorgeben, nachdem sie die Kings oder die Canonischen Bücher gelesen hatten, worinn weder von einem Paradiese, noch von einem Fegefeuer, welches einige Asiatische Theologen die Hölle nennen, geredet wird. Das gänzliche Stillschweigen der Kings von besondren, zur Belohnung der Guten und Reinigung der Bösen bestimmten Orten, beweißt nichts für den Materialismus der Chineser, welche gewiß glauben, daß die Seele dem Körper überlebt, und auf diesen Glauben die Verehrung gründen, die man in dem ganzen Reiche den Schatten der Vorfahren erweißt.

In dem letzten Abschnitte scheint der V. die unter den Europäischen Politikern so oft bestrittene Frage zu entscheiden, ob China, in

der

der ſtrengſten Bedeutung des Worts, eine Monarchie, oder ein blos deſpotiſcher Staat ſey, welcher keine andre Triebfeder, als die Kriegsmacht hat?

Die Regierungsform in China iſt nicht deswegen monarchiſch, weil Gerichtshöfe da ſind; denn alle Deſpoten von Aſien haben Gerichtshöfe, oder Divans. Dieſes beſtimmt nicht den Unterſchied zwiſchen einer eingeſchränkten und willkührlichen Macht. Es kömmt darauf an, ob der Fürſt gewiſſe Grundgeſetze, die mächtiger als er ſind, erkennt? Von ſolchen erkennt er in China kein einziges. Wenn der Pater Frigault geſagt hat, daß in dieſem Lande jede neue Dynaſtie eine neue Geſetzgebung mit ſich führe; ſo hat er geirrt: denn mit dem Tode eines jeden Kayſers verlieren die während ſeiner Regierung gemachten Verordnungen ihre Kraft.

In denjenigen Zeiten, wo China in eine große Anzahl kleiner unabhängiger Staaten vertheilt war, ſind manche ſehr weiſe Anordnungen und Geſetze gemacht worden, welche man nachher verändert und in die allgemeine Staatsverfaſſung umgegoſſen hat. Verſchiedene dieſer unabhängigen Fürſten waren wirklich ehrwürdige Männer, welche die Tugend liebten und ausübten. Damals war Confucius erſter Miniſter im Königreiche Lou; ſtünd' er nun wieder auf, er würde vielleicht kaum

zum Mandarin der neunten Ordnung erhoben werden. Denn je unumschränkter die Regierung eines Staats wird, je abhängiger vom Ohngefehr wird die Erhebung der einzelnen Glieder desselben.

Das Wort Vaterland konnte in jenen Zeiten noch einen Sinn haben; aber in einem so ungeheuer großen Staate, wie das heutige China, läßt sich die Liebe zum Vaterlande nicht gedenken: man kann nicht lieben, was man nicht kennt. Der Einwohner von Pekin versteht nicht einmal die Sprache des Einwohners von Canton, und wie sollten Leute, die sich unter einander nicht verstehen, sich für Landesleute halten? Was die heutigen Chineser an das Land, wo sie gebohren worden, heftet, ist allein der abergläubische Dienst der Vorfahren, deren Gräber sie oft besuchen.

Da die großen Reiche des Orients, ohngeachtet der merklichen Fehler ihrer politischen Einrichtung bestehen, so muß man sich nicht darüber wundern, daß auch China sich erhalten könne. Leute, welche sich mit dem Stock oder der Peitsche regieren lassen, bedürfen nur eines Fürsten, und es wäre sehr wunderbar, wenn sich in China keiner hiezu finden wollte. Wenn eine Dynastie oder eine kayserliche Familie vom Thron gestossen ist; so melden sich Schuster und Köche, um ihn zu besteigen. Man weiß, daß im Jahr 1644. so gar ein

Räu-

Räuber sich meldete, welcher es ohne die Tartaren durchgesetzt hätte; aber diese waren stärkere oder glücklichere Räuber, als er.

Und nun noch ein Wort von den berühmten Chinesischen Moralisten. Was von ihnen zu halten sey, läßt sich aus dem Vorhergegangenen zusammen genommen von selbst schließen. In einem Lande, wo die Vielweiberey so sehr im Schwange ist; wo die wirkliche und persönliche Leibeigenheit statt findet; wo man, wie an den Küsten von Africa, einen öffentlichen Sclavenhandel treibt; wo man die Menschen mit dem Stock' und der Peitsche regiert; da kann die Sittenlehre noch keine große Schritte gethan haben, weil die Gesetzgebung daselbst noch so äußerst mangelhaft ist. Nie hat ein Chinesischer Philosoph daran gedacht, die Grenzen der väterlichen Gewalt, und die Rechte der Menschheit aus einander zu setzen, vielmehr predigen sie ohne Maaß und Ende den Kindern gegen ihre Väter, den Weibern gegen ihre Männer, und den Unterthanen gegen ihre Fürsten eine schrankenlose Unterwürfigkeit. Und wo Gewalt die durchgängige Triebfeder ist und seyn soll, woher entspringen da lautere Begriffe von Recht? Was sollte da Moral, deren erstes Element Freyheit ist? In einem solchen Lande, wo nemlich die häusliche Sclaverey der politischen die Hand reicht, darf freylich auch der Despot des Volkes Vater heißen: Aber thöricht, ja wahnwitzig wär' es, aus diesem

sem Grunde ein solches Regiment mit dem Namen eines Patriarchischen zu belegen.

Zum Beschluß dieses Briefes will ich eine Stelle aus unserm B. anführen, die eine Wahrheit enthält, welche nicht zu oft wiederholt werden kann: „Die Chinesische Sittenlehre, sagt der Hr. v. P***, ist mehr dahin gerichtet, eine äusserliche Handlungsweise anzuordnen, als die Sitten zu beherrschen. Sie verzehrt ihre Kraft an kleinen Dingen, und wird ohnmächtig bey den großen. Wenn man eitle Meynungen, Ceremonien und Gebräuche mit den wesentlichsten Pflichten des Menschen vermengt, so schwächt man in ihm die Gewissensbisse und das Gefühl, welches sie erweckt.

Wahrscheinlicher Weise werden die Untersuchungen des Hrn. v. P*** viele Leser belehren, daß man nicht, wie man gethan hat, mit einer kindischen und lächerlichen Leichtgläubigkeit alles annehmen müsse, was man in den Nachrichten von China erzählt, deren vornehmster Fehler darinn besteht, daß sich ihre Verfasser einer den andern ausschreiben, und folglich dieselbigen Lügen zwanzigmal wieder gedruckt werden.

Und hiermit, mein Freund, beurlaube ich mich von den Chinesern und von Ihnen. Nächstens treffen wir uns in Egypten wieder.

W. S. J.

II.

Litterarische Neuigkeiten aus Frankreich.

Das letzte, von uns angekündigte, Werk des Herrn Thomas (Essai sur les Eloges) ist mit allgemeiner Achtung aufgenommen worden; und die Gelehrten die besten Richter in ihrer Kunst, wenn sie ohne Leidenschaft urtheilen, stimmen hierinn mit dem größten Theil des Publikums überein. Man vergleicht dieses Werk mit einem wohl abgemessenen, glücklich ausgearbeiteten Rahmen, welcher, auf eine natürliche Weise, das Gemälde der Litterar-Geschichte aller Jahrhunderte und aller Völker umfaßt, und in einem sehr philosophischen, glänzenden Lichte, im Zusammenhang mit den wichtigsten Zeitpunkten der politischen Geschichte, sie darstellt. Die Schreibart des Werks ist voll Beredsamkeit, der Gang edel und anziehend. Alles athmet darinn Tugend, Liebe zu den Wissenschaften, Gefühl der Ehre, und Wahrheit. Es wird unsrer Absicht nicht zuwider seyn, hier einen flüchtigen Blick auf die Laufbahn zu werfen, auf welcher Herr Thomas einer von den berühmten Schriftstellern Frankreichs geworden ist.

Man erinnert sich kaum noch einer kleinen Schrift, womit er zuerst hervortrat, und welche dasjenige nicht in ihm ankündigte, was

er

er einst werden sollte. Es war eine Critik über das Gedicht des Herrn von Voltaire: *de la loi naturelle*. Der Verfasser tadelte, mit dem unvorsichtigen Selbstvertrauen der Jugend, und mit einer ängstlichen Professorstrenge, die freyen und kühnen Schönheiten dieses großen Dichtergeistes, den er nachher, bey reiferem Geschmacke, gleich seinen vorzüglichsten Bewunderern, zu verehren gelernt hat. Man redet von dieser vergessenen Schrift nur wegen des merklichen Unterschiedes zwischen den in ihr enthaltenen Grundsätzen, und denen, zu welchen der Verfasser in der Folge übergegangen ist.

Ohngefehr zu eben derselbigen Zeit verfertigte **Thomas** eine Ode auf Hrn. von Sechelles, damaligen Finanzminister, welcher der Universität Paris einige Dienste geleistet hatte. Der Dichter fängt damit an, daß er das Feuer seiner Begeisterung mit dem Feuer vergleicht, welches in den Eingeweiden des Aetna brennt. In diesem Geschmack ist beynahe alles übrige. Es ist das Werk eines sehr jungen Genies; jedoch versprach die Versification desselben ein von dieser Seite Poetisehrs Talent. Darauf erschien ein Gedicht auf den Tod des Hrn. v. Jumonville, eines Französischen Officiers, der in Canada, durch die Verrätherey einiger Engelländer ums Leben kam. Der Gegenstand war nicht allzu dichterisch; aber der Verfasser breitet sich über

den

den Krieg zwischen Frankreich und Engelland aus, welcher die alte und neue Welt in Bewegung sezte. Das Gedicht hat sehr schöne Verse; ob es gleich im Ganzen dasjenige neuere Werk ist, welches dem Claudian am nächsten kömmt. Alle Verse scheinen nach eben derselben Form gemodelt. Sie haben einen gleich emphatischen Ausdruck, und den einerley tönenden Klang, der unser Ohr ermüdet, indem er das Gegentheil der Harmonie ist. Man findet darinn weder Mischung von Schatten und Licht, noch Verschiedenheit, noch Interesse.

Um diese Zeit setzte die Französische Akademie, deren Aufgaben bis dahin nur in moralischen, mehrentheils ziemlich alltäglichen Gemeinörtern bestanden hatten, ihre Preise auf Lobreden der berühmtesten Männer in allen Gattungen. Zuerst wählte man den Marechal de Saxe. Herr Thomas arbeitete für den Preis, erhielt ihn, und fieng an, sich einen Nahmen zu machen. In seiner Rede war ein entschiedner Charakter von Erhabenheit und der Ton eines für die Redekunst gebohrnen Geistes; aber zugleich entdeckte man darinn alle die Fehler, welche nachher, mit großen und starken Schönheiten vermengt, die Manier des Hrn. Thomas bezeichnet haben. Diese Fehler bestehen in einer immerwährenden Anstrengung, wodurch die Schreibart mühsam und gedehnt wird; in gesuchten ab-

ſtrakten Ausdrücken und methaphyſiſchen Begriffen, in einem Uebermaaße redneriſcher Wendungen, und einem allzu häufigen Gebrauche von geometriſchen, oder aus andren Wiſſenſchaften hergenommenen Kunſtwörtern, bey Gegenſtänden der Moral und des Geſchmacks. Lauter Fehler, die man in ſeinen folgenden Lobreden wieder findet; in der auf den Canzler von Agueſſeau, von geringerem Werth, als die auf den Marechal de Sare; in der Rede auf Duguai Trouin, vortreflicher als die beyden erſten; in der auf Süully, welche unter ihrem Gegenſtande iſt; und in der auf Deſcartes, die wegen ihrer philoſophiſchen Anwendungen, und des kraftvollen Ausdrucks alle vorhergehenden übertrift. Am wenigſten entdeckt man jene Fehler in der Lobrede auf den Dauphin. Hier iſt weit mehr Einfalt, Mäßigung, und Intereſſe des Styls. Inſonderheit aber muß man zum Ruhm des Hrn. Thomas geſtehen, daß in dem Verſuch über die Lobreden alle ſeine Fehler ſo wohl durch Nachdenken und Erfahrung geſchwächt ſcheinen, als durch erhabene Züge vergütet werden. Der Grundſtoff dieſes Werks iſt reicher, feſter, und die Schönheiten deſſelben ſind von dauerhafterer Art (1).

Herr Thomas arbeitet ſeit zwölf Jahren an einem Epiſchen Gedichte, welches den Czar Peter den Großen zum Helden hat. Ein edler Ehrgeitz, mit dem Verfaſſer der Henriade zu wetteifern!

Ein

Ein besonderes Verdienst hat sich dieser Schriftsteller um die schöneren Wissenschaften dadurch gemacht, daß er zuerst durch eine Reihe gekrönter Schriften, jede von einem vorzüglichen Werth, den Preisen der Akademie Ansehen und Wichtigkeit gegeben; da solche nur sehr mittelmäßigen oder so gar schlechten Werken bis dahin zuerkannt wurden, und so wenig die Aufmerksamkeit des Publikums reitzten, daß bey nahe niemand anders um sie streiten mochte, als die Litteratoren der niedrigsten Classe. Jetzt thun es Schriftsteller vom ersten Rang. Unter den seit Hr. Thomas gekrönten Werken haben viele einen großen Eindruck verursacht, und verdienen auf die Nachwelt zu kommen.

Aus demjenigen, was wir von Hrn. Thomas gesagt haben, läßt sich schließen, daß er vielleicht nicht zu denen gehört, deren Schriften man am öftersten wiederliest; aber auch, daß er unter den Rednern Frankreichs eine sehr rühmliche Stelle behaupten, und man immer in seinen Werken viel bewundernswürdiges antreffen wird.

Unterdessen daß er, dessen erste Versuche Meisterstücke waren, unter dem Zurufe der Nation, für den Ruhm großer Männer, für die Ehre seines Vaterlandes und der Wissenschaften arbeitete, bemühte sich ein andrer, im Anfange weniger glücklicher Schriftsteller, sich

der Dunkelheit, womit er lange zu kämpfen hatte, auf eine entgegen gesetzte Art zu entreissen. Er sprach allem demjenigen Hohn, was Hr. Thomas verherrlichte. Linguet, welcher jetzt vor Gericht eine so große Rolle spielt, nachdem diejenige, die er in der Litteratur zu spielen gedachte, ihm mißlungen ist, hatte zuerst eine Geschichte der Zeiten Alexanders herausgegeben, ein Werk, das seine Kräfte weit überstieg. Unter kleinen neumodischen Zierrathen verlohr dieser Gegenstand sein altes ehrwürdiges Ansehen. Man redete von Sparta in Epigrammen, und witzelte über den Alexander. Nicht die mindeste Kenntniß des Alterthums, und der Originalscribenten! Es waren eigentlich nur rhetorische Sätze, nach Compilationen geordnet. Die Geschichte der Staatsveränderungen des römischen Reichs war in eben dem Geschmacke geschrieben; aber man bemerkte noch mehr darinn jenen erzwungnen Geist der Paradoxie; jene Verkleinerung großer Männer; die gegen Tyrannen verschwendete Lobsprüche, die Vertheidigung der Sclaverey, die Schmähschriften auf Philosophie, Freyheit und Wissenschaften; kurz alle Hülfsmittel einer verzweifelten Ehrbegierde, welcher, da sie keine Werke der Vernunft und des Geschmacks hervorbringen konnte, nichts übrig blieb, als sich durch Aergernisse hervorzuthun. Selbst dieses machte kein besonderes Aufsehen, bis die Theorie der Gesetze erschien; ein Werk, das den Widersinn methodisch vor-

trägt,

trägt, im Montesquieu einen Geist ohne Gründlichkeit, im Cicero einen mittelmäßigen Mann sieht, die Freyheit als ein gefährliches Hirngespinst, und die Knechtschaft als einen der Armuth vorzuziehenden Stand betrachtet. Diese seltsamen Grundsätze machten Lärm, und man fand den Styl des Verfassers nicht weniger sonderbar. Keiner hatte noch eine so erstaunliche Menge größtentheils niedriger und gemeiner Figuren und Metaphern auf einandergethürmt, worunter viele drey und mehrere Seiten lang fortgiengen. Es war der lächerlichste und am meisten ermüdende Mißbrauch der Redekunst. Indessen leuchteten zwischen diesem Wust' einige Stralen hervor, an welchen man einen lebhaften, feurigen, leichten, aber zugleich falschen und verdorbenen Geist erkannte, mit einem Talente, dem es an Nahrung fehlte, und das sich von einer unsinnigen Liebe zum Ausserordentlichen verführen ließ.

Nach diesem Werke nahm Linguet seine Zuflucht zur Advokatur, indem er feyerlich die schöneren Wissenschaften abschwur, und sein fruchtloses Bestreben eine gewisse Höhe darinn zu erreichen, eingestand. Dem ohnerachtet schrieb er noch eine Geschichte der Jesuiten, die unvollendet blieb, und eine des sechzehnten Jahrhunderts, die ein gleiches Schicksal hatte; zwey Bücher, welche, so wie alle seine Schriften, nicht viel mehr als Declama-

tionen sind, aber den Reichthum und die Leichtigkeit eines Talents ankündigen, das etwas Schönes hervorgebracht hätte, wär' es unter einer besseren Leitung gewesen. Der einzige Aufsatz von ihm, welcher mit Geschmack geschrieben ist, und den ein guter Kopf mit Vergnügen lesen kann, ist die Vorrede zu einem Werk' über die innere Schiffarth des Reichs, die schiffbaren Canäle betitelt. Zwar findet man auch hier seine gewöhnlichen Ungereimtheiten. Er sagt viel Böses von dem Canal von Languedoc, dessen Nutzen allgemein erkannt wird, und läugnet die Würklichkeit einer Brücke, die jedermann gesehen hat. Sonst aber ist in diesem Aufsatze viel Beredsamkeit.

Vor Gericht haben seine Unternehmungen einen weit glücklichern Erfolg gehabt. Er trat daselbst auf in dem Augenblick, als die vorstehenden Veränderungen die geschicktesten Männer verbannt hatten. Ueberdem ist das zur Verfertigung eines guten Buchs nöthige Talent so weit von dem Grade des Geistes entfernt, welcher erfordert wird, einen Rechtshandel aufzuzeichnen, daß Linguet, so bald er im Gerichtssaal erschien, den größten Glanz um sich warf. Dennoch blieb der Beyfall, dessen er genoß, tief unter derjenigen Achtung, die ein vortreflicher Sachwalter durch Verehrung der Tugend und des Schicklichen, durch eine strenge Moral und weise Beredsamkeit erhält.

Mit

Mit desto leichterer Mühe bracht' er sich den Ruf eines glänzenden, fühlbaren und kühnen Geistes zu wege, der ohne Wahl jede Sache und jeden Clienten annimmt, auf alle Siege Anspruch macht, und seine Niederlage selbst sich zur Ehre zu machen weiß. Die Sache, welche, nach der des Hrn. v. Aiguillon, ihm den mehrsten Ruhm gebracht hat, ist der Proceß des Hrn. von Morangies, den er anfänglich übel gefaßt hatte, nachher aber desto nachdrücklicher führte, so bald ihn gründlichere Köpfe als der seinige, bey der Arbeit unterstützten. (2)

Linguet hat verschiedene Kränkungen von Seiten der Richter so wohl als des Publikums erduldet; er schien aber jenen, so wie diesem, Trotz zu bieten. Die Richter mochten ihm Verweise geben, das Publikum ihn auspfeifen; nichts setzte seine Verwegenheit aus der Fassung. Er besitzt in einem vorzüglichen Grade diejenige Eigenschaft des Redners, welche darinn besteht, den großen Haufen recht zu kennen, und ihn zu beherrschen, indem man ihn verachtet.

Zum Vortheil des Ministeriums hat er verschiedne von denen Werken geschrieben, welche nicht länger dauern, als die Unternehmungen, die sie vertheidigen. Es scheint nicht, als ob das Ministerium an eine Belohnung für ihn gedacht habe; vielleicht deswegen, weil

Linguet, was er auch schrieb, in der Meinung seiner Landesleute wenig verlieren konnte.

Herr v. Voltaire hat kürzlich ein sehr lesenswürdiges Fragment über die Verurtheilung des General Sülly, und über den Verlust der französischen Besitznehmungen in Indien herausgegeben. Man sagt so gar, daß er an einem Auszug aller notorisch ungerechten Richtersprüche, die jemals gefällt worden sind, das ist, an der Geschichte der menschlichen Gerechtigkeit, arbeite.

Auf dem französischen Theater hat man ein Trauerspiel in drey Acten, Regulus betitelt, von Herrn Dorat, mit Beyfall aufgeführt. Es ist, auf die Episoden, nahe der Regulus des Metastasio. Der Verfasser hat durch Auslassung dieser Episoden allzu sehr die Leere seiner Handlung sehen lassen, welche mit dem ersten Aufzug endigt. Unterdeß erhielten die einzelnen, über die Rolle des Regulus verbreiteten, Schönheiten von Metastasio das Werk einen Augenblick auf der Bühne, wo es sich in der Folge kein Glück zu versprechen hat. Günstiger urtheilte man von dem kleinen Lustspiel eben des Verfassers, welches noch dem Regulus gegeben wurde, unter dem Titel: la Feinte par Amour. Ob es gleich im Grunde den Stücken des Marivaux nahe kömmt; so ist doch in verschiednen Scenen Geist und Anmuth genug, um ihnen

den

den Schein der Neuheit zu ertheilen; und wenn der Verfasser sein Stück, welches viel langweiliges hat, abkürzen will; so glaubt man, daß es auf dem Theater bleiben kann. Dies ist die beste Meinung für ein Schauspiel; denn immer sieht man Stücke, welche, in ihrer Neuheit, mit Nachsicht aufgenommen werden; aber nachher nicht wieder erscheinen.

Die französische Akademie hat dieses Jahr zween Preise ausgetheilt, einen der Beredsamkeit, und einen der Poesie. Die Aufgabe für den ersten war eine Lobrede auf Colbert. Man glaubt, die gekrönte Schrift sey von Hr. Necker, bekannten Banquier und Agenten der Republik Genf am französischen Hofe. Bisher hat er aus Bescheidenheit und aus politischen Ursachen sich nicht für den Verfasser dieser Lobrede erklären wollen, die eigentlich, wegen der darinn abgehandelten Materien, ein politisches, aber durch die Art, wie sie der Verfasser geschrieben hat, zugleich ein Werk der Beredsamkeit ist. Sie verräth einen erhabenen Geist, eine Seele voll Empfindung, und enthält viele Kenntnisse und Aussichten. Man könnte daran etwas gezwungnes, eine neologische und fehlerhafte Schreibart tadeln; aber die Schönheiten derselben überwiegen ihre Fehler, und man liest sie mit Vergnügen, welches bey Abhandlungen dieser Art kein mittelmäßiges Verdienst ist.

Der Preis für die Poesie, deren Gegenstand willkührlich war, ist einer Ode über die Schif-

farth zuerkannt worden, deren Verfaſſer Hr. v. la Harpe iſt, welcher zum ſechſten Mahl den Preis erhält. In dem Avantcoureur von 30ſten Auguſt findet man über dieſe Ode folgendes Urtheil: „Sie hat eine edle, majeſtätiſche Verſification, der Wichtigkeit des Inhalts angemeſſen; iſt reich an Einbildungskraft, an ſtarken Bewegungen, prächtigen Bildern, und Empfindſamkeit. Ihr Gang iſt raſch, feſt, und abwechſelnd.„

Die Preisaufgabe für das Jahr 1775 iſt eine Lobrede auf den Marſchall v. Catinat.

Seit einiger Zeit iſt die Fabel der Vorwurf des Ehrgeizes und der Bemühung vieler franzöſiſchen Schriftſteller geworden. Den Fabeln das Hr. Dorat fehlt es an Natur und Wahrheit; denen vom Abbee Aubert, ſehr wenige ausgenommen, an Verſtand, Witz und Annehmlichkeit. Die vom Abbee le Monnier ſuchen die Einfalt, und ſinken bis zum niedrigen und Grotesken. Die von Hr. Imbert ſind ganz und gar geiſtlos und ohne Geſchmack. Ein Dutzend Fabeln in der Sammlung des Hrn. Boiſard, und ohngefähr eben ſo viel aus denen des la Motte Houdard gezogen, ſind das beſte in dieſer Gattung ſeit la Fontaine; aber dieſe Fabeln ſelbſt dienen zum Beweiſe, welch ein ſeltner Mann la Fontaine war, wie ſchwer es iſt, ihn nachzuahmen, und wie unmöglich, ihn, als Nachahmer, zu erreichen.

III.

Zugaben
zu dem vorstehenden Artikel.

(1)

Ich schmeichle mir den mehrsten Lesern des teutschen Merkurs einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen hier einige Stellen aus des Hrn. Thomas Versuch über die Lobreden, übersetzt, mittheile. In der Auswahl fand ich mich durch verschiedene Rücksichten eingeschränkt worunter hauptsächlich diese zu rechnen, daß die zu übersetzenden Stücke eines theils nicht allzu lang seyn, und andern theils, auch außer dem Zusammenhange ein gewisses Ganzes darstellen mußten. Auf das Mancherlei im Gegenstande und in der Behandlung war ebenfals zu sehen, damit diese Auszüge dem teutschen Leser einen etwas genauern Begriff, von den Talenten des Hrn. Thomas verschaften.

Von der Liebe zum Ruhm.

Das Verlangen nach Ruhm setzt die Entfernung gemeiner Leidenschaften voraus. Entweder ist es nicht da, oder es erfüllt die ganze Seele. Erwartet es nicht von einem Volk, unter

unter welchem die Begierde nach Reichthum herrscht: der Ruhm ist die Münze des Staats; aber er stellt nichts vor, wo das Gold alles vorstellt. Erwartet es nicht von einem wollüstigen Volke: dieses Volk hat nur Sinne; auf nichts kann es Verzicht thun; es kann nicht einen Tag verlieren, gewönn' es auch Jahrhunderte dafür. Erwartet es nicht von einem sklavischen Volke: der Ruhm ist stolz und frey; der Sklav hingegen, durch seine Knechtschaft verdorben, hat nicht Tugend genug, die Augen bis zu ihm zu erheben. Erwartet es nicht von einem armen Volke: ich rede nicht von einem solchen, das bey der Natur und ihrer Gleichförmigkeit geblieben, seine Begierden einschränkt, von wenigem lebt, und Tugenden an der Stelle der Reichthümer setzt; sondern von demjenigen, welches, von großen Reichthümern, woran es keinen Theil hat, umringt, sich zwischen dem Schauspiele der Pracht und dem Elend' in der Mitte befindet, und die äußerste Armuth aus dem Ueberfluß' hervorkommen sieht. Dieses geschäftige, durch seine Bedürfnisse verächtlich gewordene Volk, kann von einem edlern Bedürfnisse keinen Begriff haben. Auch findet ihr wenig von jenem Verlangen nach Ruhm bey einem Volke, das sich demjenigen, was man die Annehmlichkeiten der Gesellschaft nennt, überläßt. Hier schadet die Menge kleinerer Neigungen den Leidenschaften. Es ist gar zu leicht, eine augenblickliche Ehre davon zu

tragen,

tragen, als daß man eine mühsamere suchen und erhalten sollte. Wenn man übrigens die Menschen so sehr in der Nähe sieht; so legt man ihrer Meinung einen geringeren Werth bey. Tom. I. p. 9.

Von den Hymnen.

Je gebildeter ein Volk ist, desto weniger Begeisterung können seine Hymnen haben, und desto weniger haben sie würklich. Auf ein rohes Volk macht der Anblick der Natur, und folglich der Begriff eines Schöpfers einen größeren Eindruck. Dieser Eindruck selbst, wenn wir auf beyden Seiten einen gleichen Grad der Einbildungskraft annehmen, ist stärker bey den Landbewohnern, als bey denen, welche in die Ringmauern der Städte eingeschlossen sind; und hievon erräth man leicht die Ursach. In den Städten bemerkt man, so zu sagen, nur den Menschen. Da findet der Mensch überall seine Größe. Die Gegenstände, von welchen er umringt und gerührt wird, sind die Baukunst, die er geschaffen, die Metalle, die er aus den Eingeweiden der Erde gezogen, die Reichthümer, die er jenseit der Meere geholt, die verschiedenen Welttheile, die seine Schiffarth vereinigt hat; und kurz, alles glänzende in dem Gemählde der Gesellschaft, der Gesetze und Künste; aber in den offenen Feldern verschwindet der Mensch,

und

und die Gottheit zeigt sich allein. Da sieht man überall den Himmel. Da hat der Anblick des Tages etwas feyerlicheres, und etwas schrecklicheres die Nacht. Da bezeichnen größere Würkungen die beständige Wiederkunft der Jahrszeiten. Das Auge, das um sich her unbegrenzte Weiten entdeckt, ist mehr von der Größe des Weltbaues gerührt, und mehr von der unsichtbaren Hand, welche den Entwurf desselben gemacht hat.

Tom. I. p. 33.

Lucian.

Lucian hatte das Gefühl des Lächerlichen, welches mit einem feinen, geschmeidigen Geiste verbunden ist; die leichten Waffen eines Scherzes, welcher fast immer darinn besteht, die Gegenstände in Contrast zu bringen, indem er entweder eine große Idee neben einer kleinen Sache, oder eine kleine Idee neben einer großen erweckt. Diese Art verschiedne Gegenstände zusammenzubringen, oder dieser Contrast zeugt das Lächerliche, welches dem in Einfalt lebenden Volk unbekannt, den Völkern von großem Charakter verächtlich; aber unter allen Nationen in diesem Zeitpunkte so sehr üblich ist, wo die Laster sich mit Annehmlichkeiten vermischen, und der Geist, weil er wenige große Dinge zu beobachten hat, seine einzelnen Begriffe im Kleinen durch seine Muse vervielfältigt.

Tom. I. p. 141.

Cice-

Cicero.

Man wundert sich zuweilen, daß eben der Mann, welcher den Unterdrücker der römischen Freyheit gelobt hatte, Muth genug besessen, einen Cato zu loben, der Freyheit Rächer und Märtyrer. Aber es giebt unentschiedene Charakter, die eine Mischung von Größe und Schwachheit sind, und einige setzen den Cicero in diese Zahl. Tugendhaft, sagen sie, aber vorsichtig, wechselsweise tapfer und furchtsam, liebte er sein Vaterland; fürchtete sich aber vor Gefahren, und hatte mehr Erhabenheit, als Stärke, denn seine Standhaftigkeit, wann er deren zeigte, wohnte mehr in seiner Einbildungskraft, als in seiner Seele. Man fügt hinzu, daß er seinem Charakter zufolge, schwach und nur durch Ueberlegung groß gewesen sey. Er hielt Ruhm und Leben, Pflicht und Gefahr gegen einander. Darauf macht' er sich ein System von Muth; seine Rechtschaffenheit wurde zu Stärke, und sein Geist gab seiner Seele den gehörigen Nachdruck. Tom. I. p. 164.

Aus dem Abschnitte,
wo vom jungen Plinius die Rede ist.

In den Werken des Geistes finden wir eben das, was wir in der Gesellschaft sehen. Eine immerwährende Begierde zu gefallen verkleinert die Seele, und läßt ihr zu großen Dingen we-

der

der Gefühl noch Kraft. Wenn man auf eine so zudringliche Weise dem Angenehmen nachgeht, so hemmt man die freyen, die stolzen Bewegungen der Einbildungskraft; und thut unaufhörlich ihrem Laufe Gewalt an. Hierzu kömmt noch der sich selbst immer wiederhohlende Ton, welchen die beständige Bemühung zu gefallen hervorbringen muß, und der merklich abstechende Unterschied zwischen einer kleiner Manier und großen Gegenständen.

Tom. I. p. 224.

Eine Anekdote vom Kayser Julian.

Verschiedne Werke des Libanius sind verlohren gegangen; aber einen Theil davon haben wir noch. Unter diesen befinden sich seine Lobreden. Eine derselben ist vor den beyden Kayssern **Constantin** und **Constans**; zwo sind zu Ehren des **Julian**, bey dessen Leben, und zwo andere nach dessen Tode gehalten worden. Im Jahr 363 wurde **Libanius** von diesem Kayser gewählt, ihm die gewöhnliche Rede zu halten. Julian hörte zu; bezeugte dem Redner voll Entzücken seinen Beyfall, und vergaß, daß er selbst der Gegenstand des Lobes war. So hat man einen berühmten Dichter, von welchem man ein Theaterstück aufführte, seinen eignen Zuruf mit dem Geschrey des Volkes vereinigen gehört. Auch er vergaß die Schaubühne, die

Zuschauer

Zuschauer und sich selbst. Handlungen dieser Art, ich weiß es, sind außerordentlich, und müssen als solche in die Augen fallen. Aber der seinem ersten Gefühl sich überlassende Charakter hat seinen Werth eben so, wie der, welcher nach Ueberlegung zu handeln gewohnt ist. Die vielleicht schätzbarsten Leute sind nicht diejenigen, die mit kaltblütiger Vernunft alle Bewegungen ihrer Seele ordnen; denen, ehe sie fühlen, Muse übrig bleibt, um sich zu sehen; und die allzeit sich zu rechter Zeit erinnern, daß sie nöthig haben, bescheiden zu seyn. Diesen Leuten gönn' ich die Ehre, daß sie weise sind; nur müssen sie die Hofnung groß zu werden andern überlassen.

Tom. I. p. 338.

Christina, Königinn von Schweden.

Die Königinn Christina rühmte man in Schweden als die Gesetzgeberinn des Reichs, und als einer solchen wurden ihr verschiedne Lobreden gewidmet. Uebrigens hatten ihr die Künste vieles zu danken, die Künste, welche nie weder ihre Wohlthäter, noch ihre Tyrannen vergessen. Sie achtete dieselben mehr, als alles andere, denn sie achtete sie mehr, als den Thron. Eine Freundinn und Schülerinn von Descartes, mit allen Gelehrten von Europa in Verbindung, mißvergnügt über die geheimen Ränke und kleinen Leidenschaften,

welche die Fürsten gar zu oft umgeben, weiß man, wie sehr sie die Künste, ihren Geist aufzuklären, über die Gebräuche und Feyerlichkeiten der Höfe setzte. Unterdessen kann man sagen, daß sie weniger große Tugenden, als Neigung zu großen Dingen besaß, und mehr Erstaunen, als Bewunderung erweckte. Ihr vornehmstes Verdienst war, fast kein einziges von denen Vorurtheilen zu haben, welche man auf dem Thron zu haben pflegt. Hiedurch schien sie am mehrsten über ihren Rang erhaben. Ueberhaupt verachtete sie, fast ohne Ausnahme, die willkührlich angenommene Meinungen von Schönheit und Größe. Aber indem sie das Schickliche verabsäumte, schien sie die Menschen nicht genug zu kennen, welche unter sich gewisse Zeichen festgesetzt haben, woran sie alles, so gar die Tugend erkennen wollen. Von ihrer Einbildungskraft wurde sie beherrscht; deswegen war ihre Aufführung sich ungleich, und oft weniger abgemessen. Sie handelte mehr nach Gefühl, als nach Grundsätzen. Sie hatte den raschen Muth, welcher ein großes Opfer beschließt und darbringt; hingegen fehlte ihr jene seltnere Standhaftigkeit, welche die Seele durch ihre eigene Kraft unterstützt, wenn sie ohne Zeugen, und auch nicht durch jene Anstrengung selbst mehr belebt ist, mit der alles Schwere beginnt. Ihre Liebe zum Ruhm war eher eine unruhige Coketterie, die den Geist beschäftigte, als eine von denen tiefen Empfindungen, welche die

See-

Seele unterjochen und erfüllen. Auch machte sie mehr Aufsehen, als sie Ruhm erhielt.

Tom. II. p. 15.

Warum man in den Reden wilder Völker keinen übeln Geschmack bemerkt.

Man könnte fragen: warum die wilden Völker in der Art von Beredsamkeit, welche man zuweilen an ihnen bemerkt, niemals einen üblen Geschmack verrathen, da solches doch den gesitteten Völkern begegnet. Dieses kömmt ohne Zweifel daher, weil die ersteren nur den ungestümen Bewegungen ihrer Seele folgen, ohne daß bey ihnen etwas außerwesentliches, auf Verabredungen gegründetes sich mit dem Rufe der Natur vermischt. Der üble Geschmack kann nicht leicht anderswo statt finden, als bey einem Volke, das sich zu einer großen Gesellschaft verbunden hat; dessen natürliche Geistesfähigkeiten durch Ueppigkeiten, Laster, übertriebne Eitelkeit, und durch eine geheime Begierde verdorben sind, zu jedem Gegenstand oder zu jedem Begriff etwas hinzuzuthun, um den natürlichen Eindruck, welchen dieser Gegenstand machen muß, zu vermehren. Der Gedanke des Wilden ist voll Einfalt, wie seine Sitten, und sein Ausdruck einfältig und rein, wie sein Gedanke: es gattet sich nichts Fremdes damit. Aber ein durch die aus der

Gesellschaft nothwendig fließenden Laster schon verdorbnes Volk, welches, bey der Anstrengung sich zu unterrichten und das Joch der Barbarey abzuschütteln, noch nicht Zeit gehabt hat, zu dem Grade der Verfeinerung zu gelangen, den man Geschmack nennt; oder ein Volk, das durch einen nicht weniger nothwendigen Hang, nachdem es den Geschmack gefunden, sich wieder davon entfernt, will nicht nur seine Gedanken und Empfindungen mahlen; es will auch in Verwunderung setzen und überraschen. Immer fügt es der Sache selbst etwas Fremdes bey. Auf diese Art weicht alles von der Natur ab, und kein Gegenstand wird so dargestellt, wie er ist.

Tom. II. p. 141.

Ich muß es mit diesen wenigen Proben genug seyn lassen. Die Betrachtungen über Xenophon, Tacitus, Julian, über die Geschichte der französischen Beredsamkeit, und mehrere vortrefliche Stellen, mögen diejenigen Leser, welche der französischen Sprache mächtig sind, in dem Werke selbst aufsuchen.

---

(2)

Im 2ten Theil des Merkurs, S. 272. ist eine ausführliche Nachricht von dem berüchtigten Rechtshandel zwischen dem Grafen von Morangies und den Erben Veron versprochen

chen worden. Seitdem ist diese Sache, durch eine ungeheure Menge neuer Schriften, für und wieder, in eine solche Dunkelheit gerathen, daß ein kaltblütiger Untersucher, dem es allein um die Wahrheit zu thun ist, sich dabey in einer unglaublichen Verlegenheit sieht. Hiezu kömmt noch die Schwierigkeit, sich alle diese Schriften, welche in einem Hui erscheinen und wieder verschwinden, zu verschaffen. Von meinen Pariser Freunden ist mir daher zu wiederholtenmalen gerathen worden, den Vorsatz auf den Grund dieser Sache zu kommen, fahren zu lassen. Ein teutscher Gelehrter, der sich gegenwärtig in Paris aufhält, schrieb mir: „wenn Sie durchaus im Merkur von dem „Proceß des Grafen von Morangies handeln „wollen, so raisonniren sie darüber, wie die „Philosophen über die Natur. Sceptiker „werden Sie doch immer bleiben müssen; Sie „wollen oder nicht.„

Ich bin diesen Eingebungen nicht gefolgt, sondern habe fortgefahren nachzuforschen; und nächstens werde ich im Stande seyn, ein diese Sache betreffendes, sehr interessantes Stück dem Merkur zu überliefern. Den Lesern dieses Journals kann in dem gegenwärtigen Falle meine eigene Neubegierde für die Befriedigung der ihrigen Bürge seyn.

W. S. J.

IV.

Miſcellanien.

V.

Von ſchönen Seelen.

Was ich unter einer ſchönen Seele verſtehe, mein. lieber ***? Sie haben meine Schriften geleſen; Sie kennen Panthea, Pſyche, Danae und Olinde; (von dem ſchönen Combabus, der gewiß eine ſo ſchöne Seele hatte, als jemals der Günſtling eines Königs und einer Königin gehabt hat, nichts zu ſagen) und Sie können problematiſch finden, was ich unter einer ſchönen Seele verſtehe?

Doch, vergeben Sie mir; ich beſinne mich! Sie haben ein Privilegium, von mir zu urtheilen, ohne mich geleſen zu haben. Denn ſind Sie nicht mein Recenſent? Und was würde aus den meiſten Recenſenten werden, wenn ſie alle die Bücher geleſen haben müßten, über welche ſie bald mit höllenrichterlichem Ernſt, bald mit ſcurriliſchen Muthwillen Urtheil ſprechen? — Es verſteht ſich, daß ich unter leſen recht leſen meyne; denn Männer ſpielen nicht mit Worten.

Ich will mich alſo bemühen, Ihnen aus Büchern, die Sie geleſen haben, begreiflich zu machen,

machen, was ich unter einer ſchönen Seele verſtehe. Ich will Sie nicht auf den Begriff der Sokratiſchen Kalokagathie, noch auf Ciceros Beſchreibung der Seelenſchönheit (Tuſcul. IV. 13.) verweiſen. Beyſpiele mahlen oft mit einem einzigen Zug unſre Begriffe beſſer als ſchwankende Schulerklärungen.

Sie haben die Cyropädie geleſen (*)? — Es iſt ein vortrefliches Buch, wie Sie wiſſen; eines von denen, worinn man nicht zu oft leſen kann, weil man es nie aus den Händen legt, ohne weiſer und beſſer dadurch geworden zu ſeyn. Ich, meines Orts, geſtehe Ihnen, daß

(*) Ich finde im 19 B. der Allgem. deutſch. Bibliothek S. 263. in einer Recenſion, welche für ein Modell von Perſiflage, wie es izt in Recenſionen Mode iſt, gelten kann, etwas von Süßlingen der neuen Schäfertugend geſchwazt, denen der Name Xenophon ſo ſüß klingen ſoll. Ich weiß zwar eben ſo wenig, wer dieſe Süßlinge ſeyn ſollen, als ich begreife, daß es wohlgethan ſey, den großen Haufen der Leſer durch ſolche ſchielende Urtheile in Ungewißheit und Verwirrung zu ſetzen. Aber natürlicher Weiſe beſitze ich Eigenliebe genug, zu glauben, daß mich niemand unter die Süßlinge der neuen Schäfertugend zählen werde, weil ich den Xenophon von meiner Jugend an gerne geleſen habe, und bey jeder Gelegenheit wünſche, daß er eines von den Handbüchern der jungen Leute, und beſonders der jungen Schriftſteller, unter uns ſeyn möchte.

ich es noch besonders liebe, weil ich ihm die Genesung meiner Seele von der gutartigen (*) aber gefahrvollen Schwärmerey meines zwey und zwanzigsten Jahres zu danken habe. Aber diese Anekdote erzähle ich Ihnen vielleicht ein andermal.

Sie erinnern sich also wohl, aus der Cyropädie, der jungen Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Hochachtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten? Cyrus hatte mit dem überwundnen Könige von Armenien, dem Vater des Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und Kinder zu geben gedächte. Darauf wendte er sich an den Tigranes; und wie viel würdest du geben, um deine Gemahlin wieder zu bekommen? „(Man muß aber wissen, sagt Xenophon, daß Tigranes erst seit kurzem vermählt war, und seine junge Frau aufs zärtlichste liebte.) Ich, sagte der Prinz, ich würde sie mit meiner Seele loskaufen, eh ich zugeben wollte, daß ein so treffliches

(*) So gutartig nemlich als Schwärmerey seyn kann; denn unter andern hatte sie den Fehler, daß sie mich unduldsam machte; und dies ist doch wohl kein gutartiges Symptom dieser Seelenkrankheit.

liches Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand, daß das Recht eines solchen Liebhabers besser sey als das Recht des Ueberwinders, und gab sie ihm auf eine sehr edle Art wieder. Er that noch mehr; er machte den Armenier aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freunde; schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeltlich auf freyen Fuß, und beschloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmal.

An alle diese Umstände mußt' ich Sie erinnern, um das was folget verständlich zu machen. Denn nun kommen wir zur Sache. Wie die Armenier mit ihren Weibern nach Hause fuhren (sagt Xenophon) so machte Cyrus unterwegs den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der eine erhob seinen Verstand, der andre seine Tapferkeit, der dritte seine Leutseligkeit, und noch jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Figur. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau; „sage mir, meine Liebe, ist dir Cyrus auch „so schön vorgekommen?„ — Wahrhaftig, antwortete sie, ich hab' ihn nicht angesehen. — „Und wen sahest du denn an? — „Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte, daß er seine Seele geben würde, um mich von der Dienstbarkeit loszukauffen„ erwiederte die junge Frau.

Nun ſage ich, vorausgeſetzt, daß es keine Grimaſſe ſondern Empfindung war, was ſie da ſagte: dieſe junge Frau war eine ſchöne Seele.

In eben dieſer Stelle der Cyropädie werden Sie eines Weiſen Erwähnung gethan finden, der ehemals die Stelle eines Hofmeiſters bey dem Prinzen von Armenien vertreten hatte. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm. „Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten laſſen? —„ antwortete der Prinz. Was hatte er denn Uebels gethan, ſagte Cyrus. „Mein Vater beſchuldigte ihn, daß er mich verführe. Und gleichwohl, mein beſter Cyrus, war es ein ſo guter, ſo rechtſchaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor ſeinem Tode zu ſich bitten ließ, um mich zu beſchwören, daß ich meinen Vater ſeine Hinrichtung verzeihen ſollte.„ Er thut es nicht aus böſem Herzen, ſondern weil er nicht weiß was er thut, ſagte er. Was aber die Menſchen aus Unwiſſenheit ſündigen, das nehme ich ihnen ſo auf, als ob ſie es wider ihren Willen thäten. —„ Wie ſchade für einen ſolchen Mann! rief Cyrus.

Dieſer Mann, mein lieber ***, hatte, was ich eine ſchöne und zugleich eine große Seele nenne.

Noch ein Beyspiel aus meinem Liebling Xenophon! Sie kennen seine Panthea, die reitzende und tugendhafte Gemahlin des Königs von Sustane, Abradates. Es ist augenscheinlich, daß Xenophons Absicht war, in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau zu schildern; wenigstens gesteh ich Ihnen, daß mein Kopf und mein Herz mit zusammengesetzten Kräften sich kein vollkommeneres Weib denken können. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Officier den er liebte, zur Bewahrung und Aufsicht, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Gutes das er ihm anvertraute vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Schlosse gebracht, und Araspes leistete ihr da Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und es kam endlich so weit mit ihm, daß er sich gezwungen fand (sagt Xenophon) sie um etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, weil sie ihren abwesenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abschlagen mußte. Gleichwohl wollte sie beym Cyrus noch keine Klage deswegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr setzen wollte, einen Freund zu verliehren. Aber da der Unglückliche, selbst von seiner Leidenschaft überwältiget, anfieng mit Gewalt zu

drohen,

drohen, säumte sie sich nicht dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unzuverläßigen Hüter er sie anvertraut habe. Cyrus berief sogleich den Araspes zu sich, und fand ein Mittel ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzeßin benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von allen Verbindlichkeiten, die er in Rücksicht ihrer dem edelmüthigen Cyrus schuldig war, und rieth ihm sich je bälder je lieber von der assyrischen Parthey loßzumachen, und der Freund eines Fürsten zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte, als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rathe seiner Gemahlin; und die schöne Panthea, indem sie ihren Geliebten wieder umarmte, genoß das Vergnügen, die Stifterin einer schönen Freundschaft zu seyn, und dem Cyrus sein großmüthiges Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Bald darnach kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Crösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Abradates in Geheim eine schöne goldne Waffenrüstung verfertigen lassen; und nun da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhoft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, daß sie sich ohne Bedenken hatte entschliessen können, ihre kostbarsten Sachen aufzuopfern, um sie in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern von-

nöthen

nöthen als dich, erwiederte ihm Panthea; und womit sollt' ich mehr prangen, als wenn dich jedermann mit meinen Augen ansieht?„ Indem sie dies sagte, legte sie ihm die schönen Waffen an; aber, wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich selbst einer der schönsten Männer war, sah nun in dieser prächtigen Rüstung so reitzend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. Er hatte schon die Zügel in den Händen, und war im Begriff seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte, und mit diesen Worten, die der edelsten Spartanerin würdig waren, Abschied von ihm nahm: „Abradates, sprach sie, wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigene Seele hielt, so weißt du, ob ich eine von diesen Weibern bin! Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben, als durch alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber, wiewohl ich so für dich gesinnt bin wie du weißt, so schwör' ich doch bey deiner und meiner Liebe; daß ich lieber neben dir, als einem tapfern Manne, von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämest, ehrlos mit einem ehrlosen leben wollte. So denk ich, und so muß ich denken, wenn ich dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Ueberdies,

dies, welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, da mich das Kriegsglück zu seiner Sclavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde, und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte? Können wir zuviel für den großmüthigen Mann thun, der soviel für uns gethan hat?„

Wer müßte der gewesen seyn, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied, um sie vielleicht nie wieder zu sehen — nicht begeistert hätte? Mit Bewundrung und Entzücken legte Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf, und betete: „Laß mich, o großer Oromasdes, laß mich durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieser Panthea, und der Freund eines Cyrus zu seyn!„ Mit dem lezten Wort entriß er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf, und die Thüre ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nun nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu seyn, und sich zu entfernen. Xenophon mahlt seine Bilder selten oder niemals aus, wie sie wissen. Es sind nur leichte Umrisse. Aber, o! wie viel mehr sind diese Umrisse werth als die Gemählde von tausend andern, und wie groß ist nicht oft die Würkung eines einzigen Zugs! In der That (sagt er) machte Abradates und sein Wagen einen

schö-

schönen Anblick; aber niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war.

Abradates überlebte die Schlacht nicht; aber sein Muth hatte sie gewinnen helfen, und er starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daß ein paar Tage hingiengen, eh er sich des unglücklichen Prinzen erinnerte. Wo ist Abradates, fragte Cyrus endlich. Man sagte ihm, daß er in der Schlacht umgekommen sey; und seine Gemahlin (sezte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht, und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hieher irgendwo an den Fluß Paktolus gebracht; und während daß ihre Bedienten und Verschnittne sein Grab graben, sizt sie auf der Erde, sein Haupt auf ihren Knien haltend, nachdem sie allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit zu schmücken.

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber wie er die schöne Unglückliche, den Leichnam in ihrem Schoos liegend, auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf den Leichnam herab. — Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen, und uns hast du zurückgelassen! — Er will ihn mit diesen Worten bey der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen; denn sie war mit einem Egyptischen Säbel abgehauen worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus;

die

die Unglückliche ſchrie laut, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus ſeiner, küßte ſie, und fügte ſie wieder an, ſo gut ſie konnte. — „So iſt alles übrige zugerichtet, ſagte ſie. Aber wozu ſollteſt du es ſehen? — Und ich; ich weiß, daß ihm alles dies um meinet willen wiederfuhr! — Ich Thörin war es, die ihn anreizte, alles zu wagen, um ſich als deinen Freund zu beweiſen, und deine Hochachtung zu verdienen. Und o! ich bin gewiß, er dachte nicht an das, was ihm begegnen könnte, ſondern bloß, was er thun wollte, um ſich dir angenehm zu machen! — Und ſo gab er, ohne es zu bereuen, ſein Leben hin — und ich, ich ſitze hier neben ihm und athme!

Cyrus antwortete ihr eine Zeitlang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er ſich, ſie durch die einzigen Vorſtellungen, die ihre Seele in einem ſolchen Zuſtand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausſchmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Beſtattung herbeyzuſchaffen befohlen hatte. Und denke nicht, ſagte er, daß du nun verlaſſen ſeyeſt. Ich ehre deine Keuſchheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweiſe davon zu geben; und überdies will ich dich einem von den Meinigen empfehlen, der dich begleiten ſoll, wohin du ſelbſt verlangſt. Sage nur, zu wem du gebracht werden willſt?

Sey ruhig, Cyrus, verſetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte ſie verlaſſen. Er gieng (ſagt Xenophon) und ihn jammerte des Weibes, die einen ſolchen Mann verlohren hatte; und des Mannes, der eine ſo vortrefliche Frau ſein eigen genannt hatte, und nun nicht mehr ſehen konnte. Aber Panthea befahl den Verſchnittenen ſich zu entfernen; bis ich mich recht ſatt über ihn geweint habe, ſprach ſie. Ihre Pflegmutter bat ſie zu bleiben. Wenn ich tod bin, ſagte Panthea zu ihr, ſo hülle ihn und mich in das nehmliche Tuch. Die Unglückliche fiel ihrer Königin zu Füſſen, flehte ihr, keinen ſolchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte ſich die Bruſt mit einem Dolche, den ſie ſchon lange zu dieſem Gebrauch bey ſich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz, und ſtarb.

Haben Sie wohl acht gegeben, mein lieber ***? Ich erſuche Sie darum, leſen Sie dieſe Geſchichte noch einmal, und wenn Sie Griechiſch können, leſen Sie ſolche im Original; denn Xenophon iſt unüberſetzlich; er ſagt immer mit drey Worten, was ich auf teutſch mit dreymal ſoviel ſagen müßte. Betrachten Sie dieſe Panthea recht genau, Zug vor Zug, und dann laſſen Sie Sich ſagen: dieſe Panthea nenn' ich eine ſchöne Seele. — Wenn Sie es nicht auch ſo fühlen, ſo kann ich nichts dazu; und wenn Ihre Moral Sie daran verhindern ſollte, — deſto ſchlimmer für Ihre Moral!

M.

V.

Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher aus allen Wissenschaften (*).

I.

Theologie.

1) Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Erstes Stück. Hamburg, gedruckt, verlegt von Reuß. 1773. 11½ Bogen in 8.

Es ist dieses Stück gegen die von vernünftig denkenden Theologen wohlaufgenommene Schrift des Hrn. Probsts Spalding, von der Nutzbarkeit des Predigtamts, gerichtet. Da der Verfasser mit Anstand und Mäßigung schreibt, und in der That Zweifel vorträgt, die von den Lesern der Spaldingischen Abhandlung erwogen zu werden verdienen, so gedenken wir einer Prüfung und empfehlen sie mit gutem Vorbedacht. Aber ferne sey es, daß wir allen darinn geäusserten Behäuptungen beyträten.

2) Ueber

(*) Jedem Bande des teutschen Merkurs will man in Zukunft ein solches Verzeichniß beyfügen. Weder kritische Wälder, noch magere Inhaltsanzeigen, sondern raisonnirendes Verzeichniß soll es seyn; nicht um der Gelehrten, sondern um der Dilettanten willen: wiewohl jene in den Fächern, wo auch sie nur Dilettanten sind, vielleicht ihre Rechnung finden werden. Man hofft,

2) Ueber die beſte Art, die göttlichen Schriften zu ſtudieren; in Rückſicht auf die gegenwärtige Lage des Chriſtenthums. Von dem Verfaſſer der Geſchichte Jeſu. Zürich, bey Orell, Geßner und Compagnie. 1774. 6 Bogen in 8.

Dank und Ruhm dem rechtſchaffenen Heß, ſeinem Lehrer Breitinger, und ihrer ganzen aſcetiſchen Geſellſchaft! An der Geſchichte Jeſu, die ſchon ſo viel Nutzen und Erbauung geſtiftet, hat man ein herrliches Muſter, wie die Offenbarungen Gottes zu ſtudieren ſind; nun ſchenkt uns ihr Verfaſſer auch die davon abgezogenen Regeln in einem warmen und gefälligen Ton. Möchte ſie doch jeder Prieſter und Laye leſen, und nach ihrer ganzen Abſicht und Nutzbarkeit brauchen! Es wird keinem, wenn er nur Eifer und Wißbegierde beſizt, ſchwer werden, den hier praktiſch vorgezeichneten Weg zu finden und zu wandeln.

hofft, jährlich etwas Vollſtändiges liefern zu können; doch wird man Bücher, die weder kalt noch warm, d. i. mittelmäßig ſind, hier vergebens ſuchen. Was gut und vortreflich iſt, ſoll empfohlen, und was ſchlecht und elend, zur Warnung des Publikums ausgeziſcht werden. Die Wiſſenſchaften, die diesmal leer ausgehen, ſind ſchon für die Zukunft beſorgt. Der Herausgeber des Merkurs hat dieſen Artikel einigen Gelehrten überlaſſen, auf welche er ein deſto gegründeteres Vertrauen ſezt, da ſie ſich im Beſitz einer wohlerworbenen Achtung des Publikums befinden. Indeſſen kann er doch blos diejenige Urtheile, die mit W. unterzeichnet ſind, auf ſeine eigne Verantwortung nehmen.

3. Fortgesezte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneburg. Zweytes Stück. 8 Bogen in 8.

Daß diese Fortsetzung erschienen, daß sie eben so geistreich und körnigt abgefaßt ist, als das Hauptwerk und die erste Fortsetzung — weiter brauchen wir unsern Lesern, die dies vielleicht noch nicht wissen, nichts zu sagen; weil sie nunmehr gewiß nicht unterlassen werden, die Schrift selbst ganz durchzudenken, und in ihre Seelen hinein zu verarbeiten. Nur noch dies, daß der verehrungswürdige Jerusalem hier den Zustand der Vernunft und der Religion der ersten Menschen nach der mosaischen Geschichte, von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts an, bis auf die Sündfluth, schildert; und daß er vorzüglich dahin bedacht ist, die Wahrheit dieser Geschichte gegen alles, was deren Glaubwürdigkeit verdächtig machen kann, zu befestigen.

4. Sammlung einiger Predigten, welche in Lübeck gehalten worden sind, von D. Johann Andreas Cramer. Lübeck, bey Donatius. 1773. 718 Seiten in 8.

Wer etwan noch nicht müde ist, nach so vielen Crameriſchen Predigten noch mehrere zu lesen, der sättige sich vollends an diesem neuen Bande, in welchem 25 interessante Materien abgehandelt sind.

5. Beweis, daß die Bahrdtische Verteutschung des neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsetzliche

che und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt von Johann Melchior Göze, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg. Hamburg, gedruckt und verlegt von Harmsen. 1773. 148 Seiten in 8.

Wenn Bonzenfett, nach der Meynung des weisen Danischmende, zu nichts in der Welt gut ist, wozu sollte wohl Bonzengift gut seyn? W.

6) Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel, über verschiedene Texte, von D. Georg Friedrich Seiler, Hochfürstl. Brandenb. Anspach. Bayreuth. geh. Kirchenrath ꝛc. Zwote Samml. Bayreuth, bey Lübeck. 1773. 331 Seiten in 8.

Populär und erwecklich, so wie alle Seilersche Erbauungsschriften! Weder den Engländern noch Franzosen nachäffend, gehet der edle Teutsche seinen eignen Gang. Der Predigten sind zehn.

7) Trostgründe der Vernunft und Religion bey den Widerwärtigkeiten dieses Lebens. Erster Theil. Leipzig, bey Hilscher. 1773. 1 Alphab. in 8.

Alle Trostgründe, welche die Philosophen von jeher für Leidende ersonnen haben, sind stark, angenehm, lebhaft und blumicht vorgetragen, und deswegen ist das Buch sehr zu empfehlen, zumal wenn noch der zweyte Theil, der die Trostgründe der geoffenbarten Religion enthalten soll, wird darzu gekommen seyn.

II.

Rechtsgelehrsamkeit.

1) D. Nicol. Hieron. Gundlings, ehemahl. kön. preuss. geh. Raths ꝛc. rechtliche Ausarbeitungen, bestehend in *Consiliis*, *Responsis* und *Deductionibus*, über 450 merkwürdige Fälle, aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit ꝛc. Zweyter Theil. Mit einem Vorbericht von Christoph Weidlich ꝛc. Halle und Leipzig, bey T. G. Faber. 1773. gr. 4.

Gutes und Mittelmäsiges durch einander, wie im ersten Theil! Hrn. Weidlich muß es nur um das Ausfüllen zweener hübscher dicker Bände zu thun gewesen seyn; sonst würde er manches unbeträchtliche Responsum in die Plunderkammer geworfen und alles würklich Erhebliche und Brauchbare in einem mäßigen Bande geliefert haben.

2) Christiani Thomasii — *Dissertationum academicarum varii in primis iuridici argumenti. Tomus I.* Halae, Sumtibus — Gebaueri. 1773. 1080 Seiten in gr. 4.

Zu wundern ist es, daß man so spät auf den Einfall gekommen ist, wenigstens ihn so spät ausgeführet hat, die kleinern akademischen Schriften des unsterblichen Thomasius, dieses Reformators der teutschen Vernunft, in eine Samlung zu bringen. Um so mehr Dank ist man dem Hrn. Hofrath Uhl zu Frankfurt an der Oder und der Gebauerschen Buchhandlung schuldig, daß sie endlich dies mit vereinten Kräften bewerkstelliget haben. In

diesem

diesem ersten Bande stehen 30 Abhandlungen, in welchen Thomasius viele strittige Rechtspunkte durch Hülfe seiner gesunden Philosophie und Kritick aufgeheitert hat.

3) Teutsches geistliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht. von Johann Christian Majer, beyder Rechte Doktor und der Weltweisheit öffentlichem Lehrer zu Jena. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1773. Zwey Theile, der erste von 381, der andere von 360 Seiten in 8.

Gern besprach ich mich mit den Lesern des Merkurs umständlich über dieses Buch, das seines gleichen nicht hat, wenn hier der Ort darzu wäre: aber so muß ich ihnen nur kurz sagen, was ich bey dem Lesen desselben überhaupt wahrgenommen habe. Verschiedene nicht bestimmt genug vorgetragene Sätze ausgenommen, ist es sehr wohl ausgearbeitet; die Sachen sind aus den Quellen, aus unsern geistlichen Reichsgrundgesetzen selbst geschöpft, und, was das Vorzüglichste, gröstentheils mit ihren eigenen Worten ausgedruckt; alles ist gut geordnet und so eingerichtet, daß man sich, auch ohne weitere Anleitung, ohne die Folianten und Quartanten der Kommentatoren, deutliche und richtige Begriffe von den Religionsbefugnissen oder von den wechselseitigen Rechten und Verbindlichkeiten der verschiedenen Religionsverwandten unsers Vaterlandes erwerben kann. Mit einem Worte, keiner unsrer Publicisten und Gelehrten, der nicht durch das Lesen dummdreistschwatzender Glossatoren bethört ist, muß das Buch ungelesen lassen; es ist würklich das erste in diesem Fache, das mit treuer Anhänglichkeit an die Gesetze und doch zugleich mit philosophischem Geist und in einer kraftvollen Sprache geschrieben worden.

III.

Arzneywissenschaft.

1) Johann Friedrich Zückert, der Arzneygelahrheit Doktor, der Römischkayſ. Akademie der Naturforscher, und der Churmaynz. Akad. nützlicher Wissenschaften Mitglied, von den wahren Mitteln, die Entvölkerung eines Landes in epidemischen Zeiten zu verhüten. Berlin, bey A. Mylius, 1773. 5 ½ Bogen in 8.

Anlaß zu dieser Schrift gab die im Jahr 1772 von der mediciniſchen Fakultät zu Paris den Gelehrten vorgelegte Frage: Kann man die Entstehung epidemischer Krankheiten vorher sehen, und wie beuget man denselben vor, oder wie hemmt man ihren Fortgang? Hrn. Zückerts Antwort, die wohl einen ansehnlichen Preiß verdiente, finden wir sehr genugthuend. Aber, was werden seine patriotischen Vorschläge helfen, wenn nicht Fürsten oder ihre Räthe sie lesen und in Ausübung bringen? Diese sollten, diese könnten sie wohl des Durchlesens würdigen, zumahl da Hr. Zückert, so wie der populäre Unzer, flieſſend, deutlich und einnehmend schreibt. Aerzte und andre Gelehrte werden die Schrift gerne lesen: aber dadurch wird die löbliche Absicht des Verfassers keineswegs erfüllt werden; ihre Arme sind zu kurz darzu.

2) Podokus Ehrhart, der Arzneygel. Doktors, der R. Kaiſ. Akad. der Naturf. Physikus, Sammlung von Beobachtungen zur Geburtshülfe. Frank-

Frankfurt und Leipzig, in der Fleiſcheriſchen Buchhandlung, 1773. 286 Seiten in 8.

Dieſes Büchelchen iſt den Geburtshelfern und Hebammen um ſo mehr zu empfehlen, da es vierzig eigene merkwürdige Erfahrungen des Verfaſſers von allen Arten ſchwerer Geburten und deren Erleichterungsmethoden enthält. Die Landsleute des Hrn. Doktors müſſen noch dick von Vorurtheilen umnebelt ſeyn, weil er ihnen erſt in der Vorrede beweiſen muß, es ſey nicht wider die Würde des Arztes, die Geburtshülfe auszuüben.

3) Beyträge zur praktiſchen Arzneywiſſenſchaft bey dem Krankenbette gemacht und entworfen von Johann Emanuel Rothart, der ausübenden Arzneygelahrheit Doktor, und der R. Kaiſerl. Akad. der Naturforſcher Mitgliede. Gotha, bey Ettinger, 1773. 7 Bogen in 8.

Auſſer der fünften Beobachtung einer doppelt unrichtigen Geburt finden wir eben keinen beſonders merkwürdigen Fall: aber doch müſſen wir geſtehen, daß der Verfaſſer bey ſeinen Erfahrungen methodiſch, und, wie es ſcheint, mit vieler Ehrlichkeit zu Werke gegangen iſt, und in dieſer Rückſicht ſind ſie den Novitzen der Hygiea allerdings zu empfehlen.

4) Georgii Flor. Henr. Brüning, *Philoſ. et Med. Doct., Com. Palat. Caeſ. Ser. Princ. Regn. Hohenl. Wald. et Schill.*

Conſ. Aul. et Archiater etc. Tractatus de ictero ſpaſmodico infantum Eſſendiae, anno 1772 *epidemico; acceſſit icteri periodici lethalis hiſtoria.* Veſaliae et Lipſiae 1773. 403 Seiten in 8.

Herr Brüning zu Eſſen tritt ſelten als Schriftſteller auf: erſcheint er aber als ſolcher, dann geſchieht es mit vieler Würde, mit nicht gemeiner Vorſicht, mit zuverläßigen Vortheil für ſeine arzneykundige Mitbrüder. Eben der unterrichtende Ton, der in ſeiner Beſchreibung einer Epidemie, die vor einigen Jahren zu Eſſen gewütet, ſo ſehr gefallen hat, herrſcht auch in dieſem neuen Werk. Die Vorrede iſt an den berühmten Hrn. D. Hannes zu Weſel gerichtet und enthält Hrn. Brünings Gedanken über das Einimpfen der Blattern. Er dringt hauptſächlich darauf, daß man nicht ſo unvorſichtig, wie gewöhnlich, damit umgehe, und empfiehlt beſonders eine bedächtliche Auswahl der Pockenmaterie. Das Buch ſelbſt liefert eine recht gründlich ausgearbeitete Beſchreibung der epidemiſchen krampfigten Gelbſucht, die im Jahr 1772 ſo viele Kinder zu Eſſen aufgerieben hat, nebſt ihrer Kurart. Dieſe Gelbſucht hatte gemeiniglich Keichhuſten und Bauchgrimmen, oft auch Gichten zu Gefährten. Hr. B. breitet ſich aber auch über alle andre Gattungen der Gelbſucht aus, ſo daß man ſein Buch als eine vollſtändige Abhandlung über dieſe Krankheit anſehen kann. Die angehängte Krankengeſchichte iſt äuſſerſt merkwürdig und voll von heilſamen Lehren für minder erfahrne Aerzte.

5) **Georg Wilhelm Stein, der Arzneygelahrheit Doktors und Hochf. Heßiſchen Hofmed: ꝛc. Kurze Beſchreibung einer Bruſt- oder Milchpumpe,**

pumpe, samt der Anweisung zu deren vortheilhaften Gebrauch bey Schwangern und Kindbetterinnen. Cassel, bey Heinrich Schmiedt, 1773. 20 Seiten in 4. nebst einer Kupfertafel.

Wieder eine Erfindung, die mehr werth ist, als hundert Finanzprojekte! Frauen, die zum erstenmahl gebähren, können durch dieses von Hrn. Stein erfundene und von Hrn. Stegmann verfertigte Werkzeug, die Brustwarzen verlängern und die Milchgänge eröfnen, wenn sie es acht bis vierzehn Tage vor ihrer Niederkunft anlegen. Bey Personen, die schon gebohren haben, wird die Pumpe erst nach der Niederkunft angelegt, und die unreine Milch so lange herausgezogen, bis sie ganz weiß und einförmiger scheint. Hr. St. läßt auch daher kein Kind eher, als am sechsten oder achten Tag nach der Entbindung anlegen. Verschiedene Uebel können durch diese Maschine vermieden oder gehoben, ja manche Kindbetterin vom Tod errettet werden. Sie kann auch statt der gemeinen Schröpfköpfe gebraucht und in ein Klystier verwandelt werden. Der Kasselsche Mechaniker, Hr. Breithaupt, hat sie auch zu einem Rauchtabaksclystier eingerichtet. Dieser Hr. Breithaupt verkauft dieses Werkzeug um einen leidlichen Preiß, und es ist sehr zu wünschen, daß es allgemein bekannt werden möge. In der angezeigten Schrift ist es genau beschrieben, in Kupfer gestochen, und der mannigfaltige Gebrauch deutlich angegeben.

IV.

Historische Wissenschaften.

1) Heinr. Matth. Aug. Cramers, Adjunctus des Ministerii zu Quedlinburg, Nachrichten zur Geschichte der Herculanischen Entdeckungen. Mit einer Vorrede begleitet von Joh. Jac. Rambach, Rektor des Fürstl. Gymnasii zu Quedlinburg. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jacob Gebauer, 1773. 207 Seiten in groß 8.

Man hat schon ein ähnliches Werk im Französischen von einem gewissen Hrn. Seigneux de Correvon: allein, die Arbeit des Hrn. Cramers ist mit mehr Ordnung und Genauigkeit abgefaßt. Er hat noch andere Schriften, als der Franzose, und dessen seine selbst benuzt, und aus allen die Quintessenz gezogen. Ermüdende Weitschweifigkeit und trockne Kürze sind fast durchgehends glücklich vermieden. Nur schade, daß Hr. C. nicht das große königl. Werk Pitture d'Ercolano, dessen Inhalt er jedoch aus gelehrten Tagebüchern liefert, selbst hat einsehen und benutzen können!

2) Merkwürdigkeiten der Mordvanen, Kosaken, Kalmucken, Kirgisen, Baschkiren ꝛc. Nebst andern dahin gehörigen Nachrichten und Kupfern. Ein Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt und Leipzig, 1773. 300 Seiten in kl. 8.

Lesern,

Lesern, die in dem grossen Werke des Pallas nur nach Gewohnheiten und Gebräuchen der auf dem Titel genennten Völker, und nach dem allgemeinen Zustand der von ihnen bewohnten Länder jagen, muß dieser Auszug sehr willkommen seyn. Alles, was für sie unerheblich und langweilig seyn möchte, ist darum übersprungen. Die Kupferstiche stimmen nicht mit der Schönheit des Drucks überein.

3. Johann Georg Schelhorns, des Jüngern, Beyträge zur Erläuterung der Geschichte, besonders der Schwäbischen Gelehrten- und Kirchengeschichte. Zweites Stück. Memmingen, verlegts Jae. Meyer. 1773. 5½ Bogen in 8.

Solche Sammlungen haben immer sehr guten Nutzen, ob sie gleich grösstentheils nur die Provinz, deren Geschichte sie berühren oder aufklären, interessiren können. Das Vorzüglichste in diesem Stück sind die Nachrichten von Ulrich Tengler, dem Verfasser des Layenspiegels, und von Memmingischen Schullehrern.

4) Hrn. Missionarii Gerikens merkwürdige Seereise von London nach Ceylon und Cudelur, in den Jahren 1766 und 1767. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1773. 18½ Bogen in 8.

Ist aus den Dänischen Missionsberichten genommen, und auch ganz in dem Hallischen Waisenhausischen Missionston, oder in dem Geiste der Schulzischen Leitungen geschrieben.

5. Ab-

5. *Abbildungen Böhmiſcher und Mähriſcher Gelehrten und Künſtler, nebſt kurzen Nachrichten von ihren Leben und Werken. Erſter Theil.* Prag, bey W. Gerle, Buchhändlern. 1773. 122 Seiten in 8. Ohne die vorläufige Abhandlung von 42 Seiten. Nebſt 32 Bildniſſen.

Die Sauberkeit der Kupferſtiche, die Nettigkeit und Pracht des Drucks, noch mehr aber die gute Ausführung der den Bildniſſen beygefügten Biographien hat uns ungemein ergözt, und war für uns eine überraſchende, fröliche Erſcheinung. Der gelehrte Piariſte zu Prag, Hr. Adaukt Voigt a S. Germano hat ſich am Ende der vorgedachten Abhandlung als Hauptverfaſſer genennt: er giebt aber auch zu verſtehen, daß er Gehülfen habe. Einen davon nennt er, Hrn. F. M. Pelzel, der auch die Zueignungsſchrift des Buchs an die Fr. Gräfin von Noſtiz verfertigt hat. Auch die Namen derer, die ihm Beyträge geliefert haben, verſchweigt er nicht. Die Lebensbeſchreibungen ſind mit gedrungener Kürze, die der Deutlichkeit keinen Eintrag thut, nnd in einer gröſtentheils reinen, ächt teutſchen Sprache verfaßt. Die berühmteſten Gelehrten, von denen hier Nachricht ertheilt wird, ſind: Balbinus, Comenius, Coſmas, Hayeck von Liboczan, Pontanus. Auch Johann Huß und ſein Vertrauter, Hieronymus von Prag, erſcheinen hier; mit nachahmungswürdiger Mäßigung ſprechen unſre Verfaſſer von dieſen beyden Männern: übrigens freylich nach ihrem Lehrbegriff und nach ihren Theologen und Geſchichtſchreibern. Die Vorrede oder vielmehr Abhandlung des Hrn. P. Voigt von der Aufnahme, dem Fortgang und den Schickſaalen der Wiſſenſchaften und Künſte in Böhmen, erſchöpft zwar dieſen Gegenſtand nicht, bleibt

aber

aber immer ein betrachtungswürdiger Abriß. Nur ist er für seine Landsleute bisweilen zu sehr eingenommen, und erhebt sie zu hoch; welcher Enthusiasmus auch in den Lebensbeschreibungen hier und da durchscheinet. Wenn er z. B. von der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften in Europa redet, so meynt er, seine Böhmen hätten hierinn ihren Nachbarn den ersten Schritt bald abgewonnen; das heißt doch wohl nichts anders, als: sie haben es ihren Nachbarn zuvorgethan? welches ja wieder alle Geschichte ist. Ueber die heutige Vernachläßigung der böhmischen Sprache geräth unser guter Piariste in sehr lebhaften Eifer, den wir ihm zu gute halten, so sehr er auch die Teutschen und diejenigen von seinen Landsleuten, die sich der teutschen Sprache befleißigen, zu verachten scheint. Was aber S. 35 in der Hitze herausgesagt wird, ist, mit Erlaubniß des Hrn. Paters, ein wenig unbesonnen. Er hat dabey vergessen, daß unsre jetzige teutsche Sprache weit reiner und edler, ist, als zu der Zeit, da die böhmischen Herzoge und Edelleute teutsch sprachen, und daß sich also Hr. Seibt und andre Kenner des Guten und Schönen allerdings ein Verdienst um ihre Landsleute erwerben, daß sie ihnen die besser gebildete Sprache der Teutschen und die darinn verfaßten Meisterstücke anpreisen und bekannt machen. Diese müssen die Böhmen studieren, wenn sie heut zu Tage Sitz und Stimme auf dem Parnaß erlangen wollen. S. 31 verspricht Hr. Voigt eine umständliche Litterargeschichte von Böhmen und Mähren. Der Ritter Gluck (S. 38) ist, unsres Wissens, kein Böhme, sondern ein Pfälzer.

6) Die allgemeine Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget. In einem vollständigen und pragmatischen

tischen Auszuge mit zureichenden Allegationen. Verfertiget von D Franz Dominicus Häberlin. Neue Historie *XII* Band. Halle, bey Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer. 1773. 788 Seiten in gr. 8.

Nicht besser und nicht schlechter, als die eilf vorhergehenden Bände! Welch ein Auszug aus der teutschen Geschichte! In diesem zwölften Band sind nur zehn Jahre beschrieben, 1536 bis 1546. Wie viele Quartanten wird Hr. H. dann erst schmieden, wenn er das größere Werk, aus dem dies der Auszug seyn soll, liefern wird? Ihm und dem Verleger muß dies endlich selbst zu langwierig scheinen; denn der Rest der teutschen Geschichte, von 1546 bis auf unsre Tage, soll in einem besondern Werk folgen, unter dem Titel: Neueste teutsche Reichsgeschichte. Wie weit zuträglicher für das Publikum würde es gewesen seyn, und wie viel größern Dank würde Hr. Häberlin erlangt haben, wenn er erst das grosse Werk ausgearbeitet, und dann die Verfertigung eines Auszugs von 5 oder 6 Oktav Bändchen einem der teutschen Sprache mächtigern und mit mehr Urtheilskraft begabten Gelehrten überlassen hätte!

V.

Dichtkunst und Schöne-Litteratur.

1) Daniel Schieblers, Doktors der Rechte, und des Hamburg: Domcapitels Kanonici, auserlesene Gedichte, herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg, Professor

zu

zu Braunschweig. Hamburg, bey Bode, 1773. 17 Bogen, und 3 Bogen Vorrede.

Was eine Antitheſe für Mißverſtändniß erzeugen könne, beweiſt aufs neue eine Stelle im vorjährigen Merkur (Band II. S. 154.) welche Hr. Eſchenburg in ſeiner Vorrede beſtritten hat. So viel erhellt nun, daß Hr. Schiebler ſein gutes Auskommen gehabt habe, und daß der Einfluß der äuſſerlichen Umſtände auf die Ausbildung eines Genies, auf welche der Verfaſſer jenes Aufſatzes angeſpielt, eine eben ſo controverſe Materie ſey, als der Einfluß des Klimas. Dem ſey, wie ihm wolle, Hr. Eſchenburg hat uns in ſeiner ausführlichen Charakteriſtik von Schieblers Genie triftigere Urſachen angeführt, warum ſein Freund keine höhere Stufe des Parnaßes beſteigen können, und es mit großer Offenherzigkeit geſtanden, welche Stufen er mit keinem ſonderlichen Erfolg betreten. Wir überlaſſen es andern Kunſtrichtern zu beſtimmen, wie hoch oder wie tief die Romanze, und folglich auch Schiebler zu ordnen ſey; und danken übrigens Hrn. Eſchenburg für die gewiſſenhafte Ausſcheidung der poetiſchen Erbſchaft.

2) Romanzen. 1773. $4\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Die komiſchen Erzählungen ſcheinen den Ungenannten auf den Gedanken gebracht zu haben, mancherley mythologiſche Hiſtörgen zu romanziren. Ich ſage, die komiſchen Erzählungen, und nicht ſein Vorgänger Schiebler; denn ſein Ausdruck iſt humoriſtiſcher als der Schieblerische, welches man am deutlichſten empfindet, wenn man die Geſchichte Phaetons (S. 56.) lieſt, welche beyde Poeten bearbeitet haben. Eine einzige (No. 4.) ſcheint ihm nicht ganz geglückt zu ſeyn, ungefehr von der

Gattung, wie Löwens Leben und Tod des Harpagon. Die launhafte Poesie kann von diesem Verfasser viel hoffen.

3) Lustspiele von Johann Christian Brandes. Erster Theil. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1774. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

In den ersten Zeiten der teutschen Bühne sahen sich Principale und Schauspieler genöthigt, dem allgemeinen Mangel an gesitteten Dramen durch eigne Uebersetzungen und Flickwerke abzuhelfen. So lange sie solche nicht drucken ließen, (und dies thaten sie anfänglich aus Handwerksneid nicht,) konnte es ihrem Gewissen und ihrer Finanzklugheit anheim gestellt bleiben, auf was für Art sie ihr Auditorium einige Abende unterhielten. Nachdem wir aber, wenigstens einige, Dichter erhalten, die als Muster in dieser Gattung angesehen werden können, mußte sich der Schauspieler, so bald er Autor ward, mit ihnen vergleichen lassen. Krüger war der erste, der nicht nur sehbare, sondern auch lesbare Schauspiele gab. Seit seinen Zeiten lobte man Autoren seines Standes schon deshalb, weil sie sich durch höhere Einsichten von ihren Mitbrüdern auszeichneten. Jezt, da die Schauspieler unter uns nicht mehr selten sind, welche die Feder führen, haben solche Schriftsteller ungleich mehr Talente nöthig, um Beyfall zu erhalten. Desto mehr wünschen wir Hrn. Brandes Glück, daß er seine Schauspiele nicht allein so oft gespielt, sondern auch hier aufs neue so niedlich gedruckt sieht. In der That unterscheidet er sich auch von seinen schreibenden Kollegen sehr rühmlich durch Fleiß und Unterwerfung unter die Kritik. Er hütet sich dafür, blos zu naturalisiren. Insgemein stützet sich der Schauspieler, so bald er Autor wird, ganz allein

auf die praktischen Einsichten, die Hr. Brandes in der Vorrede sehr gut erörtert hat, und verhält sich dann gegen den Dichter von Genie, wie ein Acteur von Talenten gegen einen von Routine. Aber Hr. Brandes hat die Beobachtnug der menschlichen Sitten, und die Lektüre kritischer Schriften damit verbunden. — Dieser erste Theil enthält: Den geadelten Kaufmann; Den Graf von Olsbach; Den Hagestolz.

* * * * *

Zusatz des H. Der Graf von Olsbach gehört, wenn ich nicht irre, selbst mit seinen Mängeln, unter die vorzüglich guten teutschen Dramen. Die beyden andern sind im Grunde zwar nur, was die meisten Molierischen Komödien auch sind, Farcen und Karricatur, eine Art, die ich von jedem verfeinerten Theater verbannt sehen möchte, wiewohl es dem Hrn. B. in den seinigen an wahren komischen Meisterzügen nicht fehlt. Aber sein neues Drama, Olivia betitelt, welches er bekannt zu machen begriffen ist, scheint mir zu beweisen, daß er Talent genug hat, in dieser edlern Art von Schauspielen sich nicht gemeine Verdienste zu erwerben, und daß er also wohl thun würde, sich derselben ganz zu widmen.

4) Neue Beyträge zum teutschen Theater. Quedlinburg, bey Reußner, 1774. 1 Alphab. 6 Bogen in 8.

So ein starkes Volumen uns auch der Verfasser auf einmal gegeben, so thaten wir uns doch die Gewalt, unerachtet des öftern Gähnens, wozu wir genöthiget wurden, alles Buchstabe für Buchstabe zu lesen, um uns in unserm Gewissen von allen Vorwürfen frey zu machen, welche die Vorrede den Kunstrichtern aufrückt. Zudem liegt uns die

Bereicherung des teutschen Theaters so sehr am Herzen, daß auch eine gute Scene, die uns von dem Verfasser einige Hofnung gemacht, für die übrige Langeweile entschädigt hätte. Da wir aber in allen vier Lust- Trauer- und Schauspielen nicht eine halbe Scene gefunden, die mehr als leidlich genannt werden könnte: so bitten wir die Vorsteher grösserer Journale, auf Veranlassung gegenwärtiger Beyträge die nützliche Frage zu erörtern, warum in keinem Fache der Dichtkunst so viel unglückliche Debüts geschehen, als im Dramatischen?

5) **Die Teutschen, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, bey Bode 1773. 16 Bog. in 8.**

Der Verfasser würde sein Stück vielleicht: die seltne Frau (la femme comme il y en a peu) überschrieben haben, wenn das eigentliche Interesse seiner Fabel seine Hauptabsicht gewesen wäre. Er erfand seinen Plan, um ein Gemählde unsrer Nationalsitten zu geben, und die Meisten unsrer Großen zu bestrafen, bey denen noch immer der Ausländer alles gilt, weil er Ausländer ist. In der That hat er keinen Zug des teutschen Nationalcharakters übersehen; sogar der Rheinwein ist angebracht worden. Allein, Ermunterungen zur Liebe des Vaterlandes verleiten leicht zu Aufmunterungen des Nationalhasses; und so ist des Verfassers vornehmste Bemühung dahin gegangen, die Franzosen schwarz zu machen; Betrüger und Ausländer sind ihm (S. 69.) gleichgeltende Worte. Die Oekonomie seines Stücks hat weder Kunst noch Neuheit; die wenigen starken Scenen werden durch die Menge müßiger, die sie umgeben, geschwächt; die Personen sind ohne Noth gehäuft, und die Auflösung (ungerechnet, daß das Kind eine sehr verbrauchte Maschine ist), wird niemand loben können. Indessen verdient es eine Sammlung lebhaf-

ebhafter Dialogen genannt zu werden. Der junge Verfasser hat die leidenschaftliche Sprache schon sehr in der Gewalt, wie die Rolle der Gräfin beweist; und sonst seinen Leßing in Kürze und Energie gut studiert. Nur zuweilen schadet der teutschen Kraft, welche einzelne Reden haben, der allzugroße Ueberfluß der ganzen Scene, ein Ueberfluß, wie ihn Quintilian an jungen Genies gerne sieht. Zur jugendlichen Ueppigkeit gehört auch die zuweilen allzu bilderreiche Sprache, die wir eben nicht aus unsern kritischen Schriften auf die Bühne übergetragen wünschten.

6) *Etwas, nebst einem Anhange.* Berlin, in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung. $3\frac{1}{2}$ B. 1773.

Ein sonderbarer Mann! Er hat sich Themata geben lassen, um Lieder zu singen, in denen kein R. vorkommt; er nennt Lieder über eine schöne Gegend und ein schönes Mädchen, Gedankenmord, und hat daher geistliche und moralische Verse hinzugefügt; er glaubt, daß der teutsche Dichter oft aus der Noth eine Tugend machen, das heißt, etwas schlechtes drucken lassen müsse, und macht sich endlich mit einer originalen Wendung folgendes Kompliment: „diese Auswüchse meiner Muse können einer gewissen gern tändelnden Klasse von schönen Geistern ein warnendes Beyspiel seyn, wie wenig man, bey auch ziemlichen Talenten liefert, wenn man die Tändeley zum Talent macht.„

7) M. Johann Gottlieb Jachmanns Nachlese zu den vom Herrn Lessing aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus. Breslau, beym Korn 1774. 4 Bog. in 8.

Diese Nachlese besteht aus vier größeren Gedichten, drey Epigrammen, und acht lateinischen Poesien. Das ausführlichste ist ein Friedens- Lob- und Krieges- Leid- Gesang, in welchen die (allzulange) Beschreibung von der Harmonie der Himmelskörper den meisten dichterischen Geist, und der Schluß über die damaligen (1641) Kriegsunruhen das meiste Pathos hat. Auch der Federkrieg ist nicht vergessen; denn so heißt es S. 14.

Die Feder setzen sie im Geist verbittert an,
Die mehr, als tausend Spieß', und Kugeln schaden kann.

8. Der Proceß, ein Scherzgedicht, im Jahr 1740 den 11ten April seiner theuersten Freundinn L. A. V. Gottsched, geb. Kulmus, gemidmet von ihrem getreuen J. C. Gottsched, als ein Opus posthumum der Nachwelt geschenkt und mit kritischen Anmerkungen bereichert. Frankfurt und Leipzig 1774. $4\frac{1}{2}$ Bog. in 8.

Ich bin ein Geweihter des Merkur, ruft uns der Herausgeber (S. 11.) zu. Aus der Verbindung erhellet, daß er hier nicht den Merkur, dem wir dienen, sondern den Gott der Handelschaft meyne. Aus merkantilischen Absichten mag also wohl der Herausgeber ein Werkchen haben drucken lassen, das er um einen dreyfach höhern Preis kaufte, als es ein Würzhändler bezahlt haben würde. Wir zweifeln nicht im geringsten an der Authencität, obgleich Merkur sonst auch ein Gott der Diebe heißt; aber dem Gotte der Künste kann es in keinem Betracht interessant seyn — Die Zuschrift des Herausgebers ist an die Musen gerichtet, und er behauptet, den Einfall zuerst gehabt zu haben. Allein

lein ein gewisser Koromandel dedicirte bereits seinen nebenstündigen Zeitvertreib „Seiner unsterblich und hochwürdigen Magnificenz dem Hochgebohrnen Herrn von Apollo, ingleichen dem ganzen hochpreislichen Konvent vestalischen Andenkens.„

9) Versuch in geistlichen Oden und Liedern, 1774. 40 S. in 8. ohne Anzeige, wo sie gedruckt worden.

Ungleichartig mit den bisher angezeigten Produkten unsers Parnasses, aber desto verdienstlicher in ihrer Art! Gute geistliche Lieder sind eine Seltenheit, nnd noch seltener ist es, einen Mann von dem Stande und den Eigenschaften des Verfassers der gegenwärtigen zu sehen, der, bey einer sehr ausgebreiteten Kenntniß der Wissenschaften und Litteratur, Frömmigkeit genug besitzt, seine Muse auf eine so erbauliche Weise zu beschäftigen. Ich verstehe unter guten geistlichen Liedern solche, die das Herz mit andächtigen Gesinnungen erfüllen, ohne den Menschenverstand zu beleidigen; in denen die Empfindungen des Christenthums immer mit den gereinigten Begriffen und Grundsätzen desselben zusammenstimmen; die aus einem Herzen geflossen sind, das einem gesunden Kopfe zugehört; die man singen kann, ohne bald durch schwülstige und nonsensicalische, bald durch unedle Ausdrücke, falschen Witz, abgeschmackte oder gezwungene Wendungen, elende Reime und auffallende Sprachfehler im Genuß einer vernünftigen Andacht, wie sie dem vernünftigen Gottesdienste der Christen gemäß ist, gestört zu werden. Unter dieser guten Art von geistlichen Liedern nehmen sich die gegenwärtigen dermaßen aus, daß wir nicht umhin können, sie unsern Lesern aus vollem Herzen anzupreisen, und zu wünschen, daß sie in die zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Sammlungen aufgenommen werden möchten. — Vorzüglich, auch als Poesie betrachtet,

trachtet, scheinen sich die aus dem L. Racine frey übersezten Todesgedanken, durch ihre mit edler Einfalt verbundne Stärke, auszuzeichnen.

W.

10) Lebensgeschichte Tobias Knauts, des Weisen, sonst der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten gesammlet. Erster Band. Leipzig, bey S. L. Crusius. 1773. 226 Seiten in 8.

Wenn alles im buchstäblichen Sinne genommen werden dürfte, was ein Autor in der Vorrede sagt, so wäre die Aehnlichkeit, die dieses sonderbare Buch sogar in einigen besondersten Wendungen und Singularitäten mit dem Tristram Shandy hat, eine bloße Würkung der Aehnlichkeit des Genies beyder Verfasser. Desto besser für uns, wenn es so ist! Gesezt aber auch, Tobias Knaut wäre ungefehr so eine Nachahmung des Tristrams, wie der weibliche Don Quichotte, oder wie Don Sylvio Nachahmungen des Spanischen Don Quichotte sind; könnte der Verfasser nicht mit dem Lobe zufrieden seyn, daß sein Buch Genie, Witz und Menschenkenntniß genug zeigt, um einen Mann zu verrathen, der Originale schreiben kann, und nicht vonnöthen hat, Lorenz Sternens Manier zu copieren, um sich ein sonderbares Ansehen zu geben? In der That ist dies, wenn ich nicht irre, der Fall unsers ungenannten Verfassers. Er scheint, neben den schon benannten Eigenschaften, so viel eigne Laune zu haben, daß sein Werk unmöglich anders als dabey gewinnen könnte, wenn er, so lang er daran arbeitet, alle Tage eine Stunde in Tristram Shandy lesen würde, bloß — um ihm so wenig als möglich in seinen Sonderlichkeiten ähnlich zu seyn. Ausserdem finde ich in diesem Anfang eines Werkes, das so viele Theile haben kann als dem V. beliebt, alle wesentlichen Eigenschaften eines

gemein-

gemeinnützigen Buches; viel gesunde Vernunft mit viel Witz; feine Kenntniß des Menschen aus eignen Bemerkungen; nützliche Wahrheiten angenehm, mit Laune und meistens in einem guten Tone gesagt; kurz einen großen Theil von dem, was der V. in seiner Vorrede verspricht. Ist übrigens etwas, das ich anders oder lieber gar nicht in seinem Buche haben möchte, so ist es gerade die besagte Vorrede. Sie sagt zwar viel Gutes; aber sie beleidigt durch die hohe Meynung, die der V. von sich selbst, und die schlechte, die er von seinen Lesern zu haben scheint. Wenn ein Verfasser, der sich fühlt, nicht nöthig hat, sich in den Beyfall der Leser weder einzubetteln noch einzuschmeicheln: so seh ich doch nicht, warum er ihnen geradezu sagen soll, daß er sie alle samt und sonders für Narren hält. Ein solches Compliment erweckt ein gewisses Vorurtheil gegen ihn, das alle Verdienste seines Buches kaum wieder auslöschen können. Wenn ich dem Hrn. W. rathen dürfte, so würd' ich ihn bitten, dieser Vorrede bey einer künftigen Ausgabe zu thun, wie ich dem ersten Vorberichte des D. Sylvio gethan habe. Mit etlichen großen Queerstrichen kann dem Uebel von Grund aus geholfen werden. W.

11) Leben und Meynungen des Hrn. Tristram Shandy, aus dem Englischen übersezt; zweyte Auflage, nach einer neuen Uebersetzung; auf Anrathen des Hrn. Hofrath Wielands verfaßt. Berlin, bey Lange. 1773. in 8.

Ich erwähne dieser Makulatur bloß, um mich bey dem Publiko über das unerhörte Verfahren des Verlegers zu beklagen, der sich einfallen läßt, ohne mein Vorwissen, und ohne erbetene oder erhaltene Erlaubniß, meinen Namen auf dem Titel-

blat zu mißbrauchen, um eine wieder aufgewärmte elende Uebersetzung verkäuflich zu machen, und das Publikum dadurch zu seinem eignen Schaden und zum Nachtheil des ächten Tristrams, den wir nun bald von Hrn. Bode zu erwarten haben, zu hintergehen. Alles Wahre an dem Vorgeben des Verlegers ist dies: daß ich ihm schon vor drey Jahren (da er mich bat, ihm die Uebersetzung des Tristram, mit der ich damals selbst umgieng, in Verlag zu geben) begreiflich machte, daß die erste Dollmetschung unaussprechlich elend sey. Der schriftliche Aufsatz, worinn mich dieser Mann bekennen läßt, Hrn. Zückerts Uebersetzung sey besser, als die ersten Capitel der meinigen, wünschte ich wohl zu sehen. Ich erinnere mich keines solchen Geständnisses, und halte es für unmöglich, daß ich mich selbst jemals so sehr vergessen haben sollte. Hingegen erinnere ich mich von meiner damaligen kurzen Correspondenz mit Hrn. Langen noch ganz wohl: daß er mir (als er vermuthen mußte, ich hätte den Einfall, die Tristrammiade zu dollmetschen, wieder aufgegeben) meldete, Hr. Z. habe seine erste Uebersetzung durchaus umgearbeitet und verbessert; daß ich ihm dazu Glück wünschte; und daß ich, da mir nach einiger Zeit diese vorgeblich verbesserte Ausgabe in die Hände fiel, sie zwar nicht mehr ganz so nonsensicalisch als vorher, aber doch noch immer in jeder Betrachtung schlecht genug fand, um das Schicksal meines Freundes Sterne und das Schicksal der Teutschen zu beseufzen, denen durch die Gewinnsucht der Verleger beynahe von jedem guten ausländischen Buche in möglichster Eil eine elende Uebersetzung aufgelogen wird, welche eben darum elend ist und seyn muß, weil man sie von den wohlfeilsten unter den schmierenden Taglöhnern, und so hastig verfertigen läßt, daß ein guter Uebersetzer noch am ersten Capitel des Buchs arbeitet, wenn der hungrige Taglöhner bereits mit dem ganzen Werke fertig ist. W.

VI.

Mathematische Wissenschaften.

1) Friedrich Wilhelm Marpurgs, Königl. Preußischen Kriegsraths, Anfangsgründe des Progreßionalcalculs überhaupt, und des figürlichen und combinatorischen besonders, wie auch des logarithmischen, trigonometrischen und Decimalcalculs. Nebst der Lehre von der Ausziehung der Wurzeln und der Construction der eckigten geometrischen Körper. Mit 44 Kupfertafeln. Berlin und Stralsund, bey Langen 1774. 618 Seiten in 8.

Hier sind nicht allein die Anfangsgründe, sondern auch viele Geheimnisse und Schwierigkeiten der arithmetischen und geometrischen Progreßionen, ohne Buchstabenrechnung, so lichtvoll und faßlich dargestellt und entwickelt, daß selbst Layen in der Mathematik, wenn sie nicht ohne alle Empfänglichkeit für diese Wissenschaft sind, den Verfasser, der schon in seinen schätzbaren musikalischen Werken Proben seiner mathematischen Kenntnisse geäußert, verstehen, ihm nachdenken und nachrechnen können.

2) J. L. Rostens — Astronomisches Handbuch, verbessert und vermehrt von D. G. F. Kordenbusch ꝛc. Nürnberg, auf Kosten der Monathischen Buchhandlung 1773. 327 Seit. in 4. mit 3 Kupfern.

Hiermit endigen sich die astronomischen Aufgaben des seel. Rost, welche auch solchen, die nicht

ex professo Astronomen sind, sehr willkommen seyn müssen, besonders bey der Menge von Berichtigungen und neuern Erfindungen und Aufgaben, die Herr Kordenbusch hinzugesetzt hat. In einem vierten Band will dieser geschickte Mann die erweiterten Deklinations- und Ascensionstafeln, das neue Sternverzeichniß, die Tabellen der Weite vom Auf- und Untergang für verschiedene Polhöhen, und noch andre astronomische Herrlichkeiten, mittheilen.

VII.

Kriegswissenschaft.

1) *Mémoires historiques et critiques sur plusieurs points d'antiquités militaires. Par M. Charles Guischardt, nommé Quintus Icilius, Colonel d'Infanterie, au service du Roi de Prusse, et Membre de l'Academie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Berlin.* A Berlin, chez Haude et Spener 1773. 4. Vol. in 8.

Für die Liebhaber der feinern Taktik ein sehr schätzbares Werk! Der Verfasser ist schon als gründlicher Kenner der alten und neuen Kriegswissenschaft aus seinen Memoirés militaires sur les Grecs et les Romains bekannt, die im J. 1758 zu Haag in 2 Quartbänden erschienen sind. In diesem neuen Werk hat er eine Menge von militarischen Alterthümern, aus denen für die heutige Kriegswissenschaft noch immer viel zu lernen ist, durch seine seltene Kenntniß der Geschichte, Chronologie und Geographie erörtert, und durch genau und sauber

sauber gestochene Landcharten und Plane deutlich gemacht. Vorzüglich ist der in den ersten Bänden beschriebene und beurtheilte Feldzug des Jul. Cäsar gegen die Pompejaner in Spanien. Man findet hier viele neue, wie auch alte, aber deutlicher ausgedrückte Bemerkungen über die römischen Schlachtordnungen, Märsche, Anlegung der Magazine, Ausstellung der Posten, Lager ꝛc. Die Geschichte der bürgerlichen Kriege unter den Römern vor und zu den Zeiten des Julius Cäsars, erhält durch die kritischen Untersuchungen des Verfassers viel neues Licht.

2) *Regles et principes de l'art de la guerre, des Meilleurs auteurs qui ont écrit sur cette science, recueillies par G. R. Faesch, Colonel des Ingénieurs au service de Saxe, etc. Tome troisiéme, contenant l'attaque des places.* A Leipzig, chez les heritiers de Weidmann et Reich 1773. gr. 8.

Schon aus den ersten Theilen weiß man, daß dieser Verfasser alles, was einem Officier für seine Theorie nöthig ist, aus den besten Schriftstellern über die Kriegskunst, ordentlich und faßlich zusammengetragen und vereiniget hat; hier und da findet man auch eigene Erfahrungen und Regeln. Bey der Ausarbeitung dieses Theils, der vom Angriff fester Plätze sehr umständlich handelt, hat er sich nicht blos an den Vauban und an den daraus gezogenen und besser eingerichteten le Blond gehalten, sondern noch über zwanzig andre Schriften zu Rathe gezogen, und das Brauchbare daraus mitgetheilt.

VIII. De-

VIII.

Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissenschaften.

1) Die Landwirthschaft und deren Verbesserung aus eigenen Erfahrungen beschrieben, von Herrn Johann Gottlob von Schönfeld, Gothaischen Landkammerrath. Leipzig, bey Breitkopf und Sohn 1773. 350 Seiten in gr. 8.

Eine Menge von Vorurtheilen und Misbräuchen beym Feldbau findet man hier bestritten und durch eigene Erfahrung zunichte gemacht. Eigene Erfahrungen, sagen wir; denn der Hr. v. Schönfeld schreibt seine Vorgänger nicht aus; und, wenn er auch mit ihnen zusammentrift, so entdecket man doch gleich den Landwirth, der selbst beobachtet, und dadurch die Bemerkungen anderer desto mehr bestätiget. Die hier mitgetheilten Erfahrungen betreffen fast alle Zweige der Landwirthschaft, den Ackerbau, das Zugvieh, die Schaafzucht, die Teiche, die Pferdepflege, die Waldungen, die Jagd ꝛc. Der Hr. Verf. eifert sehr wider das flache Pflügen.

2) Briefe über die Polizey des Kornhandels, herausgegeben von H. L. W. Barkhausen, Königl. Preuß. Kriegs- und Domainenrath. Lemgo 1773. 176 Seiten in 8.

Ein kleines aber sehr lesens- und überlegenswürdiges Buch über einen der wichtigsten Gegenstände, das sich durch gesunden Verstand, praktische Einsichten, gute Beobachtungen, Vorsicht in den daher gezogenen Inductionen, Deutlichkeit des

Vortrags,

Vortrags, und eine dem Herzen des V. Ehre machende Wärme jedem patriotischen Leser empfiehlt. Wir sehen es als ein heilsames Gegengift gegen gewisse bekannte Schriften an, worinn man uns, aus sehr subtilen Gründen und mit sehr scharfsinnigen Paralogismen, eine allgemeine unumschränkte Freyheit des Kornhandels, als das unfehlbarste Mittel, Theurung und Mangel in jedem Lande unmöglich zu machen, angepriesen hat. Hr. B. ist durch seine Betrachtungen und Ueberlegungen auf manche wichtige Bemerkung gekommen, welche jenen Metaphysikern entgangen zu seyn scheint; und überhaupt ist vorzüglich an seiner Schrift lobenswürdig, daß er sehr gut gezeigt hat, wie wenig allgemein brauchbares sich über solche Gegenstände festsetzen lasse, wie viel dabey allenthalben auf die besondere Localumstände und Verhältnisse ankömmt, und mit wie vieler Klugheit man bey jedem Mittel, wodurch man Böses verhüten will, zu Werke gehen muß, damit nicht (wie oft geschieht) die Arzney mehr schade als die Krankheit. V.

3) P. N. Sprengels Handwerke und Künste in Tabellen. Mit Kupfern. Bearbeitung des Pflanzenreichs. Fortgesetzt von O. L. Hartwig. Eilfte Sammlung. Berlin, im Verlag der Realschule 1773. 20 $\frac{1}{2}$ Bogen in 8, nebst 6 Kupfertafeln.

Eben so faßlich und genau, wie die vorhergehenden Theile! Nach einer Beschreibung der wichtigsten Holzarten wird die Arbeit des Zimmermanns, des Schiffszimmermanns, des Stellmachers, des Stuhlmachers, des Korbmachers, des Flügelmachers, des Lautenmachers und des Orgelbauers so vorgestellt, daß auch Layen in diesen Handthierungen sich deutliche Begriffe und hinreichende Kenntniß davon verschaffen können.

4) Lehr-

4) Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Hauswirthschaft des Hohenlohe-Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell, von Joh. Friedr. Mayer, Pfarrer zu Kupferzell. Nürnberg, bey Zehe 1773. 8.

Durch unermüdlichen Fleiß hat es dieser berühmte Landwirth bey seinen Pfarrkindern so weit gebracht, daß sie bey der letzten Theurung viele tausend Malter Getraid überflüßig hatten und andern damit aushelfen konnten. Wie dieses zugegangen und was überhaupt nach vielen Erfahrungen als vortheilhaft für den Ackerbau befunden worden, wird hier mit vieler Deutlichkeit erzählt. Am meisten bauet Hr. Mayer auf die von ihm erfundene Gipsdüngung, wozu sogar eigene Mühlen angelegt sind, von denen eine Zeichnung geliefert wird.

5) Abhandlungen aus dem Finanzwesen, von C. F. Hugo. Berlin. 1774. 398 S. in 8.

Ein neuer Schriftsteller in einem Felde, dem man nicht genug Anbauer und Beobachter wünschen kan. Ein heller Kopf, der mit Beurtheilung gelesen und mit Scharfsinn selbst gedacht hat, und ein guter Vortrag, unterscheiden ihn auf eine sehr vortheilhafte Art, und machen uns begierig, auch andre Gegenstände der Finanzwissenschaft von ihm abgehandelt zu sehen. Gegenwärtig sagt Hr. H. seine Gedanken über das Theoretische in den Finanzwissenschaften, und über die Monopolien. In der ersten Abhandlung erklärt er sich freymüthig über die Mängel der ehedem, und zum Theil noch, gewöhnlichen Lehrart der zur Staats-Oekonomie gehörigen Wissenschaften, bezeichnet den Umfang derselben, zeigt was zu einem

akade-

akademischen Lehrer derselben, wenn er dem Staate nützliche Cameralisten bilden solle, erfodert werde, und beurtheilt einige in dieses Fach gehörige Lehr-Bücher, besonders die von Justi, Stewart, und Sonnenfels. In der Abhandl. über die Monopolien scheint uns Hr. H. eine böse Sache so gut als möglich, wiewohl zuweilen mit Waffen, deren Schwäche er selbst fühlen muß, zu vertheidigen; aber wenigstens gebührt ihm das Lob, daß er diese sehr verwickelte Materie wohl auseinander gesezt, und die mannichfaltigen Cautelen und Einschränkungen, unter welchen allein, selbst in den angegebenen besondern Fällen, Monopolien unschädlich, oder (seiner Meynung nach) dem Staat sogar nützlich seyn können, mit einem Scharfsinn angegeben, welche der Güte seiner Sache weniger Ehre macht als seinem Kopfe. Die angehängte Uebersetzung des zweyten Buches von Aristotelis Oekonomik wird dadurch interessant, weil man daraus sieht — was man freylich ohnehin zu vermuthen Ursache hatte, — daß die Kunstgriffe unsrer neuern Finanzmeister im Jahrhundert Alexanders so unbekannt nicht gewesen sind. W.

IX.

Naturlehre und Naturgeschichte.

1) Der Naturforscher. Erstes Stück. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer 1774. 294 Seiten in gr. 8., ohne die Vorrede von 1 Bogen.

Aus der, in der Mitte des vorigen Jahrs, geschehenen Ankündigung dieser periodischen Schrift schöpfte man schon ein günstiges Vorurtheil für ihre Ausführung. Der Nahme des Herausgebers und vornehmsten Mitarbeiters, Hrn. Hofraths Walch in Jena, ließ schon nichts Gemeines erwarten. Daß man

ſich in dieſer Meynung keineswegs geirrt habe, lehret nun das erſte Stück, das meiſtens mit Originalaufſätzen geſchickter Männer angefüllt iſt. Hr. Göze in Quedlinburg, theilt den Anfang ſeiner mikroſkopiſchen Erfahrungen über die Eßigaale mit; Hr. Günther über die ganz weißen Vogel, welche von anders gefärbten Eltern anomaliſch erzeugt werden; Hr. Beckmann eine linneiſche Synonymie zu Kleins verbeſſerten Hiſtorie der Vogel; Hr. Kühn Anekdoten zur Inſektengeſchichte, von dem ſogenannten Heerwurm, und von der Raupe des Blauſchillers; Hr. Gmelin Beyträge zu der Würtembergiſchen Naturgeſchichte der ächten thieriſchen Verſteinerungen; Hr. Schroter eine Abhandlung von den Nautiliten der Weimariſchen Gegend; Hr. Walch eine Abhandlung von den Lituiten, und lithologiſche Beobachtungen; Hr. Paſt. Meineke eine Abhandl. von dem Mangel der würklichen Originale zu den Verſteinerungen; Hr. Konrekt. Meineke eine Anleitung für junge Inſektenſammler, mit Abſicht und Geſchmack zu ſammlen. Auſſerdem findet man noch Ueberſetzungen aus Hrn Sage chemiſchen Unterſuchungen, aus Hrn. Pennants Werken, aus den philoſophiſchen Transaktionen und aus dem Gentleman's Magazine. Vier ſchöne Kupfertafeln gehören zu dieſem Stück.

2) Vollſtändige Einleitung in die Kenntniß und Geſchichte der Steine und Verſteinerungen von Johann Samuel Schröter — Erſter Theil. Altenburg, im Richterſchen Verlag 1774. 424 Seit. in gr. 4., ohne die Dedikation und Vorrede.

Hr. Diakonus Schröter in Weimar, iſt als einer der vornehmſten Lithologen bekannt. Hier hat er mit dem mühſamſten Fleiß, den man ihm nicht genug verdanken kann, den Anfang eines neuen

Werks

Werks geliefert, dergleichen die Teutschen bisher nicht ausgearbeitet hatten, eine ausführliche und nach den größten Naturforschern klaßificirte Geschichte des Steinreichs. Jede Steinart ist hier umständlich beschrieben und alle Gattungen derselben mit der Hrn. S. eigenen Genauigkeit angegeben. Ueberall sind die besten Schriften der Ausländer und der Teutschen benutzt und angeführt, aber auch mit eigenen Bemerkungen des Verfassers durchflochten. Nach einer vorläufigen Abhandlung von den Steinen überhaupt handelt er in drey Abschnitten von den ganz- halb- und un-durchsichtigen Steinen, und von den mannichfaltigen Gattungen einer jeden Art. Zu dem 2ten und 3ten Band, worinn alle Versteinerungen sollen vorgelegt werden, kommen viele Abbildungen derselben nach lauter Originalzeichnungen, größtentheils nach Stücken aus dem sehr beträchtlichen Herzoglichen Naturalienkabinet zu Weimar, das unter Hrn. Schröters Aufsicht steht.

3) Ausführliche Nachricht von neu entdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere, und den sie enthaltenden, so wie verschiedenen andern denkwürdigen Grüften der obergebürgischen Lande des Marggrafthums Bayreuth, von Joh Friedrich Esper. Nürnberg, bey Georg Wolfgang Knorrens sel. Erben, 1774. 144 Seiten in gros Folio, nebst 14 illuminirten Kupfertafeln.

In einigen sehr großen Höhlen bey Makas, Muggendorf und Gailenreuth findet man eine fast unglaubliche Menge von Knochen unbekannter vierfüßiger Thiere, die Hr. Esper in diesem Werke umständlich und fleißig beschreibt. Nach einigen vorläufigen Nachrichten schildert er die äussere und innere Beschaffen-

Kleidertheil der Israelitischen, sowie die in den Hebräischen gebräuchlichen Redensarten. Das Ganze ist mit drey Tabellen versehen, welche einen Grundriß der Stiftshütte, die Form der Priesterkleider, und die Abbildung der Opferthiere vorstellen, und vermöge einer sinnreichen Vorrichtung, auf einmahl in einander gelegt werden können.

4) Urban Friedr. Benedikt Brückmann, der Heilwissenschaft Doctor, und Herzogl. Braunschw. Hofmedicus, Abhandlung von den Pestilenzen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, im Verlag der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung. 1773. 4½ Bogen in 8.

Da sich Herr Arzt bey Verfertigung seiner Schrift gewiß genau vorgeschrieben hat, was für Dinge der Verfasser besitzen müsse, die von den Pesten schreiben wollen: so können wir ihm gelehrt, daß er gedachtes Vorgeschrift nicht verfehlet, sondern daß auch diese zweyte Auflage seinem Verfasser alle Ehre mache, und man daraus sehen kann, daß er seine Sache recht gut verstehe.

X.

Grammatik, Philologie, Kritik.

1) G. J. G. Grotch, Predigers zu Helbersdorf, Versuch einer vollständigen Grammatik

mung der gleichbedeutenden Wörter der teutschen Sprache. Dritter und lezter Theil. Frankfurt an der Oder, verlegts C. G. Strauß, 1773. 1 Alph. 15 Bog. in 8.

Wir vereinigen unsre Stimme mit dem günstigen Urtheil aller Kenner, dieses vortrefliche Werk unsers teutschen Girard, (wenn anders Hr. Stosch, der uns in dieser mühsamen und schwierigen Arbeit mehr philosophischen Verstand und Forschungskraft gezeigt zu haben scheint, als der Franzos, bey diesem Namen nicht verliehrt) allen Teutschen, die ihre Sprache gründlich verstehen lernen wollen, und besonders jungen Schriftstellern, zum Gebrauch bestens anzupreisen. In diesen drey Theilen scheint Hr. Stosch die Materie von den teutschen Synonymen ziemlich erschöpft zu haben; nun sollte auch noch ein Obersachse, ein Franke oder Schwabe, ein Westphälinger und ein Schweizer seine Arbeit mit kritischen Augen durchgehen, und jeder aus seinen Provinzialismen Zusätze sammlen und bekannt machen; dann etwan noch zulezt ein alle grammatische Winkel durchschauender Sprachgenie, alle diese Materialien prüfen, das Ueberflüßige absondern, und das Brauchbare zu einem harmonischen Ganzen verarbeiten!

2) *Oratorum graecorum* volumen octauum, *tenens Lesbonactis, Herodis Attici, Antisthenis, Alcidamantis et Gorgiae Leontini reliquias, quibus accesserunt, praeter alia multa, Io. Taylori prolegomena ad Demosthenem, Hieronymi Wolfii vita ab ipsomet conscripta, et Gregorii Metropolitae Corinthi expositio in Hermogenis librum* περὶ μεθόδου δεινότητος. *Curauit, et olim inedita prodidit* Io. Iacobvs Reiske. Lipsiae 1773. 2 Alph. 15 Bogen in 8.

Bey so vielen abschreckenden Hindernissen hat doch Hrn. Reiskens Enthusiasmus für die Beförderung der alten Litteratur, mit Aufopferung eines Theils seines eigenen Vermögens, obgesieget. Vielleicht daß dieser Umstand, und die unstreitigen Vorzüge seiner Sammlung griechischer Redner, noch einige Mäcene zu seiner Entschädigung erwecken, oder doch wenigstens die unverantwortlich zurückhaltenden Subscribenten zur Abholung ihrer Exemplare reizen. Sie haben nun in diesen acht Bänden alle Denkmale und Muster des großen Demosthenes und die Ueberbleibsel der übrigen attischen Redner beysammen, die unsre Juristen mit mehr Nutzen und mit gewisserer Aufklärung ihrer Köpfe, wenn diese nicht schon durch die Pandektenritter verdorben sind, studieren würden, als die Hermanne und Hoppe. Die kleinern attischen Reden sind durchgehends mit Hrn. Reiskens und andrer berühmter Philologen Anmerkungen und Abhandlungen ausgerüstet; der in den beyden ersten Bänden abgedruckte Demosthenes ist es nicht; aber dafür werden ihm nun noch drey bis vier besondere Bände gewidmet werden, die als ein für sich bestehendes Werk, unter dem Titel: *Apparatus criticus ad Demosthenem*, aber auch als eine Fortsetzung der acht Bände der Oratorum graecorum, gekauft werden können. Wolfs, Taylors, Reiskens Anmerkungen über den Demosthenes; Varianten, Register, Dionysens kritische Schriften über den Demosthenes; vielleicht noch andre Hülfsmittel zum Verständniß des Vaters der gerichtlichen Beredsamkeit, sollen darinn geliefert werden. — Die auf dem Titel des achten Bandes verschwiegene Stücke sind: Dionysens Nachricht vom Dinarch; Ruhnkens kritische Geschichte der attischen Redner; Reiskens lateinische Uebersetzung der Reden Antiphons und Andocides; Glossarium über die im 4ten Bande stehenden Reden Dinarchs, Lykurgs und Andocides; Hauptmanns Programmen über den Andocides.

3) Ver-

3) Versuch eines vollständigen grammatisch kritischen Wörterbuches der hochteutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberteutschen. Erster Theil von A—E. Dem noch beygefügt ist des Hrn M. Fulda Preisschrift über die beyden teutschen Hauptdialekte. Leipzig, verlegts Bernh. Christoph Breitkopf und Sohn, 1774. Das klar gedruckte Wörterbuch füllet 5 Alphab. die Vorrede 2 und die Preisschrift 8 Bogen, in groß Quart.

Hier wäre also doch endlich auch der Anfang einer vollständigen nach dem Alphabet geordneten grammatischen Sammlung teutscher Wörter. Die Vorgänger des Verfassers sind dem, der dieses schreibt, nicht unbekannt; er getrauet sich daher getrost behaupten zu können, daß dieses neue Werk, wenn die beyden andern Bände diesem ersten gleich sind, oder ihn gar übertreffen, einen hohen Grad der Vollkommenheit an sich trage, und sich über alle ähnliche Produkte erhebe. Ganz vollkommen kann es freylich noch nicht seyn: aber wer wird auch von einem einzigen Manne — es ist Hr. Rath Adelung in Leipzig — so viel fordern? Er sagt auch selbst, daß er seine Arbeit, in allem Betracht, für weiter nichts, als für einen Versuch ausgeben könne. Mit Bequemlichkeit kann nun jeder Verehrer unsrer Muttersprache dabey schreiben und darzu tragen, und bey einer neuen Auflage diese Beyträge großmüthig hinschenken. Der fehlenden Wörter dürften wohl nur wenige seyn. Besonders hat der Verfasser auf die Kunstwörter von allen Gattungen und auf ihre Erklärungen fleißig Rücksicht genommen; die Bedeutungen der Wörter sind, so

weit der Anzeiger gerüft hat, gut geordnet, obgleich nicht immer vollständig; die Beyspiele aus prosaischen und poetischen Schriften — unter den lezten sind die meisten neuesten genuzt — mit kluger Auswahl angebracht; die Etymologien nach den besten Mustern mitgetheilt. Freuen müsse sich diesemnach jeder Patriot, daß Gottscheds höchstmageres Werk nicht zu Stande und ans Tageslicht gekommen ist! In der Vorrede handelt Hr. Adelung von den verschiedenen Mundarten der teutschen Sprache, und schärft seinen Lesern ein, daß dieses Werk hauptsächlich der hochteutschen Mundart gewidmet sey. Unsre Gränzen sind viel zu eng, als daß wir unsre bey der Durchsicht gemachten Anmerkungen oder Kritiken mittheilen könnten, und wir müssen daher nur noch erinnern, daß die von der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Abhandlung des Hrn. M. Fulda auch einzeln zu kaufen ist. Zum völligen Verständniß derselben wird eben das im vorigen Band des Merkurs angekündigte Wurzellexikon dienen, unter dem man sich hoffentlich kein Wörterbuch, wie das Adelungische, denken wird. Die Werke beyder Gelehrten sind so verschieden, wie reine und angewandte Mathematik.

XI.

Uebersetzungen aus fremden Sprachen in die Teutsche.

1) **Wilhelm Craigh's, Doctors der Gottesgelahrheit, Versuch über das Leben Jesu Christi, nach der zwoten verbesserten und vermehrten Ausgabe, aus dem Englischen übersezt. Zürich, 1773. 247 Seiten in 8.**

Die

Die vornehmste Absicht des Engländers, den Charakter des Heilandes, aus den in der Geschichte seines Leidens erzählten Handlungen, zu entwerfen, ist, wie uns dünkt, glücklich erreicht. Da alles sehr faßlich vorgetragen und die Uebersetzung größtentheils gut ausgefallen ist, so verdient diese Erbauungsschrift eine desto stärkere Empfehlung.

2) **Herrn Karl Bonnets Abhandlungen aus der Insektologie; aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von Joh. Aug Ephraim Götze, Pastor bey der St. Blasii Kirche in Quedlinburg. Halle, bey J. J. Gebauers Witwe und Joh. Jak. Gebauer, 1773. 1 Alph. 6 Bogen in gr. 8. Mit Kupf.**

Nicht allein gut übersetzt, sondern auch von dem Uebersetzer, der selbst kein gemeiner Naturforscher ist, mit Anmerkungen und mit einem Anhang eigener Beobachtungen über mikroskopische Gegenstände und verschiedener neuen Entdeckungen begleitet. In der Vorrede liefert er eine kurze aber gründliche Entdeckungsgeschichte der Vergrösserungsgläser. Sonst ist bekannt, daß das schon vor dreyßig Jahren herausgekommene Original kein System der Insektologie ist, sondern nur einzelne mit dem größten Fleiß angestellte Beobachtungen über die Blattläuse und über die Reproduktion zerschnittener Würmer des süssen Wassers, enthält.

3) **Allgemeine Abhandlung von den Fischereyen, und Geschichte der Fische, die dadurch verschafft werden, und die sowohl zum Unterhalte der Menschen, als zu vielen andern Arten von Gebrauche dienen,**

der Stadt und der Klöster und des Landes bezahlen. Von Getreid 36 Gamel, die Gamel zu 4 Malter und Getreid 24 Malter, Mehr zu Fuhrwerkten. In dieser Uebereinkommen mit Meinem Kurprinzen und sämtlichen Ständen. Gegeben zu Dresden den 27. Januar 1723. Als Zeugen. Als Pfalzherr zu Sachsen.

Diese gantze Uebereinkunft habe zum Zeugen und Bestätigung mit meiner Kurprinzen und den Ständen unterschrieben und besiegelt worden, damit solches desto mehr Kraft und Macht haben möge. Ein gleiches Siegel ist auch dabey, und ist unterschrieben: Unter Churfürstlichen Secret. Und ist unterschrieben: Unter Churfürstlichen Secret. Als Kurprinz ist bey dem Churfürstlichen Churfürstlichen Secret. Und ist unterschrieben: Unter Churfürstlichen Secret.

4) Des Herrn Grafens, H. A. Ingenieurs etc. Verfolgungsschrift an Seine, seinen neuen Dienstherrn, betreffend, und das Verfassen der Vorgeschrieben Schrift.

Dresden, 1723. 8.

Das Buch enthält viel interessante Nachrichten über die Belagerung von Stralsund, die Er in Aufsätzen [illegible] meine Dienste [illegible] und bei der Stralsunder und Deutschen Stralsunder Canons und [illegible]

5) Von Renatus Prosper Lassine, Marquis und Präsident der Compagnie [illegible]

tion von Dr. Marr, und vornehmlich Verfaſſer des neuen Lehrgebäudes der Diplomatik, Geſchichtsſchreiber der Congregation von St. Maur, Benedictiner-Ordens, verewiget man das Andenken der Schriftſteller am beſten, die ſie ihren Urheberen von Zeit zu Zeit aufgezeichnet, und herausgebracht, nicht den Urheberen der ihnen darüber, ihrer Bedürfniſſe, vielen handſchriftlichen Werke. Aus dem Franzöſiſchen des Cavelier Desgen. Erſter Band. Frankfurt und Leipzig, bey Esslinger 1775. 624 Seiten in 8.

Für die gründlichen Gelehrten und Liebhaber der Geſchichte, und ihrer Hülfswiſſenſchaften, iſt dieſes Buch ein Geſchenke, welches ihnen Freude bringen wird. Es enthält die Lebensgeſchichte der Männer, die in gelehrten Sachen einen, gewiſſen Ruhm haben. Wer die Gelehrten aus den Churfürſten, Fürſten, Bischöfen, Aebten, Prälaten, Canonicis, Doctoren und einer Menge anderer — — —

Collegii zu Oxford. Nach der französischen Ausgabe ins Teutsche übersetzt. Greifswald, bey Röse, 1773. 2 Alph. 17 Bogen in 4.

Auch dieses Werk, das voll von Neuigkeiten aus der asiatischen Geschichte und Litteratur ist, war der Uebersetzung würdig. Sie hat noch Vorzüge vor dem Original und der französischen Uebersetzung, indem einige Nachrichten aus Hrn. Niebuhrs Papieren beygefügt sind. Hrn. Prof. Gadebusch in Greifswalde hat man die Uebersetzung zu danken.

7) Des Vaters (richtiger: Paters) Josephs Torrubia, ehemaligen Archivars und Geschichtschreibers des ganzen Franciscanerordens und Mitgliedes der Mission von Mexico, Vorbereitung zur Naturgeschichte von Spanien. Mit vierzehn Kupfertafeln versehen, welche viele Foßilien vorstellen, die in den spanischen Ländern verschiedener Welttheile gefunden werden. Aus dem Spanischen übersezt, und mit Anmerkungen begleitet, nebst Zusätzen und Nachrichten, die neueste portugiesische Litteratur betreffend; von Christoph Gottlieb von Murr. Halle, bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer, 1773. 22 Bogen in 4.

Obgleich dieses Werk voll von Vorurtheilen und Irrthümern ist, so war es doch, wegen mancher unbekannten Nachrichten, gegen die man aber stets ein kritisch Mißtrauen hegen muß, weil der Verfasser mit aller Leichtglaubigkeit eines Mönchs gearbeitet hat, einer Uebersetzung würdig. Diese war schon lang angekün-

geſtiegen. Es war aber auch nicht beſſer anzuſehen, mit der beſtändigen und immerwährenden Anwerbung der Soldatenſeelen weniger; der Commissair in der Werbe- und Depositen-Cas Sporckiſchen hat in Zeit von 3 Jahren, von den andern Commissairs, die da unter Hannoverſcher Botmäßigkeit ſtehen, nicht zu gedenken, 1500 Mann Recruten geworben, als er nämlich von dem Anfange des Krieges ihre Anzahl hinein gerechnet. Es kam endlich Ernſt, es wurden von den Hannoverſchen Truppen drey Regimenter cassirt. Es kam ferner Ernſt, es wurden 3 Regimenter und 2 Bataillons aus den Ländern des Churfürſten nach Engelland geſchickt. Es kam Ernſt, es kam 30 Mann Recruten dazu. Es kam 1754 geſchwinde Ordonnanz in die Lüneburgiſche Lande, daß die Regimenter, welche ehemalen die Hannoverſche Stadt, da noch eigenes Recht war, aus dem Lande ziehen, 2 Mann Recruten dazu bekommen.

2) Herr Pfarrer Abt zu Steinfurt und Ehrenmitglied des beiden Burde-Geſellſchaft des Ehrenmannhaften Rechts hat ſeinen Hochgeehrten Tod am Dreyfaltigkeit Sonntag den 1740. Jahrs in ſeinem 68ſten Jahre, Apoplexi delicata Regis, plötzlicher Schlag. Hamm 1. Sp. 2. Blatt am Fuße, weniger Zeilen. Steinfurt, Petri, 1774. 68 Seiten in gr. 8. ohne die Dedication und Vorrede und Inhaltsanzeige.

Dieſe ansehnliche Zahl von drey Dutzenden Herr Geſellenbrüder, Mitbrüder und Mitgenoſſen der Burſchaft. Er war in dem ganzen Lande

dung des Originals verstehen kann, gut genommen; aber er scheint mehr Dank verdienet, wenn er uns die Ursachen angezeigt hätte, warum diese Stellen nun so verdorben und unverständlich, und wo sie von den gebrauchten Schriftstellern vorgetragen und angeführet seyen. Denn wenn man diese Stellen nur auch nur ein einzigen Exemplare, so wie Briefe, Briefe und Anmerkungen von den Kritikern zu erlangen und mitzutheilen. Dieser wäre doch einiger Dank vor der Bemühung Gelehrter Personen (*).

9) Briefe eines Italiäners über eine im Jahr 1771 ausgefallene Nacht nach Neapolitanischem Kalender. Aus dem Italiänischen übersetzt. 1774. 176 Seiten in 8.

Die nothwendige Zeit wird neben Lesung und Betrachtung gefordert zu werden.

XII.

Vermischte Anzeigen.

1) Den Liebhabern, welche die Herausgeber der Hamburgischen Nachrichten, worinnen geistliche, eine Zeitlang Herrn Lessingen und den Anfang der Schauspielerin Herrn Schröders ausgearbeitet haben, noch nicht besitzen sollten, sind, nachdem der Vorrath vergriffen, die Exemplare wieder zu haben.

(*) Und habe jedes noch, besonders Demokritus Abderitus, sie bei seinen Lebzeiten, oder auf seinem Todtenbette, seinen Verwandten Rath, wo sie hin sollen die Todten, damit man nicht sagen könne, es sey ein Todter, der andere Todte begraben.

Buchstaben zu verfolgen, zum Beyspiel Schlachtfelder, die vorzüglich in Frankreichischen Chronicken so oft vorkommen, und wo man sich, ohne Karte, nicht zu finden vermöchte, die also ohne Karte nicht verständlich seyen, abgesehen werden soll. Demungeachtet, sollte sie vermuthlich nicht zu viel von den Lesebegierigen seyn. Zudem, 15 oder, 20 Exemplare werden wohl, mehr, nicht, gedruckt, als Hr. Schneider selbst, bedarf.

c) Der dritte Vorschlag Jacobi in Schneiders Brief, in einem kleinen Programm, eine Art von neuem Musäum, unter dem Namen Zeit, herauszugeben; ein Journal, welches er den kleinen Gelehrten so unentbehrlich machte, und das ganz, und gar, nicht vor sein, mit Gemeinnützigen Beiträgen von Gelehrten, die sich nicht nennen, und nicht nennen wollen, angefüllt werden könnte, und das man nach und nach der Erziehung eines Gelehrten anpassen, damit der Eltern und Lehrer, und so lieberwindlichen Schwierigkeiten gänzlich entfernen könnte. Dies letztere vermöchten Mehr als viel vermittelst des Nachdenkens von Jacobis Gaben, und Absichten, herauszubringen. Ich will nur einige Vorschläge machen, wie solche Blätter Journal der Erziehung der Eltern, und Lehrer, zu Stande kommen, und der Zweck der Absicht am Besten, und Vollständigsten, erreichet werden könnte.

α) Über die verschiedenen Aufsätze der verschiedenen Lehrerungen von Schulpersonen theoretischen Werken, die sie bey Lehr, und Schulbüchern, Methodenbüchern, besser hilf, leiter, den Grundsätzen nach, die besten ohne Fehler, in Absicht Methodenbücher sind leicht thun. Die Wahl der Aufsätzung einer solchen Lehrerungen kann jeder Lehrer, und Erzieher thun, und sie bey den, Frey Erfindungen, in Verschiedenen, von Gelehrten, in Absicht der Lehrer, und Erzieh, in der ungleichen Classen, an den Tag

Beleſenheit in den kritiſchen Schriften der Engländer rühmliche Proben abgelegt, und nicht erſt ſeit ehgeſtern ein beſonders Studium aus Shakeſpears Werken gemacht hat. Dieſe neue Ausgabe ſoll durch die noch unüberſezten Stücke und durch kritiſche Abhandlungen eine Vollſtändigkeit erhalten, welche ſie den Liebhabern der ſchönen Litteratur deſto ſchäzbarer und unentbehrlicher machen wird. W.

4) Eine ſchwere Krankheit, welche den Verfaſſer des Iournal de Lecture, im verwichnen Octobet zu Paris überfallen, und wovon er noch nicht ganz hergeſtellt iſt, hat ihn in die Unmöglichkeit geſezt die erſten ſechs Stücke ſeiner Sammlung zur beſtimmten Zeit zu liefern. Als er hierauf beſchloſſen ſeinen Subſcribenten wenigſtens den erſten Theil im Jänner zu übermachen; und ihnen darinnen zu melden, warum die übrigen fünfe erſt im März nachfolgen würden, mußte ſich ein unvermuthetes Hinderniß der Ausführung auch dieſes Vorhabens entgegen ſetzen. Dieſemnach ſieht der Verfaſſer des Iournal de Lecture ſich in die unangenehme Nothwendigkeit geſetzt durch öffentliche Blätter bekannt machen zu laſſen, daß die erſte Ausgabe ſeiner Sammlung bis nächſtkünftigen März verſchoben bleibe. Denjenigen Subſcribenten, welche über dieſen Aufſchub etwa ungehalten ſeyn möchten, ſteht es frey ihr genommnes Engagement von ihren Collecteurs zurückzufodern.

Auf Exemplare des Iournal de Lecture zu 18 und 12 Livres wird man ſich hinführo zu allen Zeiten abonniren können. Paris, den 24ſten Dec. 1773.

* * *

5) Der jüngere Hr. Richter in Altenburg macht ſich ein wahres Verdienſt um unſer Publikum, dadurch, daß er uns Nachdrucke von den beſten neuen Engl. Werken, die an Schönheit des Papiers, Eleganz und Correction des Drucks den Originalen theils im mind-

ſten

ſten nicht weichen, theils auch ſie noch übertreffen, und in Anſehung der Preiße um ein Beträchtliches wohlfeiler ſind, als die Originale; wenigſtens in Teutſchland. Von den bereits gelieferten Werken, können wir folgende mit dem größten Beyfall anzeigen:

1) Yorick's Sentimental Journey. in 8vo.
2) Gay's Fables. in 8vo.
3) The life and Opinions of Mr. Triſtram Shandy. 6 Voll. in 8vo.
4) Four Poems. in 8vo.
5) Eſſays by Dr. Ol. Goldſmith. in 8vo.
6) A Collection of English Plays.

6) Einen Irrthum zu berichtigen, müſſen wir anzeigen, daß der Entwurf des Ballets, Scipio der Afrikaner, (S. Merkur. 3 B. S. 202.) welcher im 5ten Stück der gel. Frauenzimmerzeitung, wir wiſſen nicht warum, dem Hrn. Noverre, zugeſchrieben wird, nicht Hr. Noverre, ſondern Hr. Bertuch in Weimar zum Verfaſſer habe, und eben daſelbſt an des Prinzen Conſtantins Durchl. hohen Geburtstage, im vorigen Jahre, zum erſtenmale aufgeführt worden ſey.

7) Der Hr. Sekretär, A. H. Baumgärtner, in Anſpach, hat durch eine gedruckte Nachricht bekannt gemacht, daß er ſich entſchloſſen habe, in Anſehung ſeiner ſchon angekündigten Sammlung merkwürdiger Ruinen des Orients, in 6 Bänden, ſich den Buchhändler Hauffe in Nürnberg zu aſſociiren, den Weg der Pränumeration zu verlaſſen, und die Liebhaber blos um ihre Subſcription zu bitten; als welche noch bis zur nächſten Oſtermeſſe offen ſtehen ſoll. Gleich nach ſelbiger ſoll der erſte Faſcikel davon, in gros Folio, erſcheinen. Wer die Subſcription verſäumt, muß $\frac{1}{2}$ Carld'or mehr zahlen. In Weimar nimmt der Herausgeber des T. Merkur Subſcription auf dieſes Werk an.

3) Die Gesinnung der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, als den Urheber und Erhalter unserer Glückseligkeit. Diese Gesinnung ist der eigentliche Grundcharakter der Tugendliebe, Heiligkeit des Herzens, und vollkommene Gottseligkeit. Sie ist die Quelle der Gottesverehrung, die aus ihr als ihrem Grunde hervorquillt.

Je reiner die Gesinnung der Verehrung, desto reiner ist auch die Verehrung selbst. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott.

Je reiner die Gesinnung der Verehrung, desto reiner ist auch die Verehrung selbst. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott.

Je reiner die Gesinnung der Verehrung, desto reiner ist auch die Verehrung selbst. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott. Die Verehrung, welche aus Furcht vor Strafe, oder aus Eigennutz, oder aus Heuchelei entspringt, ist keine Verehrung, die Gott gefällt. Sie ist nur ein Schein der Verehrung, ein Gräuel vor Gott.

VI.

Antworten
an unsre Correspondenten.

1) Der Herausgeber des Merkurs hat vor kurzem von einem Ungenannten aus Prag ein Schreiben erhalten, über welches er, aus Mangel eines andern Weges, sich hier öffentlich erklären muß. Der Ungenannte beginnt, wie natürlich, mit einer höflichen captatione beneuolentiae; und „da anbey (so fährt „er fort) Deroselben Teutscher Merkur mit vollkom„mensten Rechte gleichsam als ein Probierstein der „teutschen Auctorum genennt zu werden verdient: „solchemnach habe an niemanden andern als an „Ew. ꝛc. mich verwenden zu können vermeynet, um „damit der Progreß einer ausserordentlich monstrosen „Wochenschrift annoch bey Zeiten gehemmet wer„den möchte, welche hierorts in Prag seit dem 7ten „Januarii a. c. zur Schande unsers lieben Böhmer„landes herauskömmt. Ich bin gänzlichen der Mey„nung, Ew. ꝛc. würden zu unpartheyisch gesinnet „seyn, als daß Hochdieselben Sich durch die wieder„holten Elogen sollten verblenden lassen, mit welchen „man Dieselben in gedachter Wochenschrift, zu beste„chen, die leicht zu vermuthende Absicht zu haben „scheinet. Ich kann mir ohnmöglich in meinen Ge„danken fürstellig machen, welchermassen Dieselben „den neuherausgesuchten Stylum, in welchem einige „neuere englische Schriften, als ex. g. unter andern „das Mischmasch des Tristram Shandy, der sich so „nennender empfindsamer Reisen des Yoricks, und „unterschiedliche in Teutschland leider zusammenge„schmiedete Scartequen, als das Buch sub Titulo „M** R**, die Beyträge zur Geheimen Geschichte des „menschlichen Herzens und Verstandes, und noch eis„nige andere geschrieben seynd, in deren Classe aller-

Wochenblatt, Wochenblatt heißt, und wird nie heißen. Das mit Recht Wochenblatt Heißen heißen sollte, ist unter der Schriftform der Zeitung unter allerlei Menschen einiger Gedanken zu großen Ansehens, und unter andern Menschen zu Beyfalls gekommen, daß es, wenn es Beyfall und Ansehen hat, nothwendig Ansehen und Beyfall erhalten muß, und daß es, wenn es dieses nicht hat, nicht verdienen könnte, Ansehen und Beyfall zu erhalten. Ich will mich nicht weiter darüber erklären, denn ich bin ungewiß, ob ich meine Gedanken darüber, so wie sie mir vorkommen, jemand mittheilen könnte, ohne Jemand zu beleidigen. Ich will nur noch sagen, daß ich, wenn ich Herausgeber eines Wochenblattes wäre, mich nicht entschließen könnte, mich in Verbindungen einzulassen, die mir Zeit und Freiheit nehmen, bey welchen ich mich nicht ganz meinen Lesern widmen könnte, und bey welchen ich nicht ganz meine Leser zu meinen Zwecken brauchen könnte.

worden seynd; allermaßen 3tio) ein solches Verfahren, als mit einer unheilbaren Nullität behaftet, den Teutschen Mercurius alles seines Verdienstes und der ohnehin dissorts nicht angemessenen Befugsame, gleichsam ein Probierstein der teutschen Auctorum zu seyn, bey allen ehrlichen Leuten auf einmal verlustigen dörfte: als getröstet man sich abseiten erösterten teutschen Mercurii zu des Hrn. Anonymi und Committenten anwohnender billigmäsiger Gedenkensart, Wohldieselben bey solcher der Sachen Bewandtsamme, von obigem beschwerlichen Ansinnen freywillig abzustehen, und diesseitiges Kunstrichteramt mit derley in Rechten nicht begründeten peritis nicht weiters zu behelligen, von selbsten wohleinsichtlich bedacht und beflissen seyn werden. Sign. Weimar den 1 März 1774.

Uebrigens hätte sich der Anonymus in seinem Anliegen unmöglich schlimmer, als an den Herausgeber des Merkurs addreßiren können; als der nicht nur, bekannter maßen, ein eifriger Verehrer des englischen Originals von Tristram Shandy und Yoricks empfindsamer Reise ist, sondern überdies noch das Unglück hat, selbst Verfasser der Scarteque, Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, zu seyn, ja in der Verstockung schon so weit gekommen ist, einige Stücke dieser Scarteque, als: da sind, die Palmblätter des Abulfaouaris und die Auszüge aus dem Philosophen Tlantlaquacapatli, für das Beste zu halten, was er jemals gedacht und geschrieben haben mag. W.

2) Der poetische Brief, Fida in Elysium an ihren geliebten Lälius, ist zwar nicht ohne Schönheiten, und verräth ein aufkeimendes Talent, welches wir nicht ersticken möchten. Aber wir wünschten daß der Verfasser noch nicht daran dächte, seine Versuche dem öffentlichen Urtheil auszustellen. Wir empfehlen Ihm besonders die Bemühung, seine Gedanken in den wenigsten Worten auszudrücken, und seine

Gemählde mit wenigen aber desto stärkern Zügen auszuführen, mehr Rundung in den poetischen Perioden, mehr Musik in der Versification, mehr Aufmerksamkeit auf die genaueste Sprachrichtigkeit, und Vermeidung der sogenannten poetischen Licenzen, — am allermeisten aber der Reminiscenzen aus den Dichtern die er gelesen hat.

3) Schon vor geraumer Zeit ist dem H. ein Fragment eines Heldengedichts in Hexametren von einem Ungenannten zugeschickt worden. Der Verfasser vermuthet selbst daß dieses schon vor vielen Jahren aufgesetzte Stück eines unvollendeten Ganzen, in mehr als einer Betrachtung, nicht mehr in unsre Zeiten passe; und wir glauben, daß Er Recht hat. Einige Stellen hätten uns durch ihre Schönheit beynahe verführt; aber bey zwanzig andern — zupfte uns Apollo oder der gute Genius des ungenannten Dichters beym Ohre; und wir gehorchten der Warnung.

4) Von einigen andern eingesandten Versen wird man diejenige aussuchen, die sich über das Mittelmäßige erheben, und sie nach und nach einrücken, wenn es auch nur wäre, weil in einem Blumenstraus die schönsten Blumen dadurch gewinnen, wenn sie mit minder schönen gepaart sind.

W.

VII.

Politische Neuigkeiten.

Nach dem für Rußland nicht günstig beendigten Feldzuge, hat der Feldmarschal Romanzov sein Hauptquartier zu Jassy genommen. Der Graf Orlof, welcher sonst als Generalißimus auf der Flotte gedienet, ist nach der Armee abgegangen. Der General Bauer aber soll den Befehl der Kaiserin, unter dem Graf Romanzov zu dienen, verbethen haben.

Unterdessen hat nun, durch den Tod des Grosssultans Mustapha III., dessen Bruder Abdul Hamet, und nicht des Verstorbenen noch unmündiger Sohn, den türkischen Thron bestiegen; und man glaubt, daß der neue Sultan viele Neigung zum Frieden habe. Vielleicht ist dieser um so ehender zu hoffen, da Frankreich, solchen zu vermittlen sich ernstliche Mühe giebt, und Rußland von der, den Türken so beschwerlichen, Bedingung der zwey neuen Grenzfestungen abstehet. Unter den wichtigen Sorgen wegen eines so lang anhaltenden Krieges, vergißt die große Kayserin Catharina, denjenigen wichtigsten Gegenstand nicht, wodurch ihr Andenken der spätesten Nachwelt ehrwürdig seyn wird; ich meyne, die neue Gesetzgebung für ihr unermeßliches Reich. Sie bestimmt durch eine neuerliche Ukase den Deputirten, welche an dieser Gesetzgebung fortwährend arbeiten, ganz besonders aufmunternde Vorzüge und Freyheiten; sie bestimmt doppelte Straffe, als sonst in gewöhnlichen Fällen, demjenigen, der eines Verbrechens gegen einem der Deputirten schuldig befunden wird; und damit jedermann ihren geheiligten Charakter erkenne, so verstattet sie den Mitgliedern dieser Deputation ein gewisses öffentliches Zeichen zu tragen. Die vortreflichen Erziehungsanstalten, welche der Geheimde Rath von Betzkoy gemacht, und zu deren Fond derselbe einen beträchtlichen

Theil einem eigenen Verwalter nach den Ideen Schirach entgegen, haben den beiden Vormund. Schaften noch die Statthalter, Regierungs-Präsidenten, vorgesetzte, verabschiedete Generale beigesellt. Von allen diesen schätzbaren Rathgebern sind die beiden letzten noch am meisten entfernt, ihren Mündeln Schaden zu thun, weil sie ihre Stellen noch nicht aufgegeben haben. Der Vormund Dalberg hat ebenfalls seine Räthe einige, auch da sie Mitglieder des aufgelösten Corps der deutschen General Räthe geblieben, in der der Staaten des Fürstenthums Hanau eine Direktorialverwaltung mit zusammen Truppen gegen diese Verfügung.

Dalberg ist auf den neuen Thron seiner Vorfahren in Polen nicht so gut warm nieder bei den Nachrichten, welche wir aus Warschau haben. Es sieg, die Polnischen der den verbannten Fürst, und der Lehrjunge des Regens scheint Lust der neuen Regierungsform bereits Ruder verdrossen. Noch immer warten Alle darauf, was der Kaiser Napoleon mit Polen anfangen wird. Es ist nicht zu leugnen, daß die Polnischen Truppen, die Dalberg schon vor einiger Zeit von Frankfurt erhielt, die Polnischen Truppen haben sollten zu marschiren. Noch der am 20sten December vorigen Jahres zu Dresden erfolgten Publikation in den russischen Provinzialstaaten Polnischen Rechten und Provinzen, erhielt der Graf von Dresden Ordre, sich nach Warschau zu begeben, um dort seine Gesinnung als Gesetzgeber, und zum Besten Polens als Gesetzgeber, und zum Besten Polens als Gesetzgeber, und zum Besten Polens

horst, haben nur vier Tage ihrem neuen Landes-Herrn angehört. Diese kurze Regierung bezeichnet sich durch die wohlthätigste Handlung. Der Großfürst befreyte auf ewig die Unterthanen von allen ausserordentlichen Auflagen und Steuern; und unter dieser Bedingung tritt derselbe aus Grosmuth, seiner noch unversorgten jüngern Holsteinischen Linie, und dermalen dem Bischoff von Lübeck und dessen männlicher Nachkommenschaft beide Grafschaften ab. Der König von Schweden und seine Herrn Brüder, als nechste Agnaten des Großfürsten, sollen auch ihre Einwilligung zu diesem gänzlichen Umtausch und Abtretung gegeben haben.

Dieser König fährt fort unter der neuen Regierungsform Schweden glücklich zu machen. Der Nachwelt verdienet das Schreiben aufbehalten zu werden, welches er an den ehemaligen Senator Grafen von Hoepken, um denselben zu bewegen wieder in seine Dienste zu treten, erlassen hat. „An der Spitze meines Staatsrath fordere ich Sie „auf, mir mit Ihrem Rath zu dienen und mein „Führer zu seyn. Kennte ich in meinem Reich ei„nen Mann, der Sie an Klugheit und an Redlich„keit überträfe, so würde ich Sie in Ruhe gelassen „haben. Allein der Himmel, der uns kluge und „verständige Männer schenkt, bestimmt sie auch zu„gleich dazu, sich das allgemeine Beste angelegen „seyn zu lassen. Ich habe itzt meine Pflicht erfüllt; „erfüllen Sie nun die Ihrige. Ich habe meinem „Volk und ganz Europa zeigen wollen, daß ich „meinem Throne keinen andern Glanz zu geben su„che, als den die Tugend über ihn verbreitet. „Sollten Sie sich indessen länger weigern, meinem „und meines Volks Verlangen zu willfahren, so „werden Sie dieses vor der ganzen Nation und der „Nachkommenschaft zu verantworten haben.„

Die

Die Reichs-Cammer-Gerichts-Visitation zu Wetzlar bekommt nun ihre völlige Thätigkeit. Der zeither suspendirt gewesene Cammergerichtsbeysitzer von Reus, genannt Haberkorn, ist nach untersuchter Sache, wegen der ihm zur Last verbleibenden Verbrechen, seines Beysitzeramts gänzlich entsetzet, und ihm zugleich anbefohlen worden, innerhalb 6 Wochen sich von Wetzlar zu entfernen, und sich niemals wieder in dem Wohnsitz des Kayserl. und Reichscammergerichts betreten zu lassen. Ingleichen sind, mit Vorbehalt weiterer Untersuchungen, die Stellen der ebenfalls suspendirten zween Beysitzer, Pape von Papius, und von Nettelbla für erledigt erkläret, und möchten deren grobe Verbrechen vielleicht eine wohlverdiente härtere Strafe erwarten.

In Dresden hat der Churfürst ein neues Oberfinanzkollegium errichtet; diesem sind alle Kassen untergeordert, und aus demselben werden alle Gelder bezahlet. Doch sind die zu Abbezahlung der Steuer- und Cammer-Schulden bestimmte Kassen davon ausgenommen. Das Beylager des Prinzen Karls von Zweybrücken mit der Churfürstlichen Prinzeßin Amalia von Sachsen, ist in Dresden den 13 Febr. in größter Stille vollzogen worden. Der einstweilige Aufenthalt der Neuvermählten wird zu Neuberg in der Oberpfalz seyn.

Nach der Zurückkunft der Frau Landgräfin von Hessendarmstadt von Petersburg ist auch die Verlobung ihrer dritten Prinzeßin Tochter, der Prinzeßin Amalia, mit dem Erbprinzen von Baaden bekannt gemacht worden.

Dem ruhmwürdigen Beyspiel des Churfürsten von Maynz ist nun auch der Fürst Bischof zu Würzburg gefolgt, und hat aus seiner Scatoulle ein Schulmeisterseminarium gestiftet.

Die

Die englischen Colonien in America haben sich der Einfuhr des Thees von der Ostindischen Compagnie, worauf das englische Parlament eine Abgabe gelegt, einmüthig wiedersetzt, und wollen sich zu keinen Auflagen, welche ohne ihre Einwilligung ihnen von dem Parlament auferlegt werden, verstehen. Beynahe scheint es, daß England sich in einiger Verlegenheit darüber befinde.

Der Marquis von **Monteynard**, französischer Kriegsminister, hat die große Anzahl der unter des jetzigen Königs langwierigen Regierung Verwiesenen vermehret. Sein Departement hat der Herzog von **Aiguillon** nur einstweilen erhalten; man glaubt aber daß er, so wie ehemals der Herzog von Choiseul, das Kriegsdepartement mit dem von den auswärtigen Geschäften vereinigen werde.

Die Bourbonischen Häuser haben nun auch dem Päbstlichen Stuhl die zeithero in Besitz genommene Länder Avignon, Benevento und Ponte Cervo wieder zurückgegeben, und dafür in einem Consistorio die herrlichsten Lobeserhebungen vom Pabst erhalten. Der ehemalige General des aufgehobenen Jesuiterordens Abt Ricci sitzt noch immer nebst vielen seines Ordens auf der Engelsburg. Die Rußische Kayserin verstattet aber in denen ihr zu Theil gewordenen Pohlnischen Provinzen, diesen Ordensgeistlichen eben solche Freyheiten wie der König von Preußen in seinen Staaten.

In der Sicilianischen Hauptstadt Palermo sind große Unruhen gewesen, welche doch endlich beygelegt zu seyn scheinen. Auch hat der Venetianische Staat verschiedene Vornehme und Mitglieder des Senats in Verhaft nehmen lassen, und ohngeachtet derselben eigentliches Verbrechen nicht bekannt geworden, so ist doch mehr als wahrscheinlich,

daß

daß ein unerlaubtes Verständnis mit einer fremden Macht, bey den dermaligen Kriegsconjuncturen, die Ursach ist.

Der Herzog von Parma hat nach seiner Aussöhnung mit dem König von Spanien und Frankreich mehrere Unabhängigkeit erhalten.

Der König von Portugall hat seinen Unterthanen anbefohlen keine Befehle von dem Päbstlichen Nuncius oder aus der Datarie von Rom anzunehmen. Auch, heißt es, würden die Juden das freye Religionsexercitium, gegen Erlegung einer Summa Geldes in den königlichen Schatz, erhalten.

Druckfehler.

S. 238. Zeil. 19. macido l. nacido.
S. 240. Zeil. 23. ertheilt l. enthält.
S. 274. Zeil, 4. Eselsmilch l. Pferdemilch.

Der

Teutsche Merkur

vom Jahr 1774.

Sechster Band.

Weimar,
im Carl Ludolf Hoffmanns Verlag.

Der

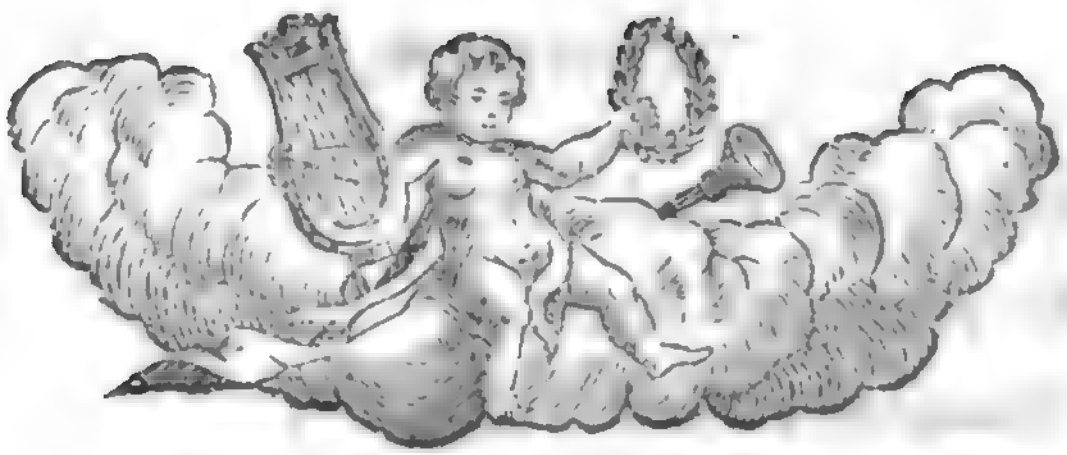
Teutsche Merkur.

Des Sechsten Bandes
Erstes Stück.

April 1774.

Weimar,
bey Carl Ludolf Hoffmann.

Digitized by Google



I.

Poesien.

Hymne.

Gott sey mein Lied! wie wallt mein Blut
Bey meiner Harfe Klang!
Gott sey mein Lied! Ein Lied voll Glut,
Der Himmel mein Gesang!

Singt ihn, Der Welten ohne Zahl
Mit allgewalt'ger Hand
In's Leere warf; wie einen Ball
Allmächtig sie umspannt.

Er ist's, der mit dem, was er spricht,
Zugleich die Würkung paart.
Er sprach zum Dunkel: Werde Licht!
Und siehe da, es ward.

Er ist in jeder Sphäre Gott,
In jeder Zone Herr;
Im Wurm und in dem Behemot
Ist er gleich Gott, gleich Herr.

Er hüllt tief in der Wetter Nacht
Sein zürnend Angesicht.
Die ernste Stimme seiner Macht
Ist's, die im Donner spricht.

Allgütig winkt er, Wetter fliehn
Auf seinen Wink zurück;
Die zitternde Natur sieht ihn,
Und Leben schenkt sein Blick.

Ein ewig Licht umgiebt ihn ganz
Im ungemeßnem Raum;
Der Morgenröthe höchster Glanz
Ist seines Kleides Saum.

Ihm opfert die Natur den Dank,
Den Menschen ihm entziehn;
Der Sturmwind braußt ihm Lobgesang,
Und Wellen preißen ihn.

Zu ſchwach mein Lied ihn zu erhöhn,
Zu ſchwach biſt du für ihn,
Vor dem lobſingend Cherub ſtehn,
Anbetend Seraph knien.

Ihn preißt der Heilgen Lobgeſang
Mit Engels Melodien.
Schweig Harfe! denn äonenlang
Lobt ſelbſt der Himmel ihn.

B—ch.

An Fanny.

Sieh' Fanny, an der Roſe hier
Zween klare Tropfen hängen;
Sieh' wie ſie ſympathetiſch ſich
Zu ihrem Buſen drängen.

Sie nähern ſich; wie zittern ſie
Vor Liebe ſich zu küſſen!
Jezt, kaum berührt, o Fanny, jezt
Sieh' ſie zuſammenfließen.

O Fanny! dieſen Tropfen laß
Mich uns zum Sinnbild wählen.
Betracht ihn; ſiehſt du nicht, er iſt
Ein Bild von unſern Seelen?

Als ſie entzückt im erſten Kuß
Auf unſern Lippen hiengen,
Da war es, Fanny, wo ſie ſich
So ſchweſterlich umfiengen.

Wie hier zween junge Tropfen Thau
Zerſchmolzen ſie in eine,
Die in uns lebt, denkt, fühlt und liebt,
Zugleich die mein' und Deine.

B—ch.

Nänie,

auf ein zerbrochnes Pastell-Gemählde.

An das Frl. v. G**.

Weint Musen, Grazien und Amoretten,
Das schöne Bild ist hin!
O weint mit mir, Sylphiden, Zephyretten,
Das schöne Bild — ist hin!

Das lieblichste, gefälligste der Wesen,
Das mahlende Magie
Mit Farben schuf, die Amor selbst erlesen;
Ein holdes Mädchen, wie

Sie ewig jung und schön, in Paphos Hainen,
Im Dienst Cytherens gehn,
So reizend, wie sie Muselmänner meynen
Im Paradies zu sehn.

Und nun zertrümmert jeder ihrer Reize!
Verwischt die Lilienbrust! —
O fließe Thräne! fließ'; in Marmor beitze
Des schönen Bilds Verlust!

Ein häßlicher dem Styx entfloh'ner Gnome
Stieß mit verruchter Hand,
Berauſcht von ſeines Eifers Strome,
Es neidiſch von der Wand.

Weint Muſen, Grazien und Amoretten,
Nanettens Bild — iſt hin!
O weinet mit, Sylphiden, Zephyretten,
Das ſchöne Bild iſt hin!

B—ch.

Auf das erſte Veilchen.

Sey mir gegrüßt, der Frühlingskinder
Geliebter Erſtling! — Find ich dich? —
Hab' Dank, daß du dem Schlaf geſchwinder
Entflohſt, und blühteſt hier für mich.

Im dunkeln Thal, am kleinen Quellchen
Blühſt du im trauernden Gewand;
Dich tränkten kleine Silberwellchen,
Und Morgenthau, bis ich dich fand.

Du,

Du, meines Lebens Bild, verborgen
Und ungesehen duftest du
Nur wen'ge kühle Frühlingsmorgen,
Und eilst dann der Verwesung zu.

Und schlummerst dann, geliebtes Veilchen,
Und wo du schlummerst, keimen schon
Jezt unbemerkt noch junge Veilchen,
Und eilen auch, wie du, davon.

Wenn sink' auch ich im süssen Schlummer
Des Blumentodes still dahin?
Wenn wird nach ausgeweintem Kummer
Auf meinem Grab' ein Veilchen blühn?

Schon seegn' ich den vergeßnen Hügel,
Und grüße froh mein wartend Grab. —
Umschatte mich mit deinem Flügel,
O Tod des Frommen! — Brich mich ab!

An Mad. Schl..r,

als ihre Geneſung mit Ueberreichung eines Epheukranzes gefeyert wurde.

Den Epheu, den in Griechenland
Die Freude ſonſt, bey jedem Mahle,
Um ihres Lieblings Schläfe wand,
Und ohne den man nie Horazen zechend fand,
Reicht izt, mit freundſchaftlicher Hand,
Hygia dir, und tränkt aus voller Schale
Dich mit verjüngter Kraft,
Des Lebens Süßigkeit zu ſchmecken,
Und alle Sorgen, alle Schrecken,
Die ſich der Kleinmuth unterm Monde ſchaft,
Gehüllt in Weißheit, zu vergeſſen,
Und o! von uns begleitet und geführt,
Friſch fortzuwallen, bis im Schatten von Cypreſſen
Dein Blumenpfad ſich ſanft verliehrt.

G..r.

Haingesang.

Dunkler Hain! in deinen Schatten
Singt der Jüngling und der Greiß,
Und das unbescholtne Mädchen
Wandelt unter Liedern hin.

Schlummer lähmt der Weste Fittig,
Wenn der volle Chor beginnt,
Und die Dryas nickt uns lächelnd
Von der hohen Eich' herab.

Horchend steht die schlanke Fichte
Um die frohen Sänger her;
Von der Wand der grauen Berge
Singt der volle Chor zurück.

Preis dir, wenn der junge Morgen
Uns in deine Schatten lockt!
Preis dir, wenn am rothen Abend
Silberthau die Wipfel tränkt!

Preis von jedem müden Wandrer,
Den dein kühles Dunkel birgt,

Wenn

Wenn ihm Staub und Mittagssonne
Einen längern Weg verbeut!

Preis dir, wenn ein sanfter Schlummer
Sich auf seine Scheitel gießt!
Preis dir, wenn er beym Erwachen
Munterkeit und Leben fühlt!

Preis dir, wenn er an der Quelle,
Die aus deinem Busen fließt,
Mit dem runden Pilgerhute
Ungetrübtes Wasser schöpft!

Preis von jedem Schäfermädchen,
Die, in sanfter Unschuld noch,
Mit dem bunten Käfer tändelt,
Und aus Blumen Kränze dreht!

Preis von jeder guten Schöne,
Die hier in der Einsamkeit
Mit den Gräschen oder Bäumen
Von der süssen Liebe spricht!

Preis von den heiligsten Altären,
Der sie dann im Busch belauscht,
Und in seiner Herr Mänsche
Seine Liebeslieder sendet!

Dann in glücklicher Verbindung
Daneben der Tugend Bild,
Daß sie sind, dann und Gleichen,
Ueber seinem Kind verzückt!

Preis den Alten, die der Jugend
Und der Liebe Lieder weihn;
Die da in den guten Kindern
Mündigen Verstand verleihn!

Preis, o Heim, von unsern Gluten!
Wenn wir euch gefunden sind,
Da verhüllen deine Schatten
Gütig unsern Hochzeitring.

Göthe.

An Psyche.

Die Quelle der Vergessenheit,
Aus welcher in der Fabelzeit
Die frommen Schatten sich betranken,
Und dann, vom Loos der Sterblichkeit,
Von Sorgen, Spleen und Nachtgedanken,
Von Langweil und von Zwang befreyt,
In seel'ger Wonnetrunkenheit
Hin auf Elysiums Rosen sanken:
Was meynst du, Freundin, was sie war?
Dein Beyspiel macht die Sache klar;
Du kennst nun Amors Wundertriebe.
Von diesem Lethe, glaube mir,
Sehn wir die Würkungen an dir:
Dies Zauberwasser ist — die Liebe.

Ein Tröpfchen, sey es noch so klein,
In Unschuld züchtiglich hinein⸗
Geschlürft aus Amors Nektarbecher,
Thut alles dies! — Was wird geschehn,
Wenn unerfahrne junge Zecher
Im Trinken gar sich übersehn?

Das süsse Gift! Es schleicht die Kehle
So sanft hinab! Was Wunder auch,
Wenn eine wonnetrunkne Seele
Dem jungen Faun beym ersten Schlauch
Ein wenig gleicht, — dem seine Höle,
Sein Schlauch, und der geliebte Freund,
Der mit ihm zecht, das ganze Weltall scheint?

Du staunst mich an? — O! um die Dichterköpfe!
Fy! wie mir der Faununculus
(Das ungleichartigste Geschöpfe,
Mit Amorn, der von einem einzgen Kuß
Zehn Jahre lebt,) da ich ein Gleichnis brauche,
Just in die Queere laufen muß?
Das närrsche kleine Ding mit seinem ersten
Schlauche!
Allein, so gehts uns armen Reimern gern.
Nicht immer bleiben wir des Flügelpferdchens
Herrn.
Bald übermeistert uns die Laune
Und bald der Reim. Wer sieht den Abstand nicht
Vom Gott der Zärtlichkeit zum Faune?
Allein den Reim, die Laune sieht
Dies wenig an; die wechseln oder paaren,

Nach

Nach Einfall und Gemächlichkeit,
Oft Dinge, die seitdem der Elemente Streit
Ein Gott entschied, noch nie gepaart gewesen
waren.
Die Laune hohlt zur feinsten Ironie
Den Stoff vom Vorgebürg der Nasen;
Und läßt der Reim nicht ohne Müh
Den Hasen bey Delphinen grasen?

Allein, wie oft ein Narr was kluges spricht,
So sprach auch diesesmal der Reim so übel nicht.
Denn Etwas, gutes Kind! ist, leider! an der Sache.
Nicht, daß ich's dir zum Vorwurf mache!
Die Grazien verhütens! — Aber doch
Bleibt wahr, was wahr ist; daß, seit du aus
Amors — Schlauche
Den großen Zug gethan, du kaum von ferne noch
(Der Himmel lohn's dem kleinen Gauche!)
Des Traumes dich besinnst, den wir für würk-
lich hielten,
Eh diese Amorn noch um deinen Busen spielten.

Denn sprich mit Offenherzigkeit,
Wo sind die Bilder jener Zeit,

Als, an der beſten Mutter Seite,
Wir, wie die guten frommen Leute
Der alten goldnen Schäferzeit,
In ſel'ger Abgeſchiedenheit
Von Hof und Welt, wie unſers Geßners Hirten,
Im Schatten junger Pappeln irrten?
Die, weil ſie Panthea mit eigner Hand ge-
pflanzt,
In unſern Augen ſchöner waren
Als Tempe, wo mit losgebundnen Haaren
Um Daphnens Stamm die junge Nymphe tanzt.
Sprich, war in ſeinen Schäferjahren
Apollo glücklicher als ich?
Auch dich, Pſycharion, auch dich
Schien unſre Freundſchaft zu beglücken;
Ein ſanftes geiſtiges Entzücken
In deinem Lächeln, deinen Blicken,
Schien der geſchwiſterlichen Schaar,
Die durch dein Anſchaun glücklich war,
Des Engels Wonne auszudrücken,
Der ſich allein in ſeinen Freunden liebt,
Und Wonne fühlt indem er Wonne giebt.

O gute Psyche, welch ein Leben,
Hätt' ihm ein günstiges Geschick
Ein wenig Dauer nur gegeben!
Denn ach! es war ein Augenblick!
Der Mond gieng auf, der Störer unsrer
Freuden,
Der Amorn oft die Zeit zu lange macht;
Uns kam er stets zu früh; er kam, um uns zu
scheiden.
Vergebens hoften wir den Flug der braunen Nacht
Durch unsre Wünsche aufzuhalten;
Wir wurden im Olymp, wie billig, ausgelacht;
Die Götter sparen ihre Macht;
Kurz, Phöbus gieng zur Ruh, und alles blieb
beym Alten.
Was war zu thun? Geschieden mußt' es seyn!
Ein traurig Lebewohl erstarb auf jedem Munde.
Noch diesen lezten Blick! — da bin ich nun allein,
Und stehe noch, mit ofnem Aug' und Munde,
Als wurzelt' ich in zauberischem Grunde,
Wie ein gebannter Ritter, ein.

Nicht wahr, an alles dies erinnerst du dich kaum,
Vielleicht, wie man von einem Morgentraum

Die

Die schnellzerfließenden Gestalten
Vergebens sich bestrebet fest zuhalten?
Vergessen ist im Arm des bessern Agathon
Der gute Psammis-Danischmende;
Die Götterchen von Paphos sehn mit Hohn
Auf ihn herab von ihrem Lilienthron,
Und klatschen in die kleinen Hände.
Doch, was ist hier, ihr Götterchen, am Ende
So viel zu klatschen? Spart den Hohn!
Hoft nicht, daß uns der Werth der Ueberwund-
nen blende!
Mit Zauberwaffen trägt man leicht den Sieg
davon.

Die Wahrheit, Freundin, ist, daß der
Von Liebe gar nichts wissen müßte,
Der in dies Wunderwerk sich nicht zu finden
wüßte.
Die erste Liebe würkt dies alles, und noch mehr.
Mit ihrem ersten süßen Beben
Beginnt ein neues bessers Leben.
So sehen wir im May der Sommervögel Heer
Auf neuen Flügeln sich erheben.
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr

Die Erdenkinder wie vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, ſchweben
Wie Engel, ohne Leib, daher
In einem Ocean von Wonne;
Beſtralt von einer ſchönern Sonne,
Blüht eine ſchönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unſre Triebe,
Und alles haucht den Geiſt der Liebe.

O Zauberey der erſten Liebe,
Noch izt, da ſchon zum Abend ſich
Mein Leben neigt, noch izt beglückſt du mich!
Noch denk ich mit Entzücken dich,
O Götterſtand der erſten Liebe!
Was hat dies Leben das dir gleicht,
Du ſchöner Irthum ſchöner Seelen?
Wo iſt die Luſt die nicht der Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Clariſſen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantaſie
Geſchäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild ſehn, Sie nun gefunden
haben,
Die Hälfte unſrer Selbſt, zu der die Sympathie
Geheim-

Geheimnisvoll uns hinzog; Sie,
Im süssen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben
saugen,
Von allem um uns her nichts sehen ausser ihr,
Selbst in Elysiums goldnen Auen
Nichts sehen würden ausser ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzu-
schauen!

Von diesem Augenblick nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen.
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr was sie zuvor ge-
wesen.
Die ganze Schöpfung ist die Blinde nur, worinn
Die Göttin glänzt, die Wolk' auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur,
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur;
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln nur
Damit sie desto sanfter träume;

Indem der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,
Und, taumelnd vor Vergnügen,
Auf ihrem Busen sich verliebte Rosen wiegen.

Sie träumt — ein süßes Lächeln schwebt
Um ihren röthern Mund, um ihre vollern Wangen;
O! wär es zärtliches Verlangen,
Was den verschönten Busen hebt!
O! träumte sie — (so klopft mit ängstlicher Begier
Des Jünglings Herz), o träumte sie von mir!
O Amor, sey der blöden Hofnung günstig!

Er nähert furchtsam sich, und selbst der keusche Blick
Besorgt zu kühn zu seyn, und bebt von ihr zurück.
Doch Amor giebt ihm Muth, die Dämmerung ist günstig,
Und, o wie schön ist sie! — Verlohren im Genuß
Des Anschauns, bleibt er eine Weile
Beweglos stehn, wie eine Marmorsäule.
Wie selig er sich fühlen muß!

Den Göttern gleich zu seyn, was fehlt ihm noch?
Ein Kuß,
Ein einzger unbemerkter Kuß,
Wie Zephyr küßt, auf ihre sanfte Stirne.
Der höchste Wunsch den seine Liebe wagt!
Und auch dies wenige, so viel für ihn! versagt
Sein Zaudern ihm. Denn eh' sein Mund es wagt,
Reibt Chloe schon den Schlummer von der Stirne.
Sie schlägt die Augen auf. Bestürzung, Zärtlichkeit,
Und holde Schaam, in zweifelhaftem Streit
Verwirren ihren Blick. Er glaubt, ihr Auge zürne,
Sieht bang sie an, und flieht. — Nun ist rings um ihn her
Die weite Schöpfung öd' und leer,
Die Luft nicht blau, der May nicht blühend mehr;
Das Sonnenlicht hört auf für ihn zu scheinen.
Dort sizt er, wo der finstre Hayn
Die längsten Schatten wirft, auf einem rauhen Stein,
Gefühllos jedem Schmerz als ungeliebt zu seyn,
Gefühllos jeder Lust als ungestört zu weinen.

Schon faßt der Himmel Ruh' zu finden.
Schon liegt die Welt in allgemeinem Schlummer;
Und er, verlacht in seinem Kummer,
Er muß es nicht gewußt. Der Tod
Steht, Verräther, seine Stirne, und seine Augen
Leuchten
Der süße Schlaf. Der Mond wacht der Nacht.
Die süßen Nacht den schönen Morgen weiter.
Ihr seid nicht schlaf, und du, an Thränen Blut
Gesetzter, sag, von ihr und deinem Schmerz
erfüllt,
Bemerkt es nicht? — Und doch, bei allen seinen
Leiden,
Liebt er die Quelle seiner Pein,
Er saßet nicht der kleinen Freuden
Von seinem Mädgen gestohl'n zu stehlen!

Doch, welche Thränen, welche Freuden,
Erinnerung, sanfter Jüngling, doch,
Wenn Du, — du alle seine Leiden
Wie die gestohlst, sagt, wann bey diesem Ton
Und sah
Oft eine Thräne auf deinen Wange stehen,

Kann

Kaum Muth genug sich wegzuwenden hatte, —
Wenn sie die Kraft verliehrt mehr Widerstand
zu thun,
Und, ganz des Gottes voll, das matte
In Liebe schwimmende unschuld'ge Auge nun
An deiner Wange sich des süssen Drucks entladet,
Und die vom Uebermaas der Lust
Dem Schleyer ausgerissne Brust
In unverheelten Thränen badet!

O J***, bey diesem Bild entfällt
Der Pinsel meiner Hand! — Nehmt ihn, ihr
Huldgöttinnen;
Euch weyh ich ihn! Und aufgestellt
In euerm Heiligthum, geliebte Charitinnen,
Sey, euch zum Ruhm, das unvollendte Bild.
Von euerm Schleyer sey's verhüllt
Dem Faunenblik des Sclaven seiner Sinnen,
Dem unbegreiflich ist, wie man
Mit Amors Dienst den euren paaren kann;
Der Flammen, die bey ihm nur in den Adern rinnen,
Vom Schlauch Silens entlehnt,
Und die Empfindungen verfeinter innrer Sinnen
In Phrynens Armen hönt.

Verachte, Psyche, der Bacchanten
Und Satyrn Hohn! Geneuß der sel'gen Schwärmerey,
Des goldnen Traums, der uns zu Anverwandten
Der Götter macht! Laß kalte Sykophanten
Beweisen daß es Täuschung sey,
Und glaube du, Glükselige, der Stimme
Des Engels der in deinem Busen wohnt!
Neu ist die Wonne dir, womit uns Amor lohnt;
Durch manche Thrän' erkauft, und desto süßer! — Schwimme
In diesem Ocean! — Sie, die gefällig sich
Mit der Natur und dem Geschick verglich,
Dich, schöne Freundin, zu beglücken,
Die Tugend billigt dein Entzücken,
Und Amors holde Schwestern pflücken
Idaliens schönsten Kranz für dich.

Du bist beglückt, — und ich — vergessen!
Es sey! die Freundschaft eyfert nicht.
Noch tanzt das magische Gesicht
Um deine Stirne, noch ist alles eitel Licht
Und Himmel um dich her; noch fliesset ungemessen
Gleich dem unendlichen Moment der Ewigkeit,

Die

Die Zeit der ſüſſen Trunkenheit —
O Pſyche, auch für mich war einſt ſo eine Zeit!
Was hätt ich damals nicht vergeſſen,
Als ich in dem Bezaubrungsſtand,
Worinn du biſt, mit Chloen mich befand;
Und, wenn ich ihr, ſo früh es tagte,
Bis unbemerkt der lezte Stral verſchwand,
Was ich für ſie empfand,
Ein ewig Einerley, auf tauſend Arten ſagte,
Den längſten Tag zu kurz es ihr zu ſagen fand,

O Wonnetage, gleich den Stunden,
In ihrem Anſchaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommernacht!
Geliebter Traum! der, längſt verſchwunden,
Noch durch Erinnrung glücklich macht!
Wo ſeyd ihr hin, ihr unbereuten Freuden)
Du Blüthe der Empfindſamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloſer Unerfahrenheit,
Und unbeſorgter Sicherheit,
Und weſenloſer Luſt und weſenloſer Leiden,
Mit aller ihrer Eitelkeit,
In weiſern Tagen oft beneiden;

Du erſter Druck von ihrer ſanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erſter Kuß! — euch kann kein Gott mir wie-
dergeben!
Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger May blüht nur im Feenlande;
Und Amors reinſte Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterſtande,
Um dauerhaft zu ſeyn. Wie ſelten iſt das Glück,
Das deine Liebe krönt, Pſycharion! Wie ſelten
Erhört das neidiſche Geſchick
Der erſten Liebe Wunſch! Wir gäben Thronen,
Welten,
In ihrem Rauſch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geßneriſchen Hirten,
Juſt groß genug, um uns und unſre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirthen.
Sie wüchſen von ſich ſelbſt, im Schutz des guten
Pans,
Die Bäume, die, indem wir ſorglos küßten,
Uns Müßiggänger nähren müßten!
Wie ſelig! — Aber Zevs lacht des verliebten
Wahns.

Sein

Sein Schickſal trennt — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie ſpitzt ſich einſt des Paſtorfido's Kind,
(Wenn zu den väterlichen Linden
Das Glück zurück ihn führt), die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er ſeines Lebens Glück verſichert war zu gründen,
In eines Andern Arm zu finden!
Zu glücklich, wenn vielmehr ihr Aſchenkrug,
Umringt von traurigen Cypreſſen,
Ihm ſagt: daß Daphnens Herz, von ſtillem Gram
zerfreſſen,
Aus Sehnſucht brach, und Zug vor Zug
Sein werthes Bild mit ſich ins Land der Schatten
trug;
Daß in der lezten Todesſtunde
Ihr Aug' ihn noch geſucht, und auf dem kalten
Munde,
Sein Nahme noch geſchwebt; — doch dreymal
glücklicher,
Wenn, wie Amandus und Amande,
Nachdem ſie manches Jahr zu Waſſer und zu
Lande
Durch Berg und Thal, von Zara's heiſſem Sande
Bis

Bis an den gelben Fluß, sich rastlos aufgesucht,
Der Liebesgott mitleidig ihrer Flucht
Ein Ende macht, im Thor von Samarkande
Sie unverhoft zusammenfügt,
Und, wie sie nun, im vollen Ueberwallen
Der Zärtlichkeit, sich in die Arme fallen,
Davon mit ihren Seelen fliegt.

Doch, Freundin! setzen wir den seltensten der Fälle;
(Denn selbst die Königin der Amorn sah sich nie
In diesem Fall; Vulkan vertrat des Ehmanns Stelle,
Und für Adone seufzte Sie!)
Gesezt daß Cypripor und Hymen sich verbanden,
Zwo Hälften, die, zum Glück, einander fanden,
So zu beseligen, wie mit gesammter Hand
Die beyden Götterchen uns glücklich machen können;
Kurz, Psyche, setzen wir ein Band
Wie Deines ist: glaubst Du, der Wonnestand
Der ersten Schwärmerey, er werde dauern können?
Wie gerne wollt' ich Dir den süßen Irthum gönnen!

Doch,

Doch, leben wir nicht unterm Mond?
Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verschont?
Ja! lebten wir im Lande der Ideen,
Dann gäb' ichs zu! Allein in unsrer Welt,
In dieser Werktagswelt, wo, bloß vom langen
Stehen,
Selbst der Koloß von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, so lang sie selbst noch hält,
Nichts Unvergängliches gesehen.
Da hilft kein Reiz, kein Talisman,
Der Zauber löst sich auf! — Wir essen
(Verschlingen oft, und thun nicht wohl daran)
Die süße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen
Der Menschheit, werden uns die Augen aufgethan.
So wie die Seele sich dem Leibe
Zu nahe macht, weg ist die Zauberey!
Die Göttin sinkt herab zum Weibe,
Der Halbgott wird ein Mann. — Doch, Psy-
che, wenn dabey
Die, so am meisten wagt, am wenigsten verlöhre,
Verdiente Sie, den Grazien zur Ehre,
Nicht ein Capellchen in Cythere?

Daß übrigens Euch in der stolzen Ruh
Des schönsten Irrthums nicht die Prophezeyhung
störe!
Gesezt, der Ausgang sagt' ihr zu —
Uns anderm Erdenvolk ists immer sehr viel Ehre
Daß uns ein Mann wie Er, ein Weib wie Du,
Sobald als möglich angehöre.
Der Menschenstand, den Doktor Mandevil
Und Freund Hanß Jack, (wenn ihn die Laun',
auf Vieren
Zu gehn, ergreift), bey uns verkleinern will,
Hat seinen Werth; und unter allen Thieren
(Die Kaffern nehm ich aus) ist, wie ein weiser Mann
Vorlängst gesagt, nicht eines anzuführen,
Das sich an Tugenden mit uns vergleichen kann.
Vorausgesezt, daß Amor mit den Musen
Und Grazien die lezte Hand
An uns gelegt! — denn, in dem rohen Stand,
Worinn an Mutter Isis Busen
Die meisten hangen, geb ich zu
Daß mir ein hübscher Sapajou,
Der Sperling Lesbiens, ein Täubchen aus Cythere,
Und Gressets Papagay zum Umgang lieber wäre.

Dir,

Dir, Schwesterchen, und Deinem künft'gen Mann,
Begünstigt wie Ihr seyd von Grazien und Musen,
Steht ganz gewiß die schöne Menschheit an,
Zu der, so wie das Nektarräuschgen schwindet,
Die Göttin unvermerkt sich nüanciert befindet.
Auch das Gedächtnis wird dann wieder aufgethan.
Im kleinen Hayn der Nachtigallen
Wird, Psyche, Dir mein eignes Bild sogar
(Nicht ohne Wunder, wo's so lang geblieben war)
Straks wider in die Augen fallen.
Die Freundschaft, eingesezt in ihr erlangtes Recht,
Wird nicht mehr, weil Ihr Rosen brecht,
Von ferne stehn und sich verlassen grämen;
Doch wird sie willig sich bequemen,
In Deinem Herzen nur das Plätzchen einzunehmen,
Das Amor selbst, der doch nicht alles füllen kan,
Ihr gerne lassen will. Auch wird er bald gestehen,
Daß — wär es nur, um zuzusehen
Wie wohl Euch ist — man dann und wann
Den Freund, so nebenher, ganz wohl gebrauchen kann.

W.

Bey dem Grabe
des
Herrn Cammer-Präsidentens von Herda.

Ich sehne mich nach Deinem Grabe,
Mir ewig unvergeß'ner Freund!
So lang ich eine Thräne habe,
Sey sie auf Deine Gruft geweint!

Mit Dir stirbt meiner Lebensfreuden
Der schönsten eine matt dahin:
Du fliehst zum Sitz der Seligkeiten,
Und — trostlos seh' ich — Dich entfliehn! —

Nun spricht, in stillen Mitternächten,
Dein frommer Mund nicht mehr mit mir
Von jeder Tugend heil'gen Rechten,
Und stillet meine Wisbegier!

Nun klopft, empfindsam für die Freude,
Gerührt bey Deiner Freunde Schmerz,
Geöfnet jedem fremden Leide,
Nicht mehr Dein frommes, sanftes Herz!

Von keinem Vorurtheil geblendet,
Der Tugend ohne Schminke treu,
Hast Du den schönsten Lauf vollendet,
Und stirbst, wie Du gehandelt — frey!

Und

Und ſiehſt nun mit verklärtem Blicke
In Deines Lebens edlen Gang,
Von Gott belohnt, entzückt zurücke;
Enträthſelſt den Zuſammenhang

Von Gottes Schöpfung, — von dem Plane,
Den ſeine Weisheit ſich entwarf;
Durchdenkſt ihn, feſſelfrey vom Wahne,
Den ſtets Dein ſtärkrer Geiſt verwarf.

Indeß an Deinem Aſchenkruge,
In den gerecht'ſten Gram verſenkt,
Mein Auge Deinem hohen Fluge
Von ferne folgt, — Dir Thränen ſchenkt,

Und — nachzuſchlummern Dir, ſich ſehnet!
Mein Ziel kommt auch — und bald vielleicht! —
An meines Grabes Bild gewöhnet,
Wünſcht ich, es wäre ſchon erreicht!

Dann wär mein liebſter Wunſch gewähret;
Ich wär entfeſſelt, ſo wie Du;
Umarmte, Herda, Dich, verkläret,
Und Engel ſähen dann uns zu!

v. G.

Die GartenSpinne.

Wie klüglich bauten hier
Die Menschen diese Laube mir!
Wie lustig es in diesen Büschen
Sich spinnen läßt;
Wie mit Behutsamkeit dazwischen
Der Wind in meine Fäden bläßt!
Damit ich unter Blumen lebte,
Die grünen Blätter schön umwebte;
Damit ich im Verborgnen hieng,
Und im Verborgnen Mücken fieng:
Deswegen bauten mir
Die Menschen diese Laube hier.

* * * *
* *

So vornehm hat, für sich im Stillen,
Schon mancher Kritiker gedacht:
Am Ende wären doch allein um seinetwillen
Wir Dichter allesammt gemacht;
Und unsre Werke nur geschaffen,
Damit er weidlich sie begaffen,

Ein Fehlerchen erhaſchen könnte;
Wohl auch zu Zeiten uns ein kleines Lob
vergönnte.

Der Maulwurf.

Nur geſchwind es hingerichtet!
Quälen ſollſt du mir
Nicht das arme Thier,
Ob es gleich das Blumenbeet zernichtet;
Denn, von allen Farben hier,
Welche durcheinander funkeln,
Hat es keinerley Genuß:
Wühlt es doch im Dunkeln,
Wo es immer wühlen muß!
Und daneben fehlt ihm das Geſicht:
Unſre Blumen kennt es nicht.

Ein Vorzug der Athenienser vor den Abderiten.

Ein kluges Volk, bekannt mit allem Schönen,
Ließ, in Athen, den weisen Sokrates
Auf öffentlicher Bühne höhnen;
Doch nur von Aristophanes,
Dem Liebling scherzender Camönen;
Und als der weise Mann die Bühne selbst
bestieg,
Da neigte sich das Volk und schwieg.

II.

Beurtheilung

der poetischen Blumenlese auf das Jahr 1774. (Göttingen, bey Dietrich) und des Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1774. (Leipzig, im Schwickertschen Verlage).

Jene Blumenlese und den poetischen Theil dieses Almanachs betracht' ich als eine doppelte Galerie von öffentlich ausgestellten Gemählden, worinn es jedermann erlaubt ist herum zu wandeln, und über welches Stück er will sein Urtheil zu fällen. Ich bediene mich dieses Rechts, ohne deswegen zu verlangen, daß andre mitgehen, mich anhören, und meinem Urtheil beystimmen. Sollten etwan einige Liebhaber, oder Kenner, oder Künstler, weil ich der Gemählde viel gesehen, auch dann und wann selber gearbeitet habe, mir ein nicht ganz unerfahrnes, unrichtiges Auge zutrauen, und aus eignem Triebe mich begleiten wollen; gut! so red' ich offenherzig mit ihnen, und sage das, was ich denken würde, wenn ich allein wäre. Dabey hör' ich jeden vernünftigen Widerspruch geduldig an; denn zuweilen können die besten Augen uns trügen; und ich gebe die meinigen lange nicht für die besten aus. So gar wird es mich nicht verdrießen, wenn hier und dort ein Künstler, nachdem ich, so gutherzig als möglich, sein Stück nach al-

len Orten, um den vortheilhaftesten Tag zu suchen, hingekehrt; auch an allen Fenstern die Vorhänge, einen nach dem andern, halb oder ganz aufgezogen und niedergelassen, mir dennoch vorwirft: ich sähe das Ding in einem falschen Licht, oder wenn gewisse Herren und Damen antworten: „Ist es möglich? dieses Blumenstück gefällt Ihnen nicht? Sehen Sie doch, welch eine Menge von Blumen! Die Farben, wie hell! und wie natürlich das Band ist, das sie zusammenbindet! . . . . . Und die Miniatur nach Mieris? O die laß ich mir nicht verachten! Alles ist so genau, so pünktlich, bis auf die Nägel im alten Lehnstuhl!„

Mich bey jedem vortreflichen, und bey jedem elenden Gemählde, woran die Schönheiten und Fehler sichtbar genug sind; oder bey jeder von der Hand eines Lehrlings mit schwarzer Kreide hingezitterten Zeichnung aufzuhalten, dazu mach' ich mich keinesweges verbindlich. Ingleichen giebt es Arbeiten, die weder verzeichnet, noch in der Schattierung fehlerhaft sind; aber nicht den mindesten Eindruck machen. Da wär' es ein trauriges, undankbares Geschäft, immer zu untersuchen, warum man bey solchen Arbeiten nichts empfinde? Ueberhaupt versprech' ich einen bloßen Spaziergang unter den Bildern, während dessen ich mir die Freyheit vorbehalte, vor einigen Stücken mit Vergnügen still zu stehen, und nichts

zu ſagen; andre zu verachten, und wiederum nichts zu ſagen; dann und wann den Regeln der Kunſt nachzuſpühren, in die Geheimniſſe des Schönen tiefer einzudringen; denenjenigen, die ſo etwas annehmen wollen, einen Wink zu geben, und meinen Zuhörern und mir ſo viel Langeweile zu erſparen, als ich im Stande bin. Um letzteres zu thun, iſt es vielleicht die höchſte Zeit, meinen Eingang nebſt der langen Allegorie zu beſchlieſſen.

I) Poetiſche Blumenleſe.

S. 1. bis 11. Drey Bardengeſänge aus Klopſtocks Hermann und die Fürſten.

Drey groſſe Werke der Kunſt, bey denen mein Schweigen Bewunderung iſt! Die beyden erſten, majeſtätiſch einfältig, wie der Eichenwald, in welchem der Geiſt der Freyheit auf die ausgezognen Waffen überwundner Tyrannen ſchaut! das letzte, harmoniſch, wie der Waffentanz der Sieger, und voll von derjenigen Naivetät, die einem altteutſchen Mädchen in dem Augenblicke geziemt, da ſie dem vornehmſten Helden ihres Volks einen Kranz auffetzt!

S. 15. Der Wanderer.

Nur ein geweihtes Auge kann in dieſem Gedicht' alles ſehen, was darinn liegt. Es hat einen groſſen Hauptgedanken, deſſen Verzierung nicht bloſſe Verzierung iſt. Die Einfalt eines unſcheinbaren Weibes; eine Bruſt voll mütterlicher Liebe; an dieſer Bruſt ein Kind, in welchem jeglicher Begriff noch ſchlummert; und dieſe unter heiligen Ruinen, die dem Wandrer hohes Gefühl des Schönen, und ernſte Betrachtungen eingeben, indeſſen die Mutter ſie für gewöhnli-

wöhnliche Steine ansieht — Doch wozu dergleichen Auslegung? Ein Weiser bedarf ihrer nicht, und andern ist sie, was dem Weibe die Rede des Fremdlings wäre. — Dieser Rede des Fremdlings wünscht' ich an einigen Orten einen leichteren Ausdruck, und einen geschmeidigeren Dialog. Zuweilen scheint sie mir ohne Noth geheimnißvoll zu seyn.

S. 25. Ein Gemälde.

Den ersten beyden Zeilen giebt die Versetzung der Wörter eine gewisse Zweydeutigkeit, oder Dunkelheit. Mit dem Gedanken die Natur zur Schöpferin von Serenens Phantasie zu machen, bin ich auch nicht zufrieden. Sonst hat die Versification etwas schönes und annuthiges; die Erfindung, obgleich ein wenig mystisch, ist vortreflich, und erinnert mich an folgendes Sonett des Petrarca (*).

„In welchen Bergen, aus welcher Ader nahm die Liebe das Gold zu diesen blonden Haarflechten? Von welchen Dornen pflükte sie die Rosen? Auf welcher Küste sammelte sie den zarten frischen Reif, dem sie Pulsschlag und Athem gab? Wo die Perlen, welche die süßen, sittsamen, und bewanderungswürdigen Worte des Mädchens hervorlassen oder zurückhalten? Wo, so viele göttliche Schönheiten jener Stirne, die heiterer als der Himmel ist? Von welchen Engeln; von welcher Sphäre kam der himmlische Gesang, der mein ganzes Wesen zerschmelzt? Von welcher Sonne das Licht jener schönen Augen, voll Hoheit und Milde? u. s. w.„

Ein andres Sonett eben dieses Dichters hat einem ähnlichen Anfang (**).

„In

(*) Rime di Mess. Francesco Petrarca. P. I. Son. CLXXXIV.

(**) eb. das. Son. CXXVI.

„In welchem Theil des Himmels, in welchem Urbilde war das Muſter, nach welchem die Natur jenes ſchöne, reizende Geſicht formte, um hienieden zu zeigen, was ſie dort oben vermöchte?„

Petrarch läßt die Natur bloß das Geſicht der Laura, das Irrdiſche, Sichtbare derſelben, nicht ihre geiſtigen Vollkommenheiten bilden. Ich weiß, daß ich den Gedanken des Teutſchen keiner eigentlichen Unrichtigkeit beſchuldigen kann; aber ich hielt ihn für ſchöner, wenn die Liebe, oder ein Engel, oder ein ſonſtiges Weſen an Serenens Phantaſie, einer ſo feingewebten, erhabnen, weiſen Phantaſie Antheil hätte.

S. 40. Der kranke Löwe.

Allerdings kann ein launigter und zugleich körnigter Schriftſteller ſich nicht um den verzärtelten Geſchmack derer bekümmern, welche, nur an Ambroſia gewöhnt, jede ſchlechtere Koſt ekelhaft finden. Indeſſen, um keinen Gemeinort anzubringen, muß ich geſtehen, daß mir noch kein Leſer aufgeſtoßen iſt, der ſich nicht an verſchiednen Ausdrücken gegenwärtiger Fabel geärgert hätte. Vermuthlich ſag' ich dieſes umſonſt; denn nichts iſt eigenſinniger, als das Gefühl des mehr oder weniger Anſtändigen; aber ich muß es ſagen, weil die nachfolgende reichhaltige Fabel von dem Pavian und dem Pudel, mit ihrem durch und durch edlen Vortrage, ſo wie die Zuckermändel im Leipziger Almanach, mir die erzählende Manier des Hrn. Pfeffel außerordentlich werth gemacht hat.

S. 49. Geſang.

Ich vergleiche denſelben mit dem Felſenquell, in deſſen Lob Ali und Fatema wetteifern.

Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister, —
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke, —
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel. —
Und die Ebne prangt mit ihm!

S. 53. Liebe und Andacht.

Ich hätte den Satz umgekehrt: Von der Andacht ist zur Liebe nicht mehr weit.

S. 54. Die Nachtfeyer der Venus.

Ein Hymnus nach dem Lateinischen. Wenn ich gegen irgend einen Dichter mit gutem Gewissen strenge seyn kann, so ist es gegen den Verfasser der Nachtfeyer, weil ich ihn vorzüglich hochschätze und liebe. Mit Freuden erkenn' ich auch in diesem Hymnus den blühenden Geist und die anmuthige Melodie seiner Muse, und verdank' ihm die nicht geringe Mühe, die er auf ein solches Werk gewendet hat; aber zugleich fühl ich mich berechtigt, Forderungen an ihn zu thun, welche bey wenigen unsrer jungen Sänger mir einfallen würden.

Als Hr. Bürger sich vorsezte, gegenwärtiges Gedicht zu bearbeiten, mußt' er es entweder als ein merkwürdiges Stück des Römischen, obgleich spätern, Alterthums, als ein Ueberbleibsel jener Feste betrachten, wovon die lateinischen Schriftsteller uns so wenig Umständliches melden, und als ein solches für einen auserlesenen Haufen von Kennern und Liebhabern, in einer treuen Uebersetzung es darstellen wollen; oder sein Gedanke war bloß, ein neues Lied auf den Frühling und auf die Liebe zu verfertigen, und die Schönheiten dazu aus jenem

nem älteren Gedichte zusammengetragen. Im erstern Falle, durft er nicht, wider die Autorität aller Manuscripte, ja selbst gegen das Beyspiel aller verbessernden Commentatoren, welche bereits kühn genug mit dem Stück umgegangen sind, ganze Stellen auslassen und versetzen. Er durfte nicht den Ton des Originals verlassen, nicht einen höhern Lyrischen Flug nehmen, wenn sein Vorgänger unter Wiesenblumen sich aufhält, noch die angenehmen Wiederholungen in gewissen Versen, die zu dem Charakteristischen dieses Hymnus gehören, meistens verabsäumen. Im andern Falle, war der Gedanke vortreflich, ein schönes Ganzes aus einem Gedichte zu machen, welches, ohngeachtet der unsäglichen auf die verstümmelten Manuscripte gewendeten Arbeit der Commentatoren, von Pithou an bis zum Salmasius, und von diesem bis zu Sanadon und Henault (*), immer etwas höchst Unvollkommenes geblieben ist. Unser teutscher Nachahmer konnte die Ungleichheit des Styls, den falschen Geschmack in gesuchten Zierrathen, und andre Fehler, welche die besten Criticker dem Lateiner vorgeworfen, vermeiden; hingegen die zerstreuten Lieblichkeiten desselben in einer geringern Anzahl von Versen vereinigen. Hierzu war nöthig, daß er dasjenige ausließe, was nach der in jenen Zeiten erforderlichen Form des Gedichts, nach jenen mythologischen Begriffen, oder um des damaligen Interesse willen, hineingebracht werden mußte; was aber für uns nicht mehr dasselbige ist. Dahin rechne ich den Aether und Mutter Tellus, imgleichen Cölus allerreinstes Blut; insonderheit die Stelle: Sie befreyt' Anchisens Laren

(*) s. Poëme de Pétrone sur la guerre civile voc. avec des Rémarques, et des conjectures sur le poëme intitulé *Peruigilium Veneris*. A Amsterdam MDCCXXXVII. Ein Werk, das in Frankreich dem Präsident Henault zugeschrieben wird.

Laren ꝛc. Jene Fabeln, und dieses Fragment der Römischen Geschichte haben, so wie hier, im Vorübergange berührt, nicht den mindesten Reiz für uns. Ferner war es nöthig, daß unser Dichter von demjenigen nichts ausließe, nichts veränderte, was seine Nachahmung schöner machen konnte, so bald er es überzutragen im Stande war. In Absicht des Lezteren will ich noch einen Augenblick bey der Vergleichung des Teutschen mit dem Römer verweilen.

Der Teutsche fängt mit einer Beschreibung des Frühlings an, ohne der Liebe dabey zu gedenken. Der Römer, seines Gegenstandes voll, singt den Frühling; aber nur, als den Monat der Venus.

„Der junge, liederreiche Frühling ist da. Im Frühling ist die Welt gebohren (*). Im Frühling begegnen sich Liebe und Gegenliebe. Im Frühling paaren sich die Vögel; und der Hain, mit aufgelösten Haaren, empfängt den sich vermählenden Regen. Morgen wird Venus auf ihrem hohen Throne Gericht halten.„

Gleich darauf läßt er die Göttin gebohren werden. Sie schmücket das Jahr mit Blumen, besprengt, unter dem Hauche des Zephyrs, die Erde mit Thau, und sorgt für die Jungfräulichen Rosen, die aus dem Blut ihres Adonis entstanden, und aus Küssen der Liebe.

Hier sieht man sogleich den Schauplatz, wo die Feste gefeyert werden, von der Liebesgöttin selbst erschaffen und eingeweiht!

Die

(*) Vere natus orbis est: Eine Lesart des Pithou (oder Pithäus) welche Henault gleichfalls angenommen hat, und die ohne Zweifel die ungezwungenste ist. Sie macht den herrlichsten Eingang zu einem Lobgedicht auf den Frühling und auf die Liebe. Der erste Frühlingstag ist der Geburtstag der Welt.

Die Verse des Teutschen:

„Morgen, unter Myrtenlauben,
Ladet sie zum Tanz uns ein;„

stimmen nicht völlig mit den folgenden:

„Morgen, vom erhabnen Throne,
Winket uns ihr Richterstab,
Und sie spricht, zu Straf' und Lohne,
Gütevolles Recht herab.„

Uebrigens hat der Richterstab ein sehr ernsthaftes Ansehen; und die ganze Stelle ist nicht so kurz, nicht so voll Einfalt, wie die Lateinische.

Gleiche Beschuldigung verdienen die Verse:

„Schon durchwallt die frohen Haine
Cythereens Nymphenschaar. u. s. w.

Insonderheit der Zusatz:

„Unverbrüchliche Gesetze
Wollen, daß sein Bogen heut
Keiner Nymphe Brust verletze.„

Wie simpel im Original!

„Venus selber will, daß die Nymphen in den Myrthenhain gehen. Der Knabe der Göttin begleitet die Mädchen. Aber dennoch darf man nicht trauen. So lang' er seine Pfeile trägt, feyert er nicht. Geht immer, ihr Nymphen! er legt die Waffen ab; Amor feyert. Man hat ihm befohlen, unbewafnet zu gehen; nackt zu gehen hat man ihm befohlen, daß er nicht mit dem Bogen, nicht mit dem Pfeile, nicht mit der Fackel etwas verletze. Dennoch, ihr Nymphen! hütet euch, denn Cupido ist schön. Auch nackt hat er seine ganze Rüstung.„

Die

Die nachherige schöne Stelle, wo Venus den versammleten Mädchen mit eignem Munde befiehlt, dem Amor nicht zu trauen, ist im Teutschen weggelassen.

Am wenigsten bin ich mit der Nachahmung in folgendem zufrieden:

„Liebe segnet die Gefilde,
Und beseliget den Hain;
Liebe flößt dem rauhen Wilde
Wonnigliche Regung ein. u. s. w.

Denn, bedienet von den Horen,
Hat sie ihr allmächtig Kind,
Hat sie Amorn hier gebohren,
Dem wir alle dankbar sind.„

Ich übergehe die Zusätze: bedienet von den Horen, ihr allmächtig Kind, und den lezten Vers, welcher zu matt, und dem Orte, wo er steht, fremd ist; ich bemerke nur überhaupt, daß ich die ganz einfältigen Gedanken des Originals, und deren leichte Verbindung gar nicht wiederfinde. Jener Hain, und die Wollust des rauhen Wildes entfernt mich davon. Der ältere Dichter sagt:

„Auch die Felder befruchtet die Liebe. Auch sie empfinden die Einflüsse der Venus. Amor selbst, der Knabe Dionens, soll auf dem Felde gebohren sey. Der Acker nahm ihn auf, als seine Mutter gebahr, u. s. w.„ (*)

Noch zwo Kleinigkeiten? Erstlich, ist es nicht antik, der Liebesgöttinn die Pomona zur Gefährtinn

(*) Nichts hat über diese streitige Stelle mich vollkommen befriedigt, als was Rivinus bey der Lesart des Lipsius bemerkt, obgleich Rivinus selbst jener Lesart nicht beystimmt. S. Peruigilium Veneris, ex edit. Petr. Pithoei etc. Hagae Comitum, MDCCXII. p. 159. sq.

fährtinn zu geben. Die alten Dichter beobachteten, auch in Absicht ihrer Götter, ein strenges Costume, wovon wir bey dem Verfasser der Nachtfeyer, in seiner Anrede an Diana, ein in die Augen fallendes Beyspiel sehen. Zweytens, widerspricht es der Würde dieses Hymnus, wenn man denselben ein Liedchen nennt.

S. 71. An Herrn und Frau v. St., als sie auf ihre Güther reisten.

Ich möchte diesen anmuthigen Brief verschiednen unsrer jungen Dichter empfehlen, welche dergleichen kleine Stücke zu Dutzenden machen, ohne daß es ihnen die geringste Mühe kostet. Vielleicht besönnen sie sich, ob in ihren Werkchen eben so viel Erfindung, und ihre leichte Arbeit von eben der Gattung wäre?

S. 88. Auf Michaelis Tod.

Das Grab meines Freundes ist mir zu heilig, als daß ich den ausgeschnitzten Genius, der auf demselben weint, nach den Regeln der Kunst untersuchen sollte; aber es sey mir vergönnt, bey dem Grabe zu verweilen, und den Staub meines Freundes zu segnen, oder vielmehr in der Stube, worinn ich dieses schreibe, worinn ich mit dem Verstorbnen einen ganzen Winter zusammen lebte, und worinn er starb, noch Einmal aus dem Innersten meines Herzens zu sagen: Armer Michaelis!

S. 117. Cidli.

Nie sah' ich ein lieblicheres Bild, noch hört' ich eine süßere Melodie. So singt der jüngste der Engel, dem es gefallen hat, sich unter die zärtlichsten Liebesgötter zu mischen; oder so mahlt er sich, beym Genusse des ErdenFrühlings, eine lachende Phantasie in eine Rosenwolke.

S. 127. An ein Mädchen, das am Frohnleichnamsfest ein Marienbild trug.

Eine der glücklichsten Ideen, des empfindungsvollen Dichters, welcher sie bearbeitet hat, würdig! Aber so vortrefliche Stellen auch in dem Gedichte vorkommen, so wünscht' ich dem Ganzen dennoch mehr Anschauendes. Ueberdem seh' ich etwas, das in dem Liede seyn könnte, und nicht darinn ist.

Ein Mädchen, in die Zahl derer wenigen aufgenommen, die ein tadelfreyes Leben zu einer so heiligen Handlung fähig macht! Dieses Mädchen, zu dem feyerlichsten Feste bekränzt, auf ihrer Jungfräulichen Schulter das Marienbild, zu ihren Füssen die Erde mit Blumen bestreut, ihre Stimm' unter dem allgemeinen Gesang des Volks, ein Chor von Engeln um den Sitz ihrer Königin, und ein besonderer Schutzengel für jede Jungfrau, welche das Gewand der Himmlischen berühren darf! Mitten in solchem Pomp, unter Kränzen, Blumen, Altären, mit Mayen umpflanzt, unter Hymnen und Engeln, ein Gefühl der Liebe für das andächtige Mädchen; aber ein Gefühl, das sich mit dem Gedanken verträgt, sie dereinst im Himmel, als eine Heilige, zu verehren!

S. 141. An *** Nachts den 11ten Jul. 1772.

Schade, daß in diesem reizenden Stücke, welches das sanfte Colorit einer vom Mond erleuchteten Sommergegend hat, sich eine Zweydeutigkeit findet, nemlich in den beyden Versen:

„Sie selber vormals eine Blume,
Und nun gereift der Ewigkeit.„

Man glaubt, die Schöne sey gestorben, und doch ist sie es nicht. —

Aber ich vergesse, daß ich noch eine ganze Samlung von Gedichten durchzugehen habe. Nichts weiter mehr von den gegenwärtigen, als ein Glückwunsch

wunsch an Hrn. Bürger zu seiner Lenore. Welche Kunst in der Behandlung eines solchen Gegenstandes! Eine beständige Mischung des Comischen und des Gräßlichen, ohne daß sie beleidigt! Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt, und vom Kenner bewundert! Ein Gespenstermährchen, und ein Meisterstück der Poesie!

II.) Almanach der teutschen Musen.

Gedichte.

S. 8. Das Minnelager.

Sollten unsre neuen Minnelieder, auch die besten darunter, mit den alten verglichen, wohl etwas anders seyn, als was die Lockpfeife des Vogelstellers ist, wenn man den würklichen Gesang des Vogels dagegen hört? Dieser singt, weil er sein Nest im Grünen baut, weil er den Gatten ruft und die Kinder warnt; indessen jener bloß seiner Handthierung nachgeht. — Wer in diesem Minnelager den Geist der alten Sänger zu verstehen, die Naivetät der Empfindung aufzufangen im Stande ist, der wird sagen, daß ich die Wahrheit rede.

S. 39. An Lina.

„Alles reizt! Ihr Reden und ihr Neigen;
Wenn sie seufzet oder lacht!
Aber lieber will ich schweigen:
Schweigen bringt ihr nicht Verdacht!
Ha! mir ist, als ob ich Sünde thäte,
Denk' ich an die Rosenhelle Stäte,
Wo ihr Mund, ein leichtes, Morgenroth,
Mir das erste Lächeln bot!

Anno 1st & 2nd Geo. IV. cap. 17.

Anno 1st & 2nd Geo. IV. cap. 18.

Anno 1st & 2nd Geo. IV. cap. 19.

Anno 1st & 2nd Geo. IV. cap. 20.

Anno 1st & 2nd Geo. IV. cap. 21.

Anno 1st & 2nd Geo. IV. cap.

Die lose Dirne kommt ihm heimlich zugeschlichen,
Und hält ihm fest die Augen zu.

Vor Lachen lässet er die scharfe Sichel fallen,
Und springt dem muntern Mädchen nach;
Und küsset es zur Straf', und alle Schnitter
iauchzen,
Und küssen ihre Mädchen auch. „

Eine gute Schilderung, in der Manier des Tenier, welche sich besser ausnehmen würde, wenn der Reim nicht fehlte! Dieser vermehrt in solchen Beschreibungen die Leichtigkeit und Naivetät. Wie aber verträgt sich mit dem braunen, der Natur gemäß abgebildeten Schnitter folgender Arkadier?

„Des Mittags werden mich des Hirten Tön' erfreuen,
Der unter einer Ulme liegt;
Sein Mädchen sizt bey ihm, und schmückt sein
Haar mit Blumen,
Und höret seiner Flöte zu. „

Die erste Vorstellung aus dem Zeitalter, worinn wir leben, zerstört die lezte. Wir sind auf Ideale der goldnen Zeit nicht vorbereitet; wir glauben an keine Schäfer, die lieblich auf der Flöte spielen, und sich das Haar bekränzen. In einer Erzählung des Cervantes, sagt Bergança, ein ehemaliger Schäferhund: „Wenn meine Hirten sangen, so waren es keine zusammenstimmende, wohlgesezte Lieder, sondern Bauer-Stückchen; nicht von Schalmeyen und Flöten, sondern von dem Klang aneinandergeschlagener Schäferstäbe, oder zwischen die Finger gelegter Schiefern begleitet. Statt der angenehmen Töne vernahm' ich rauhe Stimmen, die, allein, oder vereinigt, weniger einem Gesang als einem Geschrey ähnlich waren. Der grösste Theil des Tages gieng auf das Reinigen und Ausbessern ihrer Schuhe. Auch hiessen sie nicht Amaryllis,

Galathea, Damöt, Tyren; sondern Anton, Paul u. s. w. . . . Wenn ich nur einige Ueberbleibsel von ienem glücklichen Leben angetroffen hätte; von ienen anmuthigen Wiesen, geräumigen Wäldern, heiligen Bergen u. s. w. „ (*)

Auf diese ganz natürlichen Gedanken muß uns der Idyllen-Sänger nicht kommen lassen; oder, um die Anmerkung weiter auszudehnen, unsre iungen Dichter müssen auf die Einheit ihrer Bilder allen möglichen Fleiß wenden.

Auf der 80sten Seite hab ich auch den versteinerten Krystall unterstrichen.

S. 86. Der Traum.

Hüpft wie ein Morgenlüftgen vorbey, und verdient, in einem Tempe geträumt zu werden.

S. 88.

Es giebt gewisse Schönheiten, die einen eignen Sinn erfordern. Diejenigen, welchen derselbe mangelt, sollten wenigstens andre vollkommnere Geschöpfe nicht verspotten. — So viel von diesen Hendekasyllaben! Es wäre lächerlich, einem die Laune einpredigen zu wollen.

S. 90. Wunsch.

„Das Wäldchen, das, der Unschuld gleich,
In weißen Flor sich hüllet,
Und den beschilften Silberteich
Mit Blüthen überfüllet.

Der Pappel grüne Nacht, aus der
Ein Turteltäubchen girret.

Den

(*) Novelas Exemplares de Miguel de Cervantes. En Sevilla. Anno 1641. fol. 295. sqq.

Den Apfelbaum, um den ein Heer
Von Maienkäfern ſchwirret.

Den Abend, der mit einemmal
Den halben Himmel röthet.
Den Hirten, der im letzten Stral
Dem Tag zu Grabe flötet.„

Sollt' es keinem von denen angehenden Künſtlern, die bey ihren Mahlereyen ſo gewaltige Anſtalten machen, in den Sinn kommen, vor einem ſo herrlichen Gemählde ihre Pinſel zu zerbrechen?

Am Ende dieſes Gedichts hat die traurige Zweydeutigkeit, welche Boileau nicht ohne Grund mit einer langweiligen Epiſtel verfolgt, ihr Spiel.

„Wo nicht, ſo lehrt die Spröde mich
Und ihren Stolz verachten.„

S. 95. Leander und Jsmene.

Launicht, naif, ſchön verſificiert, vortrefliche Bilder, lebhaftes Colorit, ein Muſter einer guten Romanze!

S. 112. Ueber die Hinfälligkeit der Menſchen.

Ein allgemein bekannter Satz ohne Anwendung! Erhaben iſt das Gleichnis:

„— wie ununſchifbar die hohe Scylla
Sich in der Sicilischen Flut erhebt, ſo
Steht im Oceane der Zeit der Tod, und
Keiner umſchifft ihn.„

Dieſem und allen Gedichten des Herrn v. D. fehlt es an der Fiction, welche ganz allein Verſe zu wahrer Poeſie macht.

S. 133. Der Abschied.

Nach meinem Urtheil, ist dies eine von unsern allerschönsten Elegien; lauter Wahrheit, lauter Natur, und die herzliche, warme, rührende Sprache der Empfindung, welche genug in der Nähe sieht, um nichts in der Ferne zu suchen. Es that mir leid, als ich von eben demselben Dichter, S. 164, eine andre Elegie fand, die fast keine von eben gerühmten Vollkommenheiten, hingegen eine Menge falscher Versetzungen hat. Die einzigen Verse, woran ich ihn wieder erkannte, sind folgende:

„Suchen (werde ich) nicht umsonst in diesen Gründen
Nach dem Troste, den ich hier vermißt,
Und doch Einen guten Schatten finden,
Der mich treuer in die Arme schließt.„

S. 194. Der Arme an die Feldmäuse.

Wohl dem, welcher dieses Stück gehörig empfinden kann!

S. 211. Zu dem Mädchen, das zu seiner Freundinn sagte:

„Nimm diese Lieder hin,
Für die ich nun nicht mehr empfindlich bin!
Du hast ein Herz;„ u. s. w.

Zu dem Mädchen kehren gewiß die Freuden zurück! Wann meine Prophezeyhung eintrift, dann bitt' ich sie, weil sie die ersteren verschenkte, andre Lieder von mir zu fordern; es müßten denn die Musen, zur Strafe dafür, daß ich den Critiker machte, mir keine ferner eingeben wollen. Ich hoff' es nicht; indessen ist es am sichersten, diese Critik zu beschließen.

J. G. Jacobi.

III.

Dritter Brief.

Ueber die

Recherches philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois, par M. de P***. A Berlin, chez G. J. Decker. MDCCLXXXIII. 2 Vol. in 8vo.

Meinem Verſprechen zufolge habe ich Sie heute von einer ſehr ſeltſamen Gattung Menſchen, von den Aegyptiern zu unterhalten. Die ganze Weltgeſchichte wird uns ſchwerlich ein andres eben ſo kleines Volk darbieten, welches ſich in eben dem Grade berühmt gemacht hätte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat ihre Anzahl ſich nie über fünf Millionen belaufen. Den Ausrechnungen einiger Engelländer zufolge, enthält Aegypten 46900 Quadratmeilen, 20 Meilen auf einen Grad gerechnet; aber kaum 3000 dieſer Meilen ſind würklich fruchtbar: der Reſt beſteht in Sandmeeren, nackten Felſen oder dürren Ländereyen, welche zu hoch liegen, als daß man ſie mit irgend einer von denen hydrauliſchen Maſchienen, welche bey den Alten im Gebrauch waren, hätte befeuchten können. Der Hr. von P*** vermuthet, dieſes lange Thal ſey urſprünglich durch Colonien, welche von den Höhen Aethiopiens heruntergekommen, bevölkert worden; und

diese Meinung hat nicht nur die Beschaffenheit der Lage für sich, sondern auch die Ueberlieferung der Aethiopier selbst, welche beständig diese Abstammung der Aegyptier von ihnen behauptet haben; und man findet nicht, daß die Priester zu Theben und Memphis ihnen jemahls wiedersprochen hätten.

Da zwoo Ketten parallel laufender Gebirge die Ufer des Nils einschließen, so hat die Luft dort keinen freyen Umlauf: die Hitze ist entsetzlich; und selbst der Wind, wenn er nicht aus Norden kömmt, brennend. Die in Stillstand gerathene Gewässer faulen schnell. Diese Ursachen zusammengenommen erzeugen sehr grausame Krankheiten, worunter das Augenweh, die Pest und der Aussatz die bekanntesten sind. Um diesen Uebeln zu begegnen, hatten die alten Einwohner Aegyptens eine ganz besondere Lebensart erfunden, welche unser Verfasser ihre diätische Anordnung nennt, und derselben wesentlichste Theile ausführlich abhandelt.

Die Aegyptier waren fast alle der Vorzüge, welche die körperliche Schönheit ausmachen, beraubt. Ihr ernsthafter und finsterer Charakter artete leicht in Melancholie aus, welches zusammen einen sehr merklichen Einfluß in ihre Gesetze, ihre Religion und Gebräuche gehabt hat. Der Hr. v. P*** führt viele merkwürdige Facta gegen die durch den Herodotus,

dotus, Diodorus Siculus und Mela erzeugte Meinung von dem unumschränkten Ansehen oder der zügellosen Freiheit, welche die ägyptischen Weiber genossen, an. Was man hierüber in den angeführten Schriftstellern liest, betrift vermuthlich nur die Sitten des damahligen Pöbels. Aus dem was wir von der Lebensart und den Gebräuchen der vornehmern Aegyptier wissen, läßt sich vermuthen, daß ihre Weiber, wie bey den übrigen Orientalern, so gar eingeschlossen gewesen. Am königlichen Hofe haben sich immer Verschnittene befunden, und, wie bekannt, wurde schon Pharao Ammamenes das Opfer einer von den Vornehmsten unter ihnen angesponnenen Verschwörung. Daß die Aegyptier sehr eifersüchtig gewesen, ist außer Zweifel; und sie sind es noch, wie unter andern d'Arvieux und Maillet bezeugen. Plutarch erzählt, den ägyptischen Weibern sey verboten gewesen, Schuhe zu tragen; (*) welcher Gebrauch nachher in ein bürgerlich Gesetz verwandelt ward, und zwar unter dem Kalifat des Hakim, Stifter der Religion der Drusen, welche wir jetzt eine so große Rolle in den syrischen Unruhen spielen sehen, und die noch immer das unter dem Titel, Kitab-al-Machaid, bekannte heilige Buch aufbewahren. Dieses Buch, worinn sich das zur Unterstützung des Zeugnisses des Plutarchs angeführte

(*) Praecepta connub. p. 121.

angeführte Gesetz befindet, ist von dem Hrn. Petit de la Croix aus einer arabischen Handschrift ins Französische übersetzt worden, weswegen man sich dann ein wenig zu verwundern hat, daß seine Existenz gewissen gelehrten Männern unbekannt geblieben ist.

Unser Verfasser glaubt nicht, daß es den Aegyptiern erlaubt gewesen sey, ihre Schwestern zu heyrathen; denn er hat bey ihnen kein Beyspiel einer ähnlichen Heyrath vor dem Jahrhundert des Alexanders angetroffen, und vermuthet daher, diese Art von Verbindungen sey erst nach der Eroberung der Griechen eingeführet worden, bey welchen das macedonische Recht sie gut hieß. Zufolge dieses Rechts haben die Ptolomäer, welche macedonischen Ursprungs waren, vielfältig ihre Schwestern geheyrathet, ohne daß sich daher in ihrem Geschlecht eine physische Ausartung hätte verspüren lassen, wie man, nach einigen in Ungarn an Pferden gemachten Erfahrungen, natürlich zu erfolgen gemuthmaßet hat.

Obgleich die Aegyptier in verschiedene Zünfte, der gewöhnlichen Vermuthung nach 12 an der Zahl, vertheilt waren; so machten sie in der That doch nur 3 abgesonderte politische Körper aus: nehmlich das Volk, die Soldaten, und die Priester: in den Händen der letztern waren alle obrigkeitlichen Würden, und sie stunden den wichtigsten Regierungsgeschäften

schäften vor. Die Clerisey der alten Aegyptier kann daher mit keiner Clerisey irgend eines europäischen Staats verglichen werden, woselbst die Geistlichen gar keine Verrichtungen der bürgerlichen Obrigkeit thun. Gewisser massen waren die ägyptischen Priester das, was man in der Türkei die Gesetzkundigen nennt, aus welchen man ohne Unterschied Cadis und Imans wählt.

Da weder die Priester noch die Kriegsleute sich mit mechanischen Arbeiten beschäftigten, so wurden diese insgesammt von den übrigen Zünften verrichtet; daß aber die Künste in den Familien zugleich erblich gewesen, wird von unserm Verfasser bezweifelt, welcher ganz andre Ursachen von dem geringen Fortgange der Mahler- Bildhauer- und Steinschneider-Kunst bey dem Aegyptiern angiebt.

Daß die Aegyptier nie keine beträchtliche Aenderungen weder in der Theorie noch in der Ausübung ihrer Künste vorgenommen, und in allen ihren Werken eine so große Einförmigkeit geherrscht, leitet der Hr. v. P*** hauptsächlich aus ihrem symbolischen Gottesdienste und ihren damit zusammenstimmenden bürgerlichen Anordnungen her. „Die Mythologie der Aegyptier, sagt er, scheint auf Speculationen gegründet gewesen zu seyn, welche den bildenden Künsten keinen fruchtbaren Stoff darboten. Ihre Mahler und Bildhauer hatten lauter

als Ausdruck, Ausdrucksmittel, Mittel dafür,
Ausdrucksform, Ausdrucksweise, Form, Art und
Weise, Gestalt, Gestaltung, Gestaltungsmittel,
Gestaltungsform, Gestaltungsweise, Gestaltungsart,
Darstellung, Darstellungsmittel, Darstellungsform,
Darstellungsweise, Darstellungsart, Wiedergabe,
Wiedergabemittel, Wiedergabeform, Wiedergabeweise,
Wiedergabeart, Ausgestaltung, Ausgestaltungsmittel,
Ausgestaltungsform, Ausgestaltungsweise,
Ausgestaltungsart, Gestaltungsmittel, Gestaltungsform,
Gestaltungsweise, Gestaltungsart, Ausgestaltung,
Ausgestaltungsmittel, Ausgestaltungsform,
Ausgestaltungsweise, Ausgestaltungsart, Gestaltung,
Gestaltungsmittel, Gestaltungsform, Gestaltungsweise,
Gestaltungsart, Ausgestaltung, Ausgestaltungsmittel,
Ausgestaltungsform, Ausgestaltungsweise,
Ausgestaltungsart, Gestaltung, Gestaltungsmittel,
Gestaltungsform, Gestaltungsweise, Gestaltungsart,
Ausgestaltung,

nalischen Gasse aus dem griechischen Lustspiele der Clemente her, ob man sich gleich das Gegentheil wahrnehmen; wenigstens sie dem griechischen ähnlich machen will, und deswegen an mehr als einem Orte seine Absicht ausdrücklich bemerket, man mehr zuthun habe, den griechischen Originalen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als sich mit den römischen lächerlich zu machen.

Mit den Worten des Herr. D. Gottsched bringt Terenz der Kayserlinn und der Vergnügung Ehrfurcht, Kunst für seine Werke, und Wissenschaft in seiner Gedichten so viel, daß sie ihre hohen Gegenstand verrathen.

Den drey Wortgattungen und Sprachen, Lateine, Kunst, Wissenschaft, sind die Kayserlichen Gedichte so weit, als sie der Lateinischen Sprache fähig sind, gewachsen, und der Kayserliche Geschmack hat sich in diesen Gedichten so weit ausgebreitet, als die Sprache, (*) dem Terenz nicht eine solche Fertigkeit, und unverhältnismäßige Wendungs die griechischen

(*) Scheidius der Kunst des Terentianus. 1. Theil. 1. Cap. S. 27.

Bücher, wie sie die meisten Schulbücher sind, ist es nicht nöthig, daß sie in einem Zuge gelesen werden, sondern es ist genug, wenn man sie in Stücken liest, wie sie eben vorkommen. Und dies ist auch der Grund, warum ich sie nicht in Verse gebracht habe, weil sie sonst nicht so leicht zu behalten wären.

Die andere auf Beschäftigung, in welcher ich meine Kinder unterrichte, ist das Rechnen. Ich habe ihnen zu dem Ende eine Rechentafel machen lassen, wie sie in der Beilage 2 abgebildet ist. Diese ist 2 Schuh hoch und 1½ Schuh breit. Sie ist in 10 Reihen getheilt, und jede Reihe in 10 Felder. Die Reihen sind mit den Buchstaben a, b, c, d, e, f, g, h, i, k bezeichnet, und die Felder mit den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10. Die Tafel ist mit Leinwand überzogen, damit man mit Kreide darauf schreiben kann, und damit man sie auswischen kann, wenn man will. Ich habe sie in meinem Zimmer an der Wand hängen, und wenn ich mit meinen Kindern rechnen will, so nehme ich sie herab, und lege sie auf den Tisch.

äußerste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit, mit der äußersten Empfindlichkeit verbunden antreffe (*).

Aus den angeführten Ursachen zusammengenommen, läßt sich das Finstere und Geheimnißvolle der Aegyptischen Lehrart, das Abentheuerliche verschiedener religiösen und bürgerlichen Institute dieser Nation, und ihr entschiedener Geschmack am Räthselhaften und Verborgenen ziemlich gut erklären. Ihre Priester, welche, um dem Nachdenken obzuliegen, sich sogar in Hölen und unterirrdische Gemächer einsperrten, scheinen ihre Mitbürger im Hang zum Finstern und Melancholischen noch übertroffen zu haben. Die Ursache der sorgfältigen Verbergung ihrer heiligen Bücher haben gewisse Gelehrte in dem Gebrauche der Hieroglyphen finden wollen: aber wie unwahrscheinlich! Eben weil sie sich der hieroglyphischen Schreibart bedienten, hätten sie nicht nöthig gehabt, ihre Bücher so ängstlich zu verstecken, wie die Priester Griechenlandes und Italiens, welche sich gemeiner Lettern bedienten. Diese Schrift war jedem lesbar, jene hingegen schüzte ihre eigene Natur, nach dem Ausdrucke des Apulejus, vor der Neubegierde der Unheiligen.

Die Aegyptische Baukunst ist, gleich den übrigen Künsten, weit unter der Vollkommenheit

(*) Zimmermann von der Einsamkeit, S. 77-89.

heit geblieben. Bevor die Aegyptier sich zu einer Nation formirt hatten, lebten sie vermuthlich, als Troglodyten, in den Hölen Aethiopiens; und daher scheint auch das erste Muster ihrer Gebäude eine solche Felsenhöle, und nicht wie bey den Griechen, wo Clima und Boden ganz anders waren, eine Bauernhütte, oder wie bey den Chinesern, ein Zelt gewesen zu seyn. Sie blieben beständig fort große Liebhaber von unterirdischen Gängen und Gemächern, und das Ansehen vieler ihrer Gebäude ist wie von erkünstelten Felsen. Von der Bauart der Aegyptier ist die Bauart der Chineser ganz und gar unterschieden; am wesentlichsten aber wohl dadurch, daß jene das Dauerhafte, das Unzerstöhrbare, und gleichsam das Ewige beäugten; diese im Gegentheil alles sehr zerbrechlich anlegen.

Die Obelisken und Pyramiden waren dem Wesen, welches diese Welt beleuchtet, zu Ehren errichtet; und nur um deßwillen, sagt der Hr. v. P***, seyen ihre vier Seiten von den Priestern gerade nach den vier Hauptgegenden des Himmels gerichtet worden. Er verwirft aus sehr annehmlichen Gründen die Meynung, daß die Obelisken zu Sonnenzeigern, und die Spitzsäulen zu Andeutung der Wendung der Sonne im Thierkreise gedienet haben. Eben so wenig sollen leztere zu Grabstätten für Könige bestimmt gewesen seyn; welches unter andern auch Schaw bestritten, und sich darzu-

thun

großen Pyramide zu den vier eigentlichen Gebäuden. Der Wahrscheinlichkeit der drei neuen Hypothesen, welche dieses Kolossalische Grabmahl des Cheops von mir und dem Herrn Professor Hirt erhalten hat, kann man dann in Ansehung der mehrern Bequemlichkeiten, welche das neue gebildete Grabmahl der Pyramidenform — im Innern und äußern Verhältnisse — gewähren würde, noch einige Grade mehr zusetzen.

Die Ursache, welche man angiebt, warum Cheops nicht die Pyramidenform beybehalten hat, welche er in seinem Tode dem ersten Gebäude seines Zeitalters gab, ist eine Fabel. Wüßte man, daß Cheops seinen Tod selbst gewählt hätte, so könnte man den Grund, welchen die Priester den Herodotus angeben ließen, daß nämlich Cheops sich nicht getraute, sein Grabmahl neben seinem Vater, Chefren, zu errichten, aber den Grund, daß er

Nach Abschluß der Arbeiten wurde die Kommission durch Herrn Professor Dr. Hermann Wagner, Direktor des Geographischen Instituts der Universität Göttingen, ersucht, ihr Gutachten über die Frage abzugeben, ob die Arbeiten der Kommission als geeignet anzusehen seien, um als Grundlage für die Festsetzung der Grenzen zu dienen.

Die Kommission hat sich in ihrer Sitzung vom 15. Juli 1919 dahin ausgesprochen, daß die Arbeiten der Kommission als geeignet anzusehen seien, um als Grundlage für die Festsetzung der Grenzen zu dienen. Sie hat sich dabei auf folgende Gründe gestützt:

1. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

2. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

3. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

4. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

5. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

6. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

7. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

8. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

9. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

10. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

11. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

12. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

13. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

14. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

15. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

16. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

17. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

18. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

19. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

20. Die Kommission hat sich bei ihren Arbeiten auf die Grundsätze gestützt, die in der Denkschrift der Deutschen Regierung vom 29. Mai 1919 niedergelegt sind.

Kälte, Hitze, die Luft, die Gestalt, Farbe, Dauer, und andere Eigenschaften, die sie haben, oder haben können, und wodurch sie sich voneinander unterscheiden, sind Dinge, die jedermann sich vorstellen kann, und wovon wir also nicht nöthig haben, weitläuftig zu reden. Die Thiere, 2) Thiere, ist die zweyte Art, wodurch wir die Geschöpfe Gottes eintheilen. Diese Benennung begreift alle Geschöpfe in sich, die Empfindung, Leben, Bewegung, Willkühr, und andere dergleichen Eigenschaften haben, wodurch sie sich von den Pflanzen und Steinen unterscheiden, und wovon wir auch in unserm Leben, und Umgange mit ihnen, so viel zu wissen nöthig haben, als wir brauchen, sie zu unserm Nutzen, Vergnügen, und Ergötzung anzuwenden. Wir wollen also nur einige Anmerkungen machen, die uns in dem Umgange mit den Thieren, und in dem Gebrauche, den wir von ihnen machen, nützlich seyn können.

Es ist die Absicht von der Schöpfer, und Hausvorsehung, daß wir uns der Thiere bedienen sollen. Gen. 1. 28. 29. Sie sollen uns Nutzen thun, und wir sollen sie brauchen dürfen, sie zu unserm Nutzen, Vergnügen, und Ergötzung anzuwenden. Aber wir sollen sie auch nicht mißbrauchen, sie quälen, und ihnen mehr Last, mehr Arbeit aufbürden, als sie tragen können. Wir sollen

neurenden Kreis ihrer Bedürfnisse gehöret, verfertiget wird. Nach vielem Forschen glaubt der Hr. v. P*** die Quelle dieses Gebrauchs in dem Geiste oder Zweck eines Justinianischen Gesetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiser von Constantinopel (schreibt „unser Verf.) nachdem sie ihren Unterthanen „verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, „achteten dieses Gesetz für so wichtig, daß jedermann in die Unmöglichkeit gesezt werden „müsse, es zu überschreiten. In dieser Absicht „verboten sie ferner, im ganzen Umfange ihres „Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wonächst ihnen selbst dann kein andres Mittel „übrig blieb, sich dergleichen zu verschaffen, „als eigne Arbeiter dafür in ihrem Pallaste „zu halten. Man etablirte also im Pallast „Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung „der Diplomen, Patente und Rescripte: denn „diese Dinte war auch purpurfarben, und wir „haben noch das Gesetz, dem zufolge es einem „jeden Particulier untersagt ist, sie zu machen „und zu gebrauchen.„

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe „dieser Fürsten in gleichen Grade mit ihrer Tirannen immer höher stieg; so bildeten sie sich „ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kaiserliche Zierrathen gleichfals im Pallast zu „Constantinopel verfertiget würden; und da „nun zur Verfertigung dieser Zierrathen eine

„Menge

„Menge verschiedener Gattungen von Arbei„tern gehörte, so setzte man am Hofe, außer „den Färbern, auch Goldarbeiter, Demant„schneider, Weber, Schuster, Gürtler, Satt„ler, u. s. w. nieder. „

Hier sind die eigentlichen Worte des von dem Kaiser Justinian gegebenen Gesetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß „von den Hofarbeitern an meinem Hofe selbst „gemacht; und nicht hie und da in Werkstät„ten verfertiget werden. „

„Ornamenta enim regia intra aulam meam „fieri a palatinis artificibus debent, non pas„sim in privatis domibus aut officinis pa„rari. „ (*)

Die Besorgniß dieses Fürsten wegen der Art, wie man seinem Gesetze ausweichen könne, ist nicht minder merkwürdig, als das Gesetz selbst. „Die Particuliere, sagt er, „welche kaiserliche Zierrathen unter dem Vor„wande mir ein Geschenk damit machen zu „wollen, verfertigen lassen, sollen mit dem To„de bestraft werden. „ (**)

(*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S. auch die Gesetze unter den Tituln: de Murilegulis und de vestibus holoberis.

(**) Tom. I. p. 293-295.

Diese aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Ursprunges eines so allgemeinen Instituts, als die Werkhäuser an den despotischen Höfen, will mir aus verschiedenen Ursachen nicht recht einleuchten. Die Sache, deucht mir, läßt sich natürlicher aus der wesentlichen Oekonomie der persönlichen Sclaverey und den Folgen des Despotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sclaverey im Schwange war, selbst in den Freystaaten, hatte jeder freyer Bürger Werkstätte in seinem Hause. Dieser Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zusammenfluß verschiedener dieser Verfassung eigenthümlichen Mittel, sich nach und nach dergestalt modificiren müssen, daß die geschicktern Arbeiter endlich dem Publico, hiernächst den Großen und Reichen, und zuletzt so gar den Fürsten selbst mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Despoten ist, thörichter Weise dahin zu streben, von seinem Unterthanen ganz unabhängig zu seyn, und besonders keines freyen Menschen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit diesen Ideen in genauer Verbindung stehen, und gleichsam nur eine einzige Maße mit ihnen ausmachen, scheinen mir das Räthsel von dem großen Ansehen, worinn so viele Jahrhunderte durch die Verschnittenen in China gestanden, und die ungeheure Anzahl, wozu sie daselbst angewachsen, so ziemlich zu erklären.

Der

Der Despot, sagte ich, will ganz unabhängig seyn: er will aber nicht nur über alles Gewalt, er will auch zu allem eine Art von Recht haben. Je ähnlicher die Unterwürfigkeit, die man ihm bezeigt, einer Pflicht sieht, je angenehmer ist sie ihm, und der ärgste Sklave ist ihm der würdigste Mann. Den Anfang dieser Sinnesart bemerken wir schon in den ersten römischen Imperatoren, welche nach dem Ausdruck eines neuern Schriftstellers, „entweder aus Trägheit eine Wahl zu treffen, oder aus der Gewohnheit sich leiten zu lassen, oder aus dem Zutrauen, welches sich eine von Tag zu Tage fortgesetzte Niederträchtigkeit erwirbt, oder um ihre Gewalt nicht Leuten, die sie zu fürchten Ursache hatten, anzuvertrauen, oder aus dem heimlichen Stolz, den ein Despot empfindet, seine Sklaven anbeten zu machen, fast immer ihre Minister aus ihren Freygelassenen erwählten.„ Bald nachher gelangten an eben diesem römischen Hofe die Verschnittenen zur höchsten Gunst, und einer fast unumschränkten Gewalt: es wäre auch der Natur der Dinge zuwider, wenn ein Despot diese Gattung Halbmenschen nicht allen übrigen vorziehen sollte. So gar den edlen, muthigen und weisen Cyrus läßt Xenophon alle seine Hofbedienungen an Verschnittene geben, und ihn eine lange Rede zum Lobe dieser Elenden, und zur Vertheidigung der Fürsten, welche denselben ihr ganzes Vertrauen und die ansehnlichsten Ehrenstellen ertheilen, halten.

Kreis um sich selber, indem sie sich, gleich
einem Kreisel, um ihre Achse dreht. Diese
Drehung geschieht in der Richtung von Westen
nach Osten, d. h. in der Richtung, in welcher
sich auch die Sonne, der Mond und die Fix-
sterne scheinbar bewegen. Die Geschwindigkeit
dieser Drehung ist sehr groß; sie beträgt in
einer Stunde 15 Grade, in einer Minute
15 Minuten, in einer Sekunde 15 Sekunden.
Wenn wir also einen Stern, der sich gerade
über unserm Kopfe befindet, eine Minute lang
betrachten, so wird er uns scheinbar um 15
Minuten weiter gehen, und wenn wir ihn
eine Sekunde lang betrachten, so wird er uns
scheinbar um 15 Sekunden weiter gehen.
Diese Bewegung ist aber nur scheinbar, denn
in Wirklichkeit bewegt sich der Stern nicht,
sondern unsere Erde dreht sich um ihre Achse.
Wenn wir also einen Stern, der sich gerade
über unserm Kopfe befindet, eine Minute lang
betrachten, so wird er uns scheinbar um 15
Minuten weiter gehen, und wenn wir ihn
eine Sekunde lang betrachten, so wird er uns
scheinbar um 15 Sekunden weiter gehen.
Diese Bewegung ist aber nur scheinbar, denn
in Wirklichkeit bewegt sich der Stern nicht,
sondern unsere Erde dreht sich um ihre Achse.
Wenn wir also einen Stern, der sich gerade
über unserm Kopfe befindet, eine Minute lang
betrachten, so wird er uns scheinbar um 15
Minuten weiter gehen, und wenn wir ihn
eine Sekunde lang betrachten, so wird er uns
scheinbar um 15 Sekunden weiter gehen.
Diese Bewegung ist aber nur scheinbar, denn
in Wirklichkeit bewegt sich der Stern nicht,
sondern unsere Erde dreht sich um ihre Achse.

Tode zurückließen, erbte allemal der Kaiser, und er hatte nicht zu befürchten, daß es einem von ihnen jemals einfallen möchte, selbst Kaiser seyn zu wollen. Weil aber alles seine Grenzen hat, so brachten diese Leute, durch ihren unbegreiflichen Uebermuth, und ihre schrankenlose Ausschweifungen es doch endlich dahin, daß sie zweymal aus den Gerichtshöfen verbannt wurden; aber beydemal drangen sie auch wieder hinein, und sezten sich vester als jemals, so daß die Reichen selbst anfiengen, ihre Kinder entmannen zu lassen, um ihnen den Weg zu Bedienungen zu öffnen. Zwar haben die Tartaren Mandhuis, nach ihrer Eroberung von China im Jahr 1644, alle verschnittene Mandarinen zum drittenmal abgesezt; aber Chung-tchi, Stifter der gegenwärtigen Dynastie, behielt deren dennoch 6000 für seinen Hof; und wahrscheinlicher Weise werden nach und nach die alten Mißbräuche wieder Raum gewinnen, und die Verschnittenen sich aufs neue zu einer allgemeinen Herrschaft emporschwingen.

Es bleiben mir, die Aegyptier betreffend, noch zween sehr interessante Gegenstände, ihre Religion und ihre Staatsverfassung abzuhandeln, übrig: in meinem nächsten Briefe werde ich Sie davon unterhalten, und, nachdem ich mich schließlich noch einiger kritischen und revisorischen Anmerkungen entlediget, Sie mit des Hrn. v. P*** Werk selbst allein lassen.

Ich bin ꝛc.

IV. Bey-

IV.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen.

Beschluß des ersten Abschnitts.

VI.

Von der Armuth und dem Reichthum in dem alten Teutschland.

Die alten Germanier hatten also Land-Eigenthum — das war schon damals, wie noch bis auf den heutigen Tag, die natürliche und vornehmste Grundlage ihrer allgemeinen und weit ausgebreiteten Viehzucht. Beydes, Land-Eigenthum und Viehzucht, waren schon in dem alten Teutschland die natürlichen Quellen der nothdürftigen Nahrung und des Unterhalts. Das sind nun, wie ich hoffe, für unsre Leser ausgemachte Wahrheiten, historisch erwiesene Sätze.

Aber daß alles Eigenthum, und überhaupt das Vermögen der alten Teutschen, Wehr und Waffen ausgenommen, einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe — dies ist ein neuer Umstand, der in der Geschichte

ſchichte der Menſchheit eine eigene Periode macht, und die damalige Verfaſſung von der jetzigen und dem Zuſtand vieler andern Nationen gar ſehr unterſcheidet. Dieſer Umſtand iſt das wahre untrügliche Kennzeichen der Barbarey, in ſo fern wir darunter die zwoote Stufe in dem Alter der Menſchheit verſtehen. Dieſe Verfaſſung macht die eigentliche beſtimmte Grenzſcheide zwiſchen dem alten und neuern Teutſchland, und dauerte auch unter den Teutſchen nur ſo lange, bis ſie anfiengen, durch die Bekanntſchaft, den Umgang, den Handel, und ihre vielfältige Kriege mit den Römern verfeinert zu werden. Die Sache verdient dahero allerdings eine genauere Unterſuchung und weitere Aufklärung.

Wir verſtehen unter des Menſchen Vermögen und Eigenthum alles dasjenige, was er für ſeine Bedürfniſſe in ausſchließendem Beſitze hat, und womit er die nöthige Nahrung und ſeinen Unterhalt ſich mittel- oder unmittelbarer Weiſe verſchaffen kann. Der Erdboden iſt dem Menſchen vom Schöpfer zum Wohnſitze beſtimmt, und darum alſo eingerichtet worden, daß die ganze auf demſelben befindliche Natur zu des Menſchen Nahrung und Unterhalt dienen ſoll. So bald ſich einmal die Menſchheit aus dem thieriſchen Zuſtande der Wildheit heraus gewunden, und eine Stufe höher geſchwungen hat, und Eigenthum die Grundlage ihrer Geſellſchaft geworden iſt, ſo

muß

muß derjenige, den damit weder Glück noch Geburt versehen hat, von den Eigenthümern seine Nahrung erhalten. Dies geschieht auf verschiedene Weise, und vornemlich auf eine unterscheidende Art im Stand der Barbarey, und wieder anders, wenn die Kultur einmal eingetreten ist. Doch davon in den folgenden Abtheilungen unserer Beyträge.

Die Eigenthümer hingegen leben von ihrem Vermögen und Eigenthum; aber dieses kann wieder verschieden und vornemlich doppelter Art seyn; und der würkliche Erfolg in der Geschichte sowol, als die weitere Entwicklung ihrer Phänomenen aus ihren Ursachen wird lehren, ob auch die Verschiedenheit des Eigenthums und insbesondere, ob die Einzigheit der einen und der Zuwachs der andern Gattung desselben wieder für die natürlichen und eigenthümlichen Folgen der Barbarey und Kultur zu halten sind.

Das Vermögen und Eigenthum besteht nemlich entweder in Ländereyen und Viehheerden, womit Ackerbau und Viehzucht getrieben, und aus diesen beyden natürlichen Quellen für die nothdürftigen Bedürfnisse Nahrung und Unterhalt unmittelbar gezogen wird; oder auch in etwas anderm, und mit einem Wort alles zu sagen, in Geld, als dem Maasstabe aller übrigen brauchbaren Dinge, womit aus dem Eigenthum der ersten Gattung alles Nothdürftige käuflich erhalten werden kann.

Was

Was der Mensch mit seinem Vermögen und Eigenthum irgend bewürken, und dabey für Absichten haben und erreichen mag, darinn sind beyde Arten desselben einander vollkommen gleich. Der Unterschied besteht blos in ihrer innerlichen Beschaffenheit, und der Art, wie sie behandelt und erhalten werden müssen. Miswachs und die übrigen Landplagen bey der einen: Diebstahl und Räuberey derer, die dafür gestraft und nicht gestraft werden, bey der andern Gattung, heben die Gefahren des Verlusts auf beyden Seiten gegen einander auf, und stellen zwischen beyderley Eigenthümern, in dem Maas der Sicherheit ihres Vermögens, die Gleichheit wieder her.

In dem alten Germanien gab es nur die eine Gattung von Vermögen und Eigenthum, und dieses war blos Länderey und Vieh, und von der andern wußten unsere älteste Vorfahren weder Namen noch Gebrauch — ganz und gar nichts. Auf diesem Mangel und der Unbekanntschaft des Geldes beruht die Wahrheit vieler Umstände, die ich in den folgenden Abschnitten von dem innern Nationalzustand des teutschen Alterthums anzuführen gedenke. Man erlaube mir also über diesen merkwürdigen Umstand eine desto vollständigere Ausführung, um nichts außen zu lassen, was irgend zur Ueberzeugung des Lesers dienen könnte.

Das Zeugniß des römischen Geschichtschreibers sezt zwar schon die Sache ziemlich außer

Zwei-

Sanscrit. Pali. Sinhalese. Burmese. Siamese.

ङ	ङ	ඞ	ङ	ง
च	च	ච	च	จ
छ	छ	ඡ	छ	ฉ
ज	ज	ජ	ज	ช
झ	झ	ඣ	झ	ฌ
ञ	ञ	ඤ	ञ	ญ
ट	ट	ට	ट	ฏ
ठ	ठ	ඨ	ठ	ฐ
ड	ड	ඩ	ड	ฑ
ढ	ढ	ඪ	ढ	ฒ
ण	ण	ණ	ण	ณ
त	त	ත	त	ต
थ	थ	ථ	थ	ถ
द	द	ද	द	ท
ध	ध	ධ	ध	ธ
न	न	න	न	น
प	प	ප	प	ป
फ	फ	ඵ	फ	ผ
ब	ब	බ	ब	พ
भ	भ	භ	भ	ภ
म	म	ම	म	ม
य	य	ය	य	ย
र	र	ර	र	ร
ल	ल	ල	ल	ล
व	व	ව	व	ว
श	श	ශ	श	ศ
ष	ष	ෂ	ष	ษ
स	स	ස	स	ส
ह	ह	හ	ह	ห
ळ	ळ	ළ	ळ	ฬ
क्ष	क्ष	ක්ෂ	क्ष	กษ
ज्ञ	ञ्ञ	ඥ	ज्ञ	ชญ

Sanscrit. Pali. Sinhalese. Burmese. Siamese.

ा	ा	ා	ा	า
ि	ि	ි	ि	ิ
ी	ी	ී	ी	ี
ु	ु	ු	ु	ุ
ू	ू	ූ	ू	ู
ृ	ृ	ෘ	ृ	ฤ
ॄ	ॄ	ෲ	ॄ	ฤๅ
ॢ	ॢ	ෟ	ॢ	ฦ
ॣ	ॣ	ෳ	ॣ	ฦๅ
े	े	ෙ	े	เ
ै	ै	ෛ	ै	ไ
ो	ो	ෝ	ो	โ
ौ	ौ	ෞ	ौ	เา
ं	ं	ං	ं	◌ं
ः	ः	ඃ	ः	◌ः
ँ	ँ	◌ँ	ँ	◌ँ
्	्	්	्	◌์

Sanscrit. Pali. Sinhalese. Burmese. Siamese.

०	०	ෝ	०	๐
१	१	ෞ	१	๑
२	२	ෟ	२	๒
३	३	ෳ	३	๓
४	४	ෙ	४	๔
५	५	ෛ	५	๕
६	६	ෝ	६	๖
७	७	ෞ	७	๗
८	८	ෟ	८	๘
९	९	ෳ	९	๙

[illegible] [illegible] [illegible] [

ἀπὸ τοῦ ἀνθρώπου τοῦ ἐκ τῆς ἀκροβυστίας, ὃς ἐκ τῆς ἀκροβυστίας ἐκείνης ἐπιστεύθη τὸ εὐαγγέλιον τῆς περιτομῆς, καθὼς καὶ ὁ Πέτρος τὸ τῆς περιτομῆς· ὁ γὰρ ἐνεργήσας Πέτρῳ εἰς ἀποστολὴν τῆς περιτομῆς ἐνήργησε καὶ ἐμοὶ εἰς τὰ ἔθνη· καὶ γνόντες τὴν χάριν τὴν δοθεῖσάν μοι, Ἰάκωβος καὶ Κηφᾶς καὶ Ἰωάννης οἱ δοκοῦντες στύλοι εἶναι, δεξιὰς ἔδωκαν ἐμοὶ καὶ Βαρνάβᾳ κοινωνίας, ἵνα ἡμεῖς εἰς τὰ ἔθνη, αὐτοὶ δὲ εἰς τὴν περιτομήν· μόνον τῶν πτωχῶν ἵνα μνημονεύωμεν, ὃ καὶ ἐσπούδασα αὐτὸ τοῦτο ποιῆσαι. ὅτε δὲ ἦλθε Κηφᾶς εἰς Ἀντιόχειαν, κατὰ πρόσωπον αὐτῷ ἀντέστην, ὅτι κατεγνωσμένος ἦν· πρὸ τοῦ γὰρ ἐλθεῖν τινας ἀπὸ Ἰακώβου μετὰ τῶν ἐθνῶν συνήσθιεν· ὅτε δὲ ἦλθον, ὑπέστελλεν καὶ ἀφώριζεν ἑαυτόν, φοβούμενος τοὺς ἐκ περιτομῆς· καὶ συνυπεκρίθησαν αὐτῷ καὶ οἱ λοιποὶ Ἰουδαῖοι, ὥστε καὶ Βαρνάβας συναπήχθη αὐτῶν τῇ ὑποκρίσει· ἀλλ' ὅτε εἶδον ὅτι οὐκ ὀρθοποδοῦσιν πρὸς τὴν ἀλήθειαν τοῦ εὐαγγελίου, εἶπον τῷ Κηφᾷ ἔμπροσθεν πάντων· εἰ σὺ Ἰουδαῖος ὑπάρχων ἐθνικῶς καὶ οὐκ Ἰουδαϊκῶς ζῇς, τὰ ἔθνη ἀναγκάζεις Ἰουδαΐζειν; ἡμεῖς φύσει Ἰουδαῖοι καὶ οὐκ ἐξ ἐθνῶν ἁμαρτωλοί· εἰδότες δὲ ὅτι οὐ δικαιοῦται ἄνθρωπος ἐξ ἔργων νόμου ἐὰν μὴ διὰ πίστεως Ἰησοῦ Χριστοῦ, καὶ ἡμεῖς εἰς Χριστὸν Ἰησοῦν ἐπιστεύσαμεν, ἵνα δικαιωθῶμεν ἐκ πίστεως Χριστοῦ καὶ οὐκ ἐξ ἔργων νόμου, ὅτι ἐξ ἔργων νόμου οὐ δικαιωθήσεται πᾶσα σάρξ. εἰ δὲ ζητοῦντες δικαιωθῆναι ἐν Χριστῷ εὑρέθημεν καὶ αὐτοὶ ἁμαρτωλοί, ἆρα Χριστὸς ἁμαρτίας διάκονος; μὴ γένοιτο· εἰ γὰρ ἃ κατέλυσα ταῦτα πάλιν οἰκοδομῶ, παραβάτην ἐμαυτὸν συνιστάνω· ἐγὼ γὰρ διὰ νόμου νόμῳ ἀπέθανον, ἵνα θεῷ ζήσω· Χριστῷ συνεσταύρωμαι· ζῶ δὲ οὐκέτι ἐγώ, ζῇ δὲ ἐν ἐμοὶ Χριστός· ὃ δὲ νῦν ζῶ ἐν σαρκί, ἐν πίστει ζῶ τῇ τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ τοῦ ἀγαπήσαντός με καὶ παραδόντος ἑαυτὸν ὑπὲρ ἐμοῦ· οὐκ ἀθετῶ τὴν χάριν τοῦ θεοῦ· εἰ γὰρ διὰ νόμου δικαιοσύνη, ἄρα Χριστὸς δωρεὰν ἀπέθανεν.

Whereof if the Heir be under the age of One and Twenty years, the Lord shall have the Custody of the Land, and of the Body of the Heir, and shall take the Profits of the Land, and shall keep it without Waste, and shall maintain the Houses, Parks, Warrens, Ponds, Mills, and other things belonging to the Land, with the Profits of the same, according to the Estate of the Heir, and shall find him Necessaries, and his Wife, if she be his Wife, Marriage, and shall pay all the Charges, and shall render to the Heir, when he comes to his full Age, the Land, and all his Goods, without Waste or Destruction.

And if such Heir (not married) shall refuse a Marriage offered him by the Lord, without his Assent, he shall forfeit to the Lord, as much as the Marriage is worth.

And if he marry himself, or contract Matrimony, without the Lord's Assent, he shall forfeit double the Value of the Marriage.

And if the Lord and Heir cannot agree upon the Marriage, the Lord shall keep the Land, and receive the Profits thereof, and shall keep it without Waste, and shall maintain the Houses, Parks, Warrens, Ponds, Mills, and other things belonging to the Land, with the Profits of the same, according to the Estate of the Heir, and shall find him Necessaries, and his Wife, if she be his Wife, Marriage, and shall pay all the Charges, and shall render to the Heir, when he comes to his full Age, the Land, and all his Goods, without Waste or Destruction.

And if such Heir (not married) shall refuse a Marriage offered him by the Lord, without his Assent, he shall forfeit to the Lord, as much as the Marriage is worth.

And if he marry himself, or contract Matrimony, without the Lord's Assent, he shall forfeit double the Value of the Marriage.

And if the Lord and Heir cannot agree upon the Marriage, the Lord shall keep the Land, and receive the Profits thereof, and shall keep it without Waste, and shall maintain the Houses, Parks, Warrens, Ponds, Mills, and other things belonging to the Land, with the Profits of the same, according to the Estate of the Heir, and shall find him Necessaries, and his Wife, if she be his Wife, Marriage, and shall pay all the Charges, and shall render to the Heir, when he comes to his full Age, the Land, and all his Goods, without Waste or Destruction.

And if such Heir (not married) shall refuse a Marriage offered him by the Lord, without his Assent, he shall forfeit to the Lord, as much as the Marriage is worth.

And if he marry himself, or contract Matrimony, without the Lord's Assent, he shall forfeit double the Value of the Marriage.

And if the Lord and Heir cannot agree upon the Marriage, the Lord shall keep the Land, and receive the Profits thereof, and shall keep it without Waste, and shall maintain the Houses, Parks, Warrens, Ponds, Mills, and other things belonging to the Land, with the Profits of the same, according to the Estate of the Heir, and shall find him Necessaries, and his Wife, if she be his Wife, Marriage, and shall pay all the Charges, and shall render to the Heir, when he comes to his full Age, the Land, and all his Goods, without Waste or Destruction.

gegen deſſen Glaubwürdigkeit nicht viel zu erinnern iſt, ſcheint doch der Beweis von der Unmöglichkeit des Gegentheils noch von vielem Gewicht zu ſeyn. Ich will dahero obigen Satz mit aller gehörigen Schärfe beweißen.

Gold und Silber iſt zwar ein rohes Produkt der Natur; aber da es nicht für die natürlichen Bedürfniſſe, zu des Menſchen Nahrung und Unterhalt dienet, ſo müſſen dafür erſt neue verfeinerte Bedürfniſſe entſtanden, und dieſe rohe Metallen durch die Kunſt darnach zubereitet ſeyn, wenn ſie einen würklichen Werth erhalten ſollen. Betrachten wir aber vollends Gold und Silber als Geld, ſo iſt dieſes blos ein Werk der Geſellſchaft; und, nicht zu gedenken, daß es vornemlich in einem bürgerlichen Syſtem unter dem Vorſchub und der Aufſicht einer ordentlichen Obrigkeit in gehöriger Fortdauer beſtehen kann, ſo muß doch vorher erſt einiger Anlaß und Endzweck vorhanden ſeyn, ehe die Geſellſchaft darauf verfallen kann, ein dergleichen Werk hervorzubringen, und den Gebrauch des Geldes unter ſich einzuführen. Mit einem Wort, das Geld, wie alle andere dergleichen Dinge, müſſen von einigem Gebrauch und erſt darinn unentbehrlich geworden ſeyn, ehe ſie ihr Daſeyn und ihren Fortgang erhalten können.

Folgende an einander gekettete Reihe von Beſtimmungen in dem Nationalzuſtand eines

Volks

Volks wird uns endlich auf ein Verhältniß, auf ein neuentstandenes Bedürfniß führen, darinn das Geld von vieler Bequemlichkeit seyn, entstehen und unentbehrlich werden kann.

Wenn eine Nation in ihren Begriffen aufgeklärt, und in ihren Empfindungen und Sitten verfeinert wird, so entstehen in ihr, über die natürlichen, neue Bedürfnisse, und die ganze rohe für sie aufgeschlossene Natur reicht mit ihrem ganzen Reichthum nicht mehr zu, diese Bedürfnisse neuentstandener Art zu befriedigen. Sie erfodern also eine zwoote neue Schöpfung von Dingen, die nunmehr zu des verfeinerten Lebens Nahrung und Unterhalt nicht wohl entbehrlich sind: oder vielmehr, für den umgeschaffenen, mit neuen Bedürfnissen umlagerten Menschen, muß auch die ganze für ihn nun roh daliegende Natur umgeschaffen werden, damit beyde, der Mensch und die Natur, ihr gehöriges Verhältniß gegen einander behalten können. Diese neue Schöpfung ist das Werk der Kunst und Industrie. Alle diese neugeschaffene Dinge, deren nun eine verfeinerte Nation bedürftig ist, und deren Werth großentheils in dem darauf verwandten Maas von Zeit, Kunst und Arbeit besteht, sind zuerst das Eigenthum ihres Schöpfers, aus dessen Händen sie entstanden sind. Die erste nothwendige Folge von dieser großen Veränderung, die solchergestalt mit der Menschheit und der Gesellschaft vorgeht, ist

ſen, und Wir ſind Ihnen dafür ſehr verbunden. Wir
ſind ſo frey, Ihnen hiermit zu melden, daß Wir
Ihnen Unſere Gnade und Unſer Königliches Wohl-
wollen in allen Stücken gnädigſt erhalten, und
Ihnen alle Gerechtigkeit, ſo Sie von Uns verlangen
werden, gnädigſt ertheilen laſſen wollen. Wir
ſind auch ſo frey, Ihnen hiermit zu melden, daß
Wir Unſere Reſidenz-Stadt Berlin, und Unſer
Königliches Schloß, nebſt Unſerer Königlichen
Familie, Unſerm Hofſtaate, Unſerer Garde, und
Unſerer Armee, in Unſerer Abweſenheit, in ſo
guter Ordnung und Sicherheit, als Wir ſie ver-
laſſen haben, zurücklaſſen werden. Wir ſind auch
ſo frey, Ihnen hiermit zu melden, daß Wir Unſere
Reiſe nach Unſerer Armee, ohne Aufenthalt, fort-
ſetzen werden, und Wir ſind Ihnen dafür ſehr
verbunden. Wir ſind ſo frey, Ihnen hiermit zu
melden, daß Wir Unſere Reiſe nach Unſerer Armee,
ohne Aufenthalt, fortſetzen werden, und Wir ſind
Ihnen dafür ſehr verbunden. Wir ſind ſo frey,
Ihnen hiermit zu melden, daß Wir Unſere Reiſe
nach Unſerer Armee, ohne Aufenthalt, fortſetzen
werden, und Wir ſind Ihnen dafür ſehr verbunden.

lich kann immer das Eigenthum der Natur mit dem Eigenthum der Kunst so genau ausgeglichen werden, daß beyde Eigenthümer mit dem wechselseitigen Tausch zufrieden seyn könnten. Sie sind also, und mit ihnen ist die ganze Gesellschaft, eine ganze Nation in einer Lage, darinn sie eines allgemeinen Maasstabs, eines Maasstocks von beyderley Arten des Eigenthums, und aller unter ihnen brauchbaren und einen Werth habenden Dinge, bedarf: und nun ist die Entstehung des Gelds möglich, desselben Gebrauch unentbehrlich, und wird auch nicht lang unbekannt und unbenuzt bleiben, weil eben dieser nothwendig gewordene Maasstab aller Güter und Arten des Eigenthums nichts anders als das Geld selbsten ist.

Aber diese wesentlichen Bestimmungen in dem Zustand einer Nation, unter welchen einzig und allein das Geld entstehen, und sein Gebrauch bekannt und gewöhnlich werden kann, sind gerade eben dieselben, die wir unter dem allgemeinen Wort, Kultur, begreifen, und so ist diese für das eigentliche und einzige Element des Geldes anzusehen, außer welchem dies Produkt der Gesellschaft eben so wenig entstehen kann, als das Phänomen des Schalls in luftleerem Raum.

Man vergleiche nun diese Schlußkette der Reflexion mit den Erfahrungen aller Nationen in allen Zeitaltern, und mit dem Zeitpunkt,

gen die Schwarzen Kühe, und Schwarzen Kälber, und Schwarzen Schaafe, und Schwarzen Ziegen, und Schwarzen Pferde, und Schwarzen Esel, und Schwarzen Hunde, und Schwarzen Katzen, und Schwarzen Mäuse, und Schwarzen Hasen, und Schwarzen Füchse, und Schwarzen Wölfe, und Schwarzen Bären, und Schwarzen Löwen, und Schwarzen Tiger, und Schwarzen Elephanten, und Schwarzen Rhinocerote, und Schwarzen Crocodille, und Schwarzen Schlangen, und Schwarzen Würmer, und Schwarzen Fische, und Schwarzen Vögel, und Schwarzen Hühner, und Schwarzen Gänse, und Schwarzen Enten, und Schwarzen Tauben, und Schwarzen Sperlinge, und Schwarzen Krähen, und Schwarzen Raben, und Schwarzen Adler, und Schwarzen Geyer, und Schwarzen Papageyen, und Schwarzen Pfauen, und Schwarzen Fasanen, und Schwarzen Rebhühner, und Schwarzen Wachteln, und Schwarzen Lerchen, und Schwarzen Nachtigallen, und Schwarzen Finken, und Schwarzen Meisen, und Schwarzen Zeisige, und Schwarzen Stieglitze, und Schwarzen Canarienvögel, und Schwarzen Kreutzschnäbel, und Schwarzen Goldhähnchen, und Schwarzen Rothkehlchen, und Schwarzen Grasmücken, und Schwarzen Bachstelzen, und Schwarzen Wiedehopfe, und Schwarzen Kibitze, und Schwarzen Schnepfen, und Schwarzen Wasserhühner, und Schwarzen Reiher, und Schwarzen Störche, und Schwarzen Kraniche, und Schwarzen Trappen, und Schwarzen Strauße, und Schwarzen Pelikane, und Schwarzen Flamingo, und Schwarzen Schwäne, und Schwarzen Gänse, und Schwarzen Enten, und Schwarzen Taucher, und Schwarzen Möven, und Schwarzen Seeschwalben, und Schwarzen Pinguine, und Schwarzen Albatrosse, und Schwarzen Sturmvögel, und Schwarzen Fregattvögel, und Schwarzen Tölpel, und Schwarzen Kormorane, und Schwarzen Scharben, und Schwarzen Lummen, und Schwarzen Alken, und Schwarzen Papageytaucher, und Schwarzen Seeraben, und Schwarzen Seehunde, und Schwarzen Walfische, und Schwarzen Delphine, und Schwarzen Tümmler, und Schwarzen Meerschweine, und Schwarzen Narwale, und Schwarzen Seekühe, und Schwarzen Seeschlangen, und Schwarzen Seeschildkröten, und Schwarzen Seefrösche, und Schwarzen Seekrebse, und Schwarzen Seespinnen, und Schwarzen Seeigel, und Schwarzen Seesterne, und Schwarzen Seelilien, und Schwarzen Seenesseln, und Schwarzen Seeanemonen, und Schwarzen Korallen, und Schwarzen Schwämme, und Schwarzen Polypen, und Schwarzen Muscheln, und Schwarzen Austern, und Schwarzen Perlmuscheln, und Schwarzen Schnecken, und Schwarzen Seeschnecken, und Schwarzen Nacktschnecken, und Schwarzen Regenwürmer, und Schwarzen Blutegel, und Schwarzen Spulwürmer, und Schwarzen Bandwürmer, und Schwarzen Trichinen, und Schwarzen Haarwürmer, und Schwarzen Fadenwürmer, und Schwarzen Rundwürmer, und Schwarzen Plattwürmer, und Schwarzen Saug

Bücher eines Werkes, Gedichte und Prosa, Tragödie und Komödie, Epos und Lyrik, Roman und Novelle, Fabel und Parabel, Satire und Epigramm, Ode und Elegie, Hymne und Idylle, Sonett und Ballade, Rhapsodie und Romanze, Dithyrambe und Madrigal, Kanzone und Terzine, Rondeau und Rondel, Villanelle und Sestine, Pantoum und Ghasel, Alexandriner und Blankvers, Hexameter und Distichon, Stanze und Spenserstrophe, Nibelungenstrophe und Hildebrandston, Volkslied und Kirchenlied, Chanson und Romanze, Ritornell und Refrain, Leich und Sequenz, Reimpaar und Knittelvers, Assonanz und Alliteration, Reim und Rhythmus, Vers und Strophe, Wort und Laut, Buchstabe und Silbe, Hebung und Senkung, Arsis und Thesis, Auftakt und Takt, Versfuß und Versmaß, Metrum und Rhythmus, Reim und Assonanz, Alliteration und Binnenreim, Endreim und Stabreim, Reimpaar und Kreuzreim, Schweifreim und Umarmungsreim, Waise und Refrain, Kehrreim und Leitmotiv, Wiederholung und Variation, Steigerung und Refrain, Parallelismus und Antithese, Chiasmus und Ringkomposition, Anapher und Epipher, Symploke und Epanalepse, Anadiplose und Epanodos, Polyptoton und Figura etymologica, Oxymoron und Paradoxon, Hyperbel und Litotes, Ironie und Sarkasmus, Antiphrase und Euphemismus, Periphrase und Umschreibung, Metapher und Vergleich, Allegorie und Symbol, Personifikation und Apostrophe, Exklamation und Interrogation, Optation und Obsekration, Beteuerung und Schwur, Fluch und Verwünschung, Segen und Weihe, Gebet und Hymnus, Litanei und Psalm, Choral und Kantate, Oratorium und Passion, Messe und Requiem, Te Deum und Magnificat, Stabat Mater und Dies Irae, Veni Creator und Veni Sancte Spiritus, Ave Maria und Salve Regina, Pater Noster und Credo, Gloria in Excelsis und Sanctus, Benedictus und Agnus Dei, Kyrie Eleison und Christe Eleison, Alleluja und Hosianna, Amen und Selah, Maranatha und Abba, Rabbi und Rabbuni, Messias und Christus, Immanuel und Emmanuel, Jehova und Adonai, Elohim und Schaddai, Zebaoth und Sabaoth, Cherub und Seraph, Engel und Erzengel, Michael und Gabriel, Raphael und Uriel, Satan und Teufel, Beelzebub und Asmodi, Lilith und Lamia, Succubus und Incubus, Vampir und Werwolf, Hexe und Zauberer, Fee und Elfe, Nixe und Undine, Kobold und Heinzelmann, Drache und Lindwurm, Basilisk und Einhorn, Greif und Phönix, Sphinx und Chimäre, Kentaur und Satyr, Faun und Nymphe, Dryade und Hamadryade, Najade und Nereide, Okeanide und Tritonin, Musen und Grazien, Parzen und Moiren, Furien und Erinnyen, Harpyien und Sirenen, Gorgonen und Medusa, Titanen und Giganten, Kyklopen und Zentauren, Amazonen und Skythen, Hyperboreer und Atlanten, Hesperiden und Pleiaden, Hyaden und Dioskuren, Argonauten und Heroen, Halbgötter und Götter, Olymp und Walhall, Asgard und Midgard, Utgard und Niflheim, Muspelheim und Hel, Ragnarök und Weltuntergang, Weltbrand und Weltflut, Sintflut und Arche, Noah und Deukalion, Pyrrha und Prometheus, Epimetheus und Pandora, Eva und Lilith, Adam und Kain, Abel und Seth, Henoch und Methusalem, Lamech und Jubal, Tubalkain und Naema, Sem und Ham, Japhet und Kanaan, Nimrod und Babel, Abraham und Sara, Hagar und Ismael, Isaak und Rebekka, Esau und Jakob, Lea und Rahel, Bilha und Silpa, Ruben und Simeon, Levi und Juda, Issaschar und Sebulon, Dan und Naphtali, Gad und Asser, Joseph und Benjamin, Ephraim und Manasse, Josua und Kaleb, Gideon und Jephta, Simson und Delila, Eli und Samuel, Saul und David, Jonathan und Michal, Abigail und Bathseba, Salomo und Sulamith, Rehabeam und Jerobeam, Abia und Asa, Josaphat und Joram, Ahasja und Athalja, Joas und Amazja, Usia und Jotham, Ahas und Hiskia, Manasse und Amon, Josia und Jojakim, Jojachin und Zedekia, Daniel und Esra, Nehemia und Esther, Mordechai und Haman, Hiob und seine Freunde, Elifas und Bildad, Zophar und Elihu, Jesaja und Jeremia, Klagelieder und Hesekiel, Daniel und Hosea, Joel und Amos, Obadja und Jona, Micha und Nahum, Habakuk und Zephanja, Haggai und Sacharja, Maleachi und Matthäus, Markus und Lukas, Johannes und Apostelgeschichte, Römer und Korinther, Galater und Epheser, Philipper und Kolosser, Thessalonicher und Timotheus, Titus und Philemon, Hebräer und Jakobus, Petrus und Judas, Offenbarung und Johannes, Alpha und Omega, Anfang und Ende, Ursprung und Ziel, Quelle und Mündung, Berg und Tal, Hügel und Ebene, Wald und Flur, Feld und Wiese, Garten und Park, Baum und Strauch, Blume und Kraut, Gras und Moos, Farn und Schilf, Binse und Ried, Rohr und Halm, Ähre und Korn, Weizen und Roggen, Gerste und Hafer, Mais und Reis, Hirse und Buchweizen, Kartoffel und Rübe, Kohl und Salat, Gurke und Kürbis, Melone und Tomate, Bohne und Erbse, Linse und Wicke, Lupine und Klee, Luzerne und Esparsette, Raps und Rübsen, Mohn und Hanf, Flachs und Baumwolle, Jute und Sisal, Manila und Kokos, Palme und Bambus, Rohr und Schilf, Papyrus und Lotos, Seerose und Wasserlilie, Schwertlilie und Iris, Narzisse und Tulpe, Hyazinthe und Krokus, Schneeglöckchen und Maiglöckchen, Veilchen und Stiefmütterchen, Nelke und Rose, Lilie und Orchidee, Enzian und Edelweiß, Alpenrose und Almrausch, Heide und Ginster, Wacholder und Eibe, Fichte und Tanne, Kiefer und Lärche, Zirbe und Latsche, Buche und Eiche, Esche und Ahorn, Linde und Ulme, Pappel und Weide, Erle und Birke, Hasel und Kastanie, Nuß und Mandel, Feige und Olive, Granatapfel und Zitrone, Orange und Pampelmuse, Limette und Mandarine, Kumquat und Bergamotte, Pfirsich und Aprikose, Pflaume und Zwetschge, Kirsche und Weichsel, Apfel und Birne, Quitte und Mispel, Vogelbeere und Eberesche, Holunder und Schlehe, Hagebutte und Weißdorn, Brombeere und Himbeere, Johannisbeere und Stachelbeere, Heidelbeere und Preiselbeere, Moosbeere und Rauschbeere, Weintraube und Rosine, Sultanine und Korinthe, Datteln und Feigen, Ananas und Banane, Papaya und Mango, Guave und Maracuja, Litschi und Rambutan, Durian und Jackfrucht, Brotfrucht und Sternfrucht, Drachenfrucht und Kaktusfeige, Avocado und Oliven, Kokosnuß und Paranuß, Cashew und Pistazie, Macadamia und Pekannuß, Haselnuß und Walnuß, Esskastanie und Roßkastanie, Eichel und Bucheckern, Pinienkerne und Sonnenblumenkerne, Kürbiskerne und Leinsamen, Mohnsamen und Sesam, Kümmel und Anis, Fenchel und Koriander, Kreuzkümmel und Bockshornklee, Senf und Meerrettich, Wasabi und Ingwer, Kurkuma und Galgant, Zimt und Kassia, Nelke und Muskatnuß, Macis und Kardamom, Vanille und Safran, Pfeffer und Chili, Paprika und Cayennepfeffer, Piment und Wacholderbeere, Lorbeer und Rosmarin, Thymian und Salbei, Oregano und Majoran, Basilikum und Minze, Pfefferminze und Zitronenmelisse, Estragon und Dill, Petersilie und Schnittlauch, Liebstöckel und Bohnenkraut, Beifuß und Wermut, Rainfarn und Schafgarbe, Kamille und Arnika, Ringelblume und Johanniskraut, Baldrian und Hopfen, Eisenkraut und Frauenmantel, Odermennig und Spitzwegerich, Huflattich und Breitwegerich, Löwenzahn und Brennnessel, Taubnessel und Gundermann, Ehrenpreis und Augentrost, Fingerhut und Eisenhut, Schierling und Bilsenkraut, Tollkirsche und Stechapfel, Alraune und Nachtschatten, Bittersüß und Schöllkraut, Wolfsmilch und Seidelbast, Goldregen und Robinie, Pfaffenhütchen und Faulbaum, Kreuzdorn und Liguster, Flieder und Jasmin, Geißblatt und Efeu, Wilder Wein und Clematis, Waldrebe und Hopfen, Zaunrübe und Bryonie, Herbstzeitlose und Maiglöckchen, Aronstab und Calla, Einblatt und Kalmus, Rohrkolben und Igelkolben, Froschlöffel und Pfeilkraut, Wasserschlauch und Hornkraut, Tausendblatt und Wasserpest, Laichkraut und Nixenkraut, Teichrose und Seerose, Wasserlinse und Entengrütze, Froschbiß und Krebsschere, Schwimmfarn und Algen, Tang und Seegras, Meeresalgen und Süßwasseralgen, Kieselalgen und Grünalgen, Rotalgen und Braunalgen, Blaualgen und Cyanobakterien, Bakterien und Viren, Pilze und Flechten, Moose und Farne, Bärlapp und Schachtelhalm, Nacktsamer und Bedecktsamer, Nadelhölzer und Laubhölzer, Einkeimblättrige und Zweikeimblättrige, Monokotyledonen und Dikotyledonen, Gymnospermen und Angiospermen, Archaeopteryx und Urvogel, Flugsaurier und Pterosaurier, Plesiosaurier und Ichthyosaurier, Mosasaurier und Meeresreptilien, Dinosaurier und Saurischia, Ornithischia und Theropoden, Sauropoden und Ornithopoden, Stegosaurier und Ankylosaurier, Pachycephalosaurier und Ceratopsier, Triceratops und Tyrannosaurus Rex, Velociraptor und Deinonychus, Allosaurus und Ceratosaurus, Brachiosaurus und Diplodocus, Apatosaurus und Camarasaurus, Iguanodon und Hadrosaurier, Parasaurolophus und Corythosaurus, Lambeosaurus und Edmontosaurus, Maiasaura und Oviraptor, Therizinosaurus und Gallimimus, Struthiomimus und Ornithomimus, Archaeopteryx und Confuciusornis, Hesperornis und Ichthyornis, Enantiornithes und Ratiten, Strauß und Nandu, Kasuar und Emu, Kiwi und Moa, Elefantenvogel und Dronte, Rodrigues-Solitär und Riesenalk, Dodo und Stummelaffe, Beutelwolf und Tasmanischer Teufel, Beutelmull und Beutelmaus, Beutelmarder und Beutelratte, Beutelmull und Numbat, Ameisenigel und Schnabeltier, Echidna und Kloakentiere, Beuteltiere und Plazentatiere, Insektenfresser und Spitzmaus, Maulwurf und Igel, Tanrek und Goldmull, Elefantenspitzmaus und Rüsselspringer, Flughunde und Fledermäuse, Hufeisennasen und Glattnasen, Vampirfledermaus und Blattnasen, Hasenmaul und Bulldoggfledermaus, Großohren und Mausohren, Abendsegler und Zwergfledermaus, Langohren und Kurzohren, Hufeisennasen und Hufeisenfledermäuse, Blattnasen und Lanzennasen, Hufeisennasen und Rundblattnasen

Ich finde mit diesem römischen Handel auf der teutschen Grenze nichts ähnlichers in der Geschichte, das zur Erläuterung dienen und angeführt zu werden verdiente, als den Handel der Europäer auf den amerikanischen und andern weit entlegenen Küsten, deren Bewohner durch sie so viele neue Bedürfnisse, so viele tausenderley künstlich- verarbeitete Dinge und um derentwillen den Gebrauch des Geldes kennen lernen, und in demselben Masse verfeinert zu werden pflegen.

Aber wie sollte die Bekanntschaft und der Gebrauch des Geldes in dem innern unkultivierten Teutschland möglich gewesen seyn?

Befriedigung des Hungers, Durſts und der Blöße — dieß sind die natürlichen unvermeidlichen Bedürfnisse des rohen Sohnes der Natur: und außer denen, kennt er, nebst der Begattung, andere so wenig als das Thier. Die unangenehme Empfindung davon spornt ihn an, sich dagegen mit dem im Schooße der Natur für ihn daliegenden Reichthum zu versorgen.

Pflanzen und Thiere, deren Fleisch, und die Früchte der Erde — dies sind die natürlichen Nahrungs- und Unterhaltsmittel, deren der Mensch, in dieser Unwissenheit und Einfalt, nothdürftig für sich und die Seinigen bedarf.

Hat er daran Ueberfluß, oder leidet doch keinen Mangel, so drückt ihn weiter keine natürliche Noth: er kann sich begatten; des Ta-

ges

ges sich mit Arbeit beschäftigen, des Nachts seine Ruhe genießen, und von vielen Tausend unserer Bedürfnisse, unserer Wünsche, unserer ausgekünstelten Noth und Plagen fehlt ihm so gar der Begriff von ihrer Möglichkeit. Er genießt freylich nicht die reine Wollust des ganzen Glücks, das für den Mensch von aufgeklärtem Verstande und verfeinerter Empfindung bestimmt ist: seine ganze Thätigkeit grenzt ziemlich nahe an das Leben des Thieres. Doch ist er nicht schlimmer daran als das Thier.

In diesem noth- und mangellosen Zustand befindet sich der Eigenthümer von Ländereyen und Viehheerden, so wohl als der andere, der dergleichen Eigenthum nicht hat, den aber der Eigenthümer aus seinem Ueberfluß, seiner eigenen Vortheile wegen, mit dem Nothdürftigen versorgen muß.

Bey dem Gefühl so weniger, und dem Mangel so vieler tausend anderer Bedürfnisse: bey einem allgemeinen aus der reichen Quelle der Natur hervorströmenden Ueberflusse des Nothdürftigen kann diese Einfalt und Unwissenheit nicht anders als die Genügsamkeit zur Seite haben.

Lasset nun einen solchen, aus Unwissenheit und Einfalt seines Zeitalters, genügsamen, rohen Sohn der Natur Centner schwere Lasten von gediegenen Gold und Silber in den Eingeweiden

wollen wir Ihnen dieses und das Schlimmere ersparen. Wir wollen Ihnen nur sagen, daß wir Ihnen nicht mehr trauen können, daß wir Ihnen nicht mehr glauben können, daß wir Ihnen nicht mehr vertrauen können, daß wir Ihnen nicht mehr gehorchen können, daß wir Ihnen nicht mehr folgen können, daß wir Ihnen nicht mehr dienen können, daß wir Ihnen nicht mehr treu sein können, daß wir Ihnen nicht mehr ergeben sein können, daß wir Ihnen nicht mehr anhängen können, daß wir Ihnen nicht mehr Liebe erweisen können, daß wir Ihnen nicht mehr Ehre erweisen können, daß wir Ihnen nicht mehr Gehorsam leisten können, daß wir Ihnen nicht mehr Folge leisten können, daß wir Ihnen nicht mehr Dienste leisten können, daß wir Ihnen nicht mehr Treue halten können, daß wir Ihnen nicht mehr Ergebenheit erweisen

Lehrer Wilhelm Hartmann, und schenkte ihr
Herz und Hand. Ihre Ehe war kinderlos, aber
glücklich. Sie lebten in Frieden und Eintracht
mit ihren Nachbarn, und ihr Haus war ein
Asyl der Armuth und des Unglücks. Ihre
Wohlthätigkeit war nicht auf Almosen be-
schränkt, sie war thätig, und ihr Rath war
oft noch mehr werth, als ihre Gaben.

Durch Fleiß und Sparsamkeit gelangten sie
zu einem kleinen Vermögen, das sie in ihrem
Testamente zu wohlthätigen Zwecken bestimmten.
Ihr Gatte, Wilhelm Hartmann, starb
im Jahre 1824, und sie folgte ihm im Jahre
1826 in die Ewigkeit nach. Ihr Andenken
wird in Ehren gehalten.

Sie aßen Fleisch, Obst, Milch, Käse, und überhaupt die groben nahrhaften Speisen von ihrem Feldbau und ihrer Viehzucht, und tranken dazu Wasser und ihr einheimisches Bier, jenes gegen den Durst, dieses zum Wohlleben, um, ihren rohen Begriffen und Sitten nach, frölich zu seyn und sich berauschen zu können (*). Blos auf der römischen Grenze gewöhnten sie sich nach und nach auch an den Wein (**). Uebrigens aßen sie, um den Hunger zu stillen, und nicht mit Leckerbissen den Gaumen zu kützeln (***).

Ihre Kleidungen können schon darum nicht anders als nothdürftig eingerichtet gewesen seyn, weil die Pachter ihren Gutsherrn statt der gewöhnlichen Abgabe von Früchten oder Vieh auch dergleichen Kleidungsstücke, als gleich vielgeltende Dinge, zu liefern hatten (†). Sie bestanden aus Linnen und Thierhäuten, und dienten meist zur Bedeckung der Blöße, so weit es die Schamhaftigkeit oder die Kälte zur höchsten Nothdurft erforderte (††).

Durch

(*) Cap. XXII. XXIII. Adversus sitim non eadem temperantia. —

(**) Proximi ripae et vinum mercantur.

(***) Cibi simplices — sine apparatu, sine blandimentis expellunt famem.

(†) Cap. XXV. Frumenti modum Dominus, aut pecoris, aut *vestis*, ut Colono injungit.„

(††) Cap. XVII.

Zeit und Tradition zum Ausdruck. Die Gesetzgebung Mose's ist nicht ein Werk der Willkür, sondern ein Werk der Weisheit, welche sich der Zeit und den Verhältnissen anpasst. Mose ist nicht der Gesetzgeber, sondern der Vollstrecker des Gesetzes, welches Gott selbst gegeben hat. Mose ist nicht der Schöpfer, sondern der Ordner des Gottesdienstes, welcher Gott selbst gestiftet hat. Mose ist nicht der Urheber, sondern der Verwalter des Priesterthums, welches Gott selbst eingesetzt hat. Mose ist nicht der Begründer, sondern der Vollender des Bundes, welchen Gott selbst geschlossen hat. Mose ist nicht der Verfasser, sondern der Aufzeichner der Geschichte, welche Gott selbst gelenkt hat. Mose ist nicht der Dichter, sondern der Sänger der Lieder, welche Gott selbst eingegeben hat. Mose ist nicht der Prophet, sondern der Seher, welcher Gott selbst geoffenbart hat.

Mose ist nicht der Verfasser, sondern der Aufzeichner der Geschichte, welche Gott selbst gelenkt hat.

Mrs. Cecilia Griffith, the wife of Thomas Griffith, Esq., of Cefn Mawr, Denbighshire, and daughter of Mr. Edward Jones, of Bodfari, in the same county, was a lady of great piety and benevolence. She died in the year 1788, and left behind her a character which will be long remembered with affection and respect. She was a member of the Church of England, and a constant attendant on the ordinances of religion. She was a friend to the poor, and a liberal contributor to the support of the Gospel. She was a kind mistress to her servants, and a tender mother to her children. She was a pattern of every virtue, and a blessing to all who knew her. She was a true Christian, and a faithful follower of her Lord and Saviour. She was a woman of great understanding, and a lover of learning. She was a friend to the Welsh language, and a promoter of the Welsh Bible. She was a woman of great piety, and a lover of God. She was a woman of great benevolence, and a friend to the poor. She was a woman of great understanding, and a lover of learning. She was a friend to the Welsh language, and a promoter of the Welsh Bible. She was a woman of great piety, and a lover of God. She was a woman of great benevolence, and a friend to the poor.

Mrs. Griffith was married to Mr. Griffith in the year 1760, and lived with him for twenty-eight years. She had seven children, four of whom survived her. She was a woman of great piety, and a lover of God. She was a woman of great benevolence, and a friend to the poor. She was a woman of great understanding, and a lover of learning. She was a friend to the Welsh language, and a promoter of the Welsh Bible. She was a woman of great piety, and a lover of God. She was a woman of great benevolence, and a friend to the poor.

und einem gänzlichen Mangel des Geldes — unter meinen Lesern Beyfall finden werde, weis ich nicht: aber daß Tacitus schon mit mir einerley Meynung gewesen, und der Teutschen Unwissenheit, in Ansehung des Geldes, für eine nothwendige Folge aus dem Mangel aller Kultur gehalten habe, getraue ich mir aus einer kleinen Anmerkung, die seiner Feder, so zu sagen, blos entschlüpft zu seyn scheint, sicher zu behaupten.

Tacitus war ein Mann von vieler Ueberlegung, durchdringendem Scharfsinn und aufgeklärtem Verstande. Schon die Art zeigt es, wie er über fremde Sitten und Gewohnheiten und Verfassungen zu reflektiren, und sie mit den Einheimischen zu vergleichen gewohnt war. Blos sein Ausdruck scheint oft nicht deutlich, nicht genau, nicht bestimmt genug zu seyn. War es vielleicht Furcht, nichts Beleidigendes gegen die öffentliche Verfassung von sich blicken zu lassen, oder blos nur seine Manier, sich also auszudrücken — genug, er will in manchen Stellen blos von Denkern seines gleichen gelesen, und von seinen Lesern in seinen Reflexionen oft mehr errathen als gelesen seyn. Aus dieser Vermuthung wenigstens habe ich mir schon öfters meine Ungeschicklichkeit entschuldigt, wenn ich hie und da in der Lektüre seiner Schriften auf Stellen gekommen bin, die ich unerklärt und unverstanden überhüpfen mußte. Doch unter diese gehört meines Erachtens folgende nicht, von der ich jetzo reden will.

gestellt, daß er sich die Aufgabe vorgesetzt hat, die Gesetze der Natur zu erforschen, und daß er sich dabei der Mathematik bedient, um seine Ideen zu entwickeln, so ist es nicht zu verwundern, daß er sich auch

Vermögen und Eigenthum mit Geld, und die Gesellschaft wird darum eben so wenig glücklicher seyn, als sie darum unglücklicher ist, daß gar kein Geld bey ihr bekannt ist, und alles Eigenthum einzig und allein in Ländereyen und Vieh besteht.

Hält man hingegen das Geld für das untrügliche Kennzeichen der Kultur, und will man, eben ihrer so engen Verknüpfung wegen, diese unter jenem verstehen, und nun die Folgen und Würkungen der Kultur auf das gesellschaftliche Leben — unmittelbar dem Gelde zuschreiben; so bekömmt nun freylich das Daseyn oder der Mangel des Geldes, wegen dem nothwendig daraus ersichtlichen und wesentlich damit verknüpften Nationalzustand von Kultur und Barbarey, auf einmal eine ganz andere Wendung. Der eine Zustand sowohl, als der andere, das Geld mit der Kultur und die Barbarey ohne den Gebrauch des Geldes — jeder von beyden hat so viel Gutes und Böses zu seiner unmittelbaren und beynahe unvermeidlichen Begleitung und Folge, daß — Tacitus, in Vergleichung des verfeinerten Roms, die Barbarey des alten Germaniens — und ein jeder Biedermann heutzutage, in Vergleichung des alten rohen Teutschlands, die Kultur der heutigen neuen Welt — ob der eine sowohl, als der andere Zustand, für eine Gabe oder für eine Strafe des mitleidigen oder erzürnten Himmels zu halten sey — beyde aus

einem und eben demselben Grunde gleich unentschieden lassen müssen.

Diese gleiche Unentschlossenheit des heutigen Menschenfreunds in dem Urtheil über die jetzige Kultur, und des römischen Geschichtschreibers in dem seinigen über den damaligen Mangel des Geldes in dem alten Germanien, läßt also bey beyden gleiche Prämissen zu einer und eben derselben Schlußfolge nach aller Wahrscheinlichkeit vermuthen; und wenn dieses seine Richtigkeit hat, so muß Tacitus bey der angeführten gänzlichen Unwissenheit des Geldes unter den alten Teutschen vornemlich den Zustand ihrer Barbarey im Sinne gehabt, sie mit der römischen Kultur verglichen, und also in Ansehung des Geldes und seines Gebrauchs unter einer Nation mit mir gerade einerley Meynung gehabt haben.

Der Römer verhielt sich zu dem damaligen Germanier ohngefehr so, wie sich jetzo der neue zu dem alten Teutschen verhält.

Der eine fühlt bey sich alle die Vortheile der Kultur, die durch alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in so reichem Maaße strömen, und hat Mitleiden mit dem halbnackenden Barbaren, daß er ihrer gänzlich entbehren und in ihm die Menschheit ihres eigenthümlichen Glanzes beraubt, so nahe bis an die Grenze der Thierheit herabgewürdiget seyn muß. Doch, zeigt sich hingegen wieder der

Barbar

Dritter Theil. Fünftes Buch. Fünftes Hauptstück.

Ich habe noch eine Anmerkung beizufügen, welche die Lehre von der Verjährung betrifft. Es ist nämlich nicht nöthig, daß der Besitzer, welcher die Verjährung für sich anführt, sich auf einen Titel berufe, oder denselben beweise. Es ist genug, daß er sich auf die Verjährung berufe, und diese beweise. Denn es ist eine Vermuthung, daß jeder, der eine Sache durch die Verjährung erwirbt, einen Titel dazu habe. Wenn also der Gegner behauptet, daß der Besitzer keinen Titel habe, so muß er es beweisen.

Ich habe noch zu bemerken, daß die Verjährung nicht nur in Ansehung der Sachen, sondern auch in Ansehung der Rechte stattfinde. Wenn also jemand ein Recht durch die Verjährung erwirbt, so ist er in Ansehung dieses Rechtes in der nämlichen Lage, in welcher derjenige ist, der eine Sache durch die Verjährung erwirbt. Er kann also sein Recht gegen jeden, der es ihm streitig machen will, vertheidigen, und wenn er es verliert, so kann er es mit der Klage wieder erlangen.

Ich habe noch zu bemerken, daß die Verjährung nicht nur in Ansehung der Sachen, sondern auch in Ansehung der Rechte stattfinde. Wenn also jemand ein Recht durch die Verjährung erwirbt, so ist er in Ansehung dieses Rechtes in der nämlichen Lage, in welcher derjenige ist, der eine Sache durch die Verjährung erwirbt. Er kann also sein Recht gegen jeden, der es ihm streitig machen will, vertheidigen, und wenn er es verliert, so kann er es mit der Klage wieder erlangen.

die Erziehung der Kinder vernachläßiget, das Land entvölkert, die Sitten verderbt, die Laster vermehrt und mit diesem allem ein unheilbares Uebel über die ganze Gesellschaft gebracht wird — Verarmung ganzer Familien, deren Nachkommen, durch die Geburt bethört, durch die Erziehung verzärtelt, die rechtmäßigen Mittel zu einem ehrlichen Unterhalt zu greifen sich scheuen, und von den nothdürftigen Bedürfnissen gedrungen, auf die unerlaubtesten Mittel verfallen, sich des Hungers zu erwehren — schand und schreckensvolle Ausbrüche der Geldgierigkeit, der Habsucht, des Geitzes und der Verschwendung, die von der grenzenlosen Menge der Bedürfnisse und dem überspannten Werth des Nothdürftigen bald auf diese bald auf jene Art erzeugt werden — Kummer und Sorgen, rastlose und über das ordentliche Maas der Kräfte angestrengte Arbeit, für sich und die Seinigen den nöthigen Unterhalt ehrlich zu erwerben — verachtete Dürftigkeit der verdientesten Männer, die ihre mit schweren Kosten erzogene Familie bey dem Ende ihres aufgeopferten Lebens dem Mitleiden der Wohlgesinnten, dem Spotte und der Mishandlung der andern und dem oft so stiefväterlichen Glücke zur Pflege hinterlassen müssen — ein ganzer unzähliger Troß von unerzogenen, der Arbeit entwöhnten, einem unverantwortlichen Müßiggang fröhnenden, aufsicht- und hülflos gelassenen, in Dürftigkeit und Elend umhertaumelnden Bettler —

gen unterschied Herrlichkeit, Lust, Ehre, Reichthum, Gesundheit, Leben, Tod, Armuth, Schande, Krankheit, Elend, Jammer, Hölle, Verdammniß, Ewigkeit, Zeit, Gnade, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Zorn, Rache, Sünde, Gesetz, Evangelium, Glaube, Liebe, Hoffnung, Creutz, Trübsal, Anfechtung, Trost, Friede, Freude, Himmel, Engel, Teufel, Christus, Adam, Eva, Noah, Abraham, Isaac, Jacob, Moses, Aaron, David, Salomo, Elias, Elisa, Daniel, Johannes der Täufer, Petrus, Paulus, Judas, Pilatus, Herodes, Caiphas, Hannas, Schriftgelehrte, Pharisäer, Zöllner, Sünder, Jünger, Apostel, Evangelisten, Propheten, Könige, Priester, Hohepriester, Kirche, Gemeine, Obrigkeit, Unterthanen, Eltern, Kinder, Mann, Weib, Jungfrau, Knecht, Magd, Herr, Frau, Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Freund, Feind, Nachbar, Gut, Böse, Recht, Unrecht, Wahrheit, Lügen, Heilig, Unheilig, Gerecht, Ungerecht, Weise, Thoren, Reich, Arm, Gesund, Krank, Leben, Tod

Reiche mit seinem Eigenthum zu geizen pflegt, das ihm in jedem Maaße zu dem gränzenlosen Umfang seiner verfeinerten Bedürfnisse immer kein zureichendes Verhältniß zu haben scheint.

Aber wenn gleich das unter der Last der Kultur niedergedruckte Armuth sich in den vormaligen Stand der rohen Einfalt und Unwissenheit zurückseufzen möchte, um desto eher für einem so grundlosen Elend, darein es oft zu versinken Gefahr läuft, gesichert zu seyn: so segnet sich hingegen desto mehr der Reiche in dem Genuß der durch die Kultur umgeschaffenen Natur und aller der mannigfaltigen Vergnügungen, deren die Menschheit dadurch fähig gemacht wird.

Doch selbst der Weise und warme Freund der Menschheit muß diese von der einen Seite glücklich scheinende rohe Einfalt der Barbarey in Ansehung aller der beträchtlichen Vortheile, deren sie gänzlich entbehrt, würklich bedauren. Unmöglich kann er gleichgültig seyn bey einem so gänzlichen Mangel an — Aufklärung des Verstandes, — an Ausbildung und Erhöhung der menschlichen Kräfte, — an der so nothdürftigen Veredlung der Menschheit selbst, ohne welche sie immer mit der Thierheit dahin schlummert. In solchem Zustande fehlt gänzlich das Gefühl des Schönen, die Verfeinerung des sinnlichen Vergnügens, das ganze Glück des höhern reinen Vergnügens der Seele, die ganze vortheilhafte Verkettung al-

ler

ler einzelnen Glieder zu einem einzigen wohlgeordneten System durch das Band der bürgerlichen Gesellschaft — kurz, alle Vortheile fehlen, die davon die mittel- und unmittelbaren Folgen sind, und die der Mensch als Bürger und als Theilhaber der gemeinen öffentlichen Wohlfahrt zu genießen hat.

So legte Tacitus Rom mit seiner ganzen Verfeinerung auf die eine, und — Teutschland mit seiner rohen Barbarey auf die andere Wagschaale, das Gute und Böse von beyden im Durchschnitt genommen, und — keines wollte zu einem entscheidenden Ausschlag das Uebergewicht geben: Germanien schien ihm seiner Barbarey wegen eben so wenig mit dem Fluche der Götter gebrandmarkt, als Rom seiner Kultur wegen mit ihrem ganzen Seegen überströmt und bezeichnet zu seyn.

Die Zeitalter und die darinn lebenden Völker sind mancherley Abwechselungen unterworfen, und jede derselben hat ihre eigenthümlichen Ursachen, die also untereinander unendlich verschieden sind. Aber die jedesmaligen Stufen der Menschheit, darauf sie entweder fortrücken, oder zurücksinken, sind unter allen Nationen und in allen Zeitaltern, einander gleich. So wahr ist noch heutiges Tages — nach einem Zeitraum von mehr als tausend Jahren — das Urtheil des Tacitus, daß in Vergleichung des alten Germaniens auch der neue Teutsche, und jeder unpartheyische Patriot der

Menschheit — im Fall alles zufällige Uebel unter dem Monde auf die Rechnung der Götter geschrieben werden sollte — eben so zweifelhaft bleiben müßte, ob das Geld und mit ihm alle jetzige Kultur, die fast auf das höchste getrieben zu seyn scheint, — für eine Strafe des erzürnten oder für eine Gabe des mitleidigen Himmels zu halten, und also, ob Germanien, zu seinem Glück oder Unglück, aus seiner rohen Einfalt und Unwissenheit gezogen, und von dem Gebrauch des Geldes unterrichtet worden sey.

Ich habe in dieser bisherigen Gegeneinanderstellung der rohen und verfeinerten Welt — des alten Rom's und des alten Germanien's — des alten und neuen Teutschlands — mit Fleiß aller der guten und schlimmen Würkungen und Folgen nicht gedacht, so Barbarey und Kultur auf die öffentliche Verfassung der Gesellschaft haben können und zu haben pflegen.

Meine Absicht war nicht, diese Materie zu erschöpfen, indem ich davon noch im folgenden Abschnitte zu handeln habe: sie war vielmehr, blos meinen Lesern auf eine überzeugende Art darzuthun, daß Gold und Silber, und überhaupt das Geld, unter dem Eigenthum der alten Germanier, weder würklich noch möglich gewesen sey.

Das Vermögen und Eigenthum der alten Teutschen bestand also einzig und allein in Län-

Ländereyen und Vieh; so wie ihnen über die rohen Bedürfnisse der Natur alle übrigen meist unbekannt waren, und sie also zu ihrer nothdürftigen Nahrung und Unterhalt blos die aus dem Feldbau und der Viehzucht selbst gezogenen Produkten der Natur nöthig hatten.

Von dem Eigenthum her, in Beziehung auf die natürlichen Bedürfnisse und das Nothdürftige, sind Armuth und Reichthum diese zwoo allgewaltigen Zauberkräfte aller der mannichfaltigen Verwandlungen, so durch sie mit der Menschheit in der Gesellschaft vorgehen, unter das menschliche Geschlecht gekommen.

Wer von Eigenthum ein geringeres Maas hat, als seine Nothdurft erfodert, der ist arm: und bey welchem es das Maas der natürlichen Bedürfnisse übersteigt, der hat Reichthum. — Großer Umfang von Ländereyen und zahlreiche Viehheerden: reicher Ertrag von weitläufigem Feldbau und der Viehzucht, woraus ein Ueberfluß an dem Nothdürftigen nothwendig entstehen mußte, — darinn bestand der alten Teutschen Reichthum: und hingegen wohlhabend oder arm war unter ihnen derjenige, der so viel oder so wenig oder gar kein Landeigenthum und Vieh hatte, aus dessen reinem Ertrag er sich und die Seinigen mit dem Nothdürftigen zu versehen oder nicht zu versehen vermögend war.

Bis an den Anfang der Bevölkerung dieses zwischen dem Rhein und der Elbe, von der Donau bis an die NordSee gelegenen Erdstrichs, so von seinen Einwohnern Teutschland genannt wurde, reichen in der Geschichte zuverläßige Nachrichten und Urkunden nicht.

Ob also Germanien ruckweise, mit einer Familie nach der andern, oder auf einmal, durch Einwanderung eines irgend woher fortgestoßenen ganzen Volks, bevölkert worden sey, läßt sich durch keine Muthmaßung, vielweniger mit Gewißheit entscheiden.

Hingegen desto zuverläßiger ist es, weil es nicht wohl anders seyn kann, daß schon in den ältesten Zeiten auch unter den Teutschen, die Suevische Bundesverfassung, davon wir schon gehandelt haben, ausgenommen, daß schon in den ältesten Zeiten das Land-Eigenthum ungleich vertheilt, und also auch unter den alten Germaniern arme, wohlhabende und reiche Leute gewesen sind.

Glück und Unglücksfälle, Gewaltthätigkeiten, wagliche Unternehmungen, üble oder gute Wirthschaft und die natürlichen Veränderungen in den begüterten Familien — sind von jeher die gewöhnlichen Ursachen von den Veränderungen in dem Eigenthum gewesen, wodurch Reichthum oder Armuth in den Familien von Geschlechte zu Geschlecht fortgepflanzt worden ist.

Tacitus

Tacitus erzählt, daß in dem alten Germanien, bey den Begräbnissen, kein Unterschied (wie in Rom zwischen Reichen und Armen) gemacht worden a); daß Herrn und Gesinde gewesen b); daß die Kinder von beyden mit einander gleich roh erzogen worden seyen c); daß bey dem Ehestand das andere Geschlecht die verlohrne Keuschheit und jungfräuliche Ehre nicht habe mit Reichthum ersetzen können d); daß die Reichsten sich in der Kleidung von den andern in etwas unterschieden hätten e), und daß man zahlreiche Viehheerden für den vorzüglichsten Reichthum gehalten habe f).

Diese angeführten Umstände lassen an der historischen Gewisheit einer ohnehin ganz gewöhnlichen Sache, deren Gegentheil jedem aufmerksamen Beobachter der Menschheit um so viel unglaublicher vorkommen dürfte, gar keinen Zweifel übrig: und so wäre denn endlich vollends erwiesen, was ich als einen Grundsatz zu dem folgenden System, das ich von der ganzen Verfassung des alten Germaniens aufzuführen gedenke, zur historischen Gewisheit gebracht haben wollte, — daß das Vermögen und Eigenthum einzig und allein in Ländereyen und Vieh bestanden habe; daß dieses natürliche Eigenthum gar ungleich unter der Nation ausgetheilt

a) Cap. 27. b) Cap. 25. c) Cap. 20.
d) Cap. 19. e) Cap. 17. f) Cap. 5.

getheilt gewesen, und — von der ungleichen Austheilung her, in dem Mangel und Ueberflus dieser einzigen Art von Eigenthum, der alten Germanier Reichthum und Armuth zu setzen sey.

Hier öfnet sich nun ein weites Feld, voll von den würdigsten Gegenständen, die eine sorgfältige Bestimmung, genaue Untersuchung und vollständige Ausführung verdienen. Hier sind Aufklärungen in dem Umkreis der menschlichen Erkänntnisse möglich, daraus Wahrheiten und Grundsätze abgezogen werden können, die zu den interessantesten der denkenden Welt gehören; und die doch blos zu wissen nicht ganz ohne Nutzen sind, wenn sie auch gleich von dem handelnden Theil derselben nicht immer so beherziget und befolget werden sollten, als sie es würklich verdienen.

Die Stufe der Menschheit, worauf das alte Germanien stand, ist nun so ziemlich genau und deutlich bestimmt, und die Grundlage ausgezeichnet, worauf das ganze System des damaligen Hauswesens der einzeln Familien so wohl, als der öffentlichen Verfassung der ganzen Völkerschaften mochte aufgetragen, und in einander gefügt gewesen seyn.

Was entstanden also hieraus für natürliche Folgen und Würkungen auf alle die großen und kleinen, nothwendigen und zufälligen, beträchtlichen und minder beträchtlichen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens?

Was

Was entstanden hieraus für Gestalten, was für Einkleidungen und Ueberkleidungen der im Stand der Wildheit meist nackend und blos bleibenden Menschheit?

Was für National-Begriffe und Vorurtheile hatten die alten Teutschen, welche Begriffe und Empfindungen von Ehre und Schande, Ruhm und Verdienste?

Was war das bestimmte Maas vom Guten in ihrer Nationalverfassung, und worinn bestand das Nationalübel, das die Menschheit entehrte und zu Boden drückte?

Dies sind lauter wichtige Fragen, die sich jedem denkenden Leser von selbsten zudringen, und als Probleme seinem eigenem Scharfsinn überlassen werden müssen, so weit ich sie nicht, oder doch wenigstens nicht zu seiner Befriedigung zu lösen im Stande bin.

Wir müssen hierinn den gesunden Menschenverstand, so fern er durch die Philosophie aufgeklärt, und die Wahrheiten und Schlüsse nach ihrer natürlichen Ordnung, wie sie auseinander folgen, an einander zu ketten im Stand ist, zum Anführer nehmen, aber die Geschichte zugleich zur Begleitung haben, und sie nicht einen Schritt von der Hand lassen.

Daß wir doch das Gute, das wir in der alten Verfassung Germaniens als eine natürliche

Folge der rohen Einfalt antreffen werden, und deſſen jetziger Mangel eine eben ſo natürliche Folge dieſer verlohrnen Einfalt, und als ein wahrer Verluſt anzuſehen iſt, — zu einem Meiſterſtück unſerer heutigen Kultur machen, und hingegen einmal aufhören möchten, uns mit Vorzügen und Vorurtheilen zu brüſten, die doch nichts mehr als übrig gebliebene Auswüchſe der vorigen Barbarey ſind; und die man im Lichte der Wahrheit mit eben ſo viel Recht verkennen muß, als ſie für ein aufgeklärtes Jahrhundert widerſprechend und unverantwortlich ſind!

Die Fortſetzung folgt.

Der

Teutsche Merkur.

Des Sechsten Bandes
Zweytes Stück.

May 1774.

Weimar,

bey Carl Ludolf Hoffmann.

Digitized by Google

I.

Poesien.

Zwey Fragmente aus dem Gedichte Psyche, oder allegorische Geschichte der Seele (*).

I.

(Diese Geschichte ist eine von den Erzählungen, womit der junge Mag (**), Alkahol, die schöne Aspasia beym Mondschein zu unterhalten pflegte; (S. Teutsch. Merkur 2. Band S. 120.). Alkahol fängt sie mit einem Gemählde

(*) Zwey andre Fragmente dieses zertrümmerten Gedichtes befinden sich, das eine in der Vorrede zu Musarion, und das andre als ein Anhang zu den Grazien.

(**) Eine Art von Abbés bey den alten Persern.

mählde der goldnen Zeit an, welches schon vor einigen Jahren einen Platz in dem ersten Buche der Grazien erhalten hat.

Nachdem er mit dieser etwas weitläuftigen Beschreibung fertig ist, fährt die Erzählung also fort:)

Hier kömmt, mit Recht, ein unaufhaltbar Gähnen
Die aufmerksame Freundin an:
Sie weist dem jungen Mann die schönste Reyh'
von Zähnen,
Im schönsten Mund, der je sich aufgethan;
„Und Psyche — gähnt Sie aus — war damals
schon gebohren?„
Sie zupfen mich zu rechter Zeit, Madam,
(Spricht Alkahol) ein wenig bey den Ohren.
Ich weiß nicht, wie ich da ins Declamieren kam —
Und Psyche — dacht ichs nicht! der Faden ist
verlohren.
Wir müssen schon zurük! — In dieser goldnen Zeit
Wovon die Rede war — die Wendung, ich gestehe
Ist etwas brüsk, — allein, der Umweg war zu weit!
Das Beste scheint, wenn ich zur Sache gehe.
In jenen goldnen Tagen dann,
(Wo, gilt uns gleich) lebt' eine junge Dirne,

Das

Das angenehmste Ding, das man
Mit einem Schäferstab und Rosen um die Stirne
Sich denken mag. Ihr Ursprung, unbekannt;
Es ward davon verschiedentlich gesprochen:
Doch weil man sie an einer Hecke fand,
Gab der gemeine Wahn, von ihrem Reiz bestochen,
Ihr Gimnistan (*) zum Vaterland;
Denn ihre Wärterin gestand,
Die Windeln hätten nach Ambrosia gerochen.
Wie dem auch war, genug, daß selbst aus

Nichts lieblichers als Psyche ausgekrochen.
Sie schien beym ersten Blick die reizendste Copey
Von einem Urbild aus dem Lande der Ideen;
Ganz Seele, ganz Gefühl, oft bis zur Schwärmerey,
Und dann, die Wahrheit zu gestehen,
Geneigt, im Rausch der süssen Raserey,
Den ersten jungen Faun für Amorn anzusehen,
Auch ihren Neigungen nicht immer sehr getreu;
Gefällig sonst und bildsam, leicht zu leiten,
(Oft nur zu leicht) wiewohl, zu andern Zeiten,

(*) So nennen die Perser ein phantasiertes Land der Genien von beyderley Geschlechte, oder, ungefehr eben das was wir das Feenland nennen.

Voll Eigenſinn; von Launen ſelten frey,
Und ſinnreich dann, aus einer Kinderey
Sich Stoff zur Luſt — oft auch zur Unluſt — zu bereiten;
Der Ruhe hold, wiewohl nie ruhig; arbeitſcheu,
Doch unermüdet zum Vergnügen;
Leichtgläubig allem, was ihr neu
Und unbegreiflich ſchien, und, wenn ihr Herz dabey
Gewann, ein wenig raſch ſich ſelber zu betrügen,
(Zwar ohne daß das gute Herz dabey
An Arges dachte) — frank und frey
Von Argliſt und von Schadenfreude;
Der Schwermuth herzlich gram, ſo wie der Gleißnerey;
Und kurz, ein gutes Kind, das ſeine Augenweide
An fremdem Glücke ſah, und wenn ſie ſelbſt der Freude
Sich überließ, in ihrer Phantaſey
Ringsum ſich her was athmet' glücklich machte,
Feſt überzeugt, und ſehr vergnügt dabey,
Daß eine Welt, in der ihr alles lachte,
Die Beſte aller Welten ſey;
So war ſie, da ſie aus den Händen
Der Mutter Iſis kam; noch ungebildet zwar,

Doch

Doch voller Stoff. Sie auszubilden war
Der Musen Amt — sie zu vollenden
Der Grazien. — Was fehlt zur Göttin ihr?
Der Götter Glück. Dies zu vollenden,
Gebührt allein, o Gott der Liebe, dir!

W.

2.

Fortsetzung des Stücks:
Psyche unter den Grazien (*).

Den Grazien und Amoretten
Schließt izt, auf ihren Rosenbetten,
Der weiche Schlaf die Augen zu;
Nur Psychen läßt die Freude keine Ruh,
Sich an so schönem Ort zu sehen.
Noch staunet sie, und kann, wie ihr geschehen,
Nicht fassen; dies nur fühlet sie,
Der Ort, und was sie da gehöret und gesehen,
Sey nicht ein Spiel erhizter Phantasie.
Was läßt nicht solch ein Anfang hoffen?
Geliebt vom schönsten Gott! Und, wo sie geht,
ein Schwarm

(*) S. die Grazien. Seite 191/206.

Von Zephyrn und von Amorinen,
Und Charitinnen, Arm an Arm,
Die neue Venus zu bedienen!
Wem würde nicht der Kopf von solchen Bildern warm?
Auch sieht sie schon den hellen Himmel offen,
Sieht jeden Gott verliebt in Amors Glück,
Und Eyfersucht in jeder Göttin Blick;
Schwimmt um und um in Glanz und Wohlgerüchen,
Und Harmonie, und nahmenloser Lust, —
Und wird zulezt an Amors Brust
Von Schlummer unvermerkt erschlichen.

Vermuthlich denken Sie, daß Amor — „Ich? woher,
„Ich bitte, nehmen Sie, daß ich bey dieser Stelle
„Was denken soll? Ich denke nichts, mein Herr!„
Ich meynte doch, erwiedert er,
Die Ursach wäre ziemlich helle;
Von Amorn ließe sich schon seinem Nahmen nach
Ein wenig Hinterlist vermuthen.
Dient ihm sein schwächster Pfeil statt aller Zauberruthen,

Wer dächte, daß es ihm am Willen nur gebrach?
Auch öfnet er sich Psychens Schlafgemach,
Und schleicht hinzu, und sieht. Kann Venus
schöner liegen?
Wie sanft sie ruht! Wie schmeichelhaft
Die leichten Träume sich auf ihrem Busen wiegen!
Und, was, aus eyfersücht'gen Taft,
Sein irrend Auge niederziehet, —
O! Titon hätte sich zum Jüngling dran vergaft!
Wie hätte Vater Zevs vor diesem Fuß gekniet,
Der, halbversteckt, nur desto mehr verführt!
Und Amor, der aus Liebe sie entführt,
Und Amor sah's und wurde nicht gerührt?
Nichts scheint vom Glaublichen sich weiter zu ents
fernen;
Ich geb' es zu, Madam. — Allein, wir werden bald
Zween Amorn unterscheiden lernen;
Hallbrüder zwar, allein an Herkunft und Gestalt
Und Neigung wahre Gegenfüßer.
Der eine findt den Mund unendlich süßer,
Der reizend küßt, als den, der göttlich spricht;
Und ihn versucht die Weiseste der Musen,
Vielleicht durch einen schönen Busen,
Doch sicherlich durch ihre Weisheit nicht.

Der andre sieht im schönsten aller Busen
Nichts als der Unschuld Widerschein;
Ihm sind nur Seelen schön, und fänd' er an Medusen
Das Innre liebenswerth, sie wird ihm Venus seyn!
Der Rest ist nicht, warum er sich bekümmert;
Die Tugend, die durch Psychens ofne Brust,
Wie durch Cristall ihm in die Augen schimmert,
Läßt für gemeine Augenlust
Ihm kein Gefühl. — Madam, Sie lächeln einer
Tugend,
Die kaum mit Puppen noch gespielt?
Doch unser Amor sieht in Psychens grüner Jugend
Den Herbst bereits, den noch die Knosp' enthielt;
Und das Vergnügen, selbst sein Knöspchen zu
entfalten,
Ist ihm, der so platonisch fühlt,
Mehr als genug, sein Herz zu unterhalten.

* * * * * *

Indessen, ob er gleich das gute Kind bey Nacht
Nicht in der Ruhe stören wollte:
So war er doch nicht minder drauf bedacht,
Daß sie recht schön erwachen sollte.
Neun Musen, rings um Psychens Bette
Gelagert, wirbelten so reizend in die Wette,

Das

Daß Psyche, die davon erwacht,
Schon im Olymp zu seyn sich gänzlich überredet.
Sie sangen, wie der Krieg, der in der alten Nacht
Das ungestalte Heer der Atomen befehdet,
Durch Amors Wink, der Ordnung Platz gemacht;
Wie neue Formen sich zu bilden angefangen,
Und, von der Liebe Geist geschwellt,
Voll sympathetischem Verlangen,
Die Keime gleicher Art einander angehangen;
Bis, durch den Ocean des Ethers, Welt an Welt,
Gleich Frühlingstagen, aufgegangen.
Du, Liebe, sangen sie, du bist der Geist der Welt!
u. s. w.

W.

Nachtgedanken.

Senk' dich, o Gram mit deinen Phantasien
Tief in dieß Herz hinab, das seine Schmerzen liebt;
Dich ruft der Trauerton von meinen Melodien
Jezt, da mich stille Nacht umgiebt.

O flieh' mich nicht! dich lieb' ich wie die Tugend,
Mein treuer Freund; stets warst du meiner Seele werth;
Du bild'test mein Gefühl, Gefährte meiner Jugend;
Dich lieben hast du mich gelehrt.

Oft, wenn im Rausch zu spät bereuter Freuden,
In halbgeträumter Lust ich Stunden weggelacht,
Dann reichst du mir die Hand, mit deinen süssen Leiden,
Und meiner bessern Seele Macht. —

Willkommne Nacht! Vertraute meiner Klagen,
Dein Auge weint mit mir im blassen Mondenlicht?
O laß aus voller Brust dir meinen Kummer sagen;
Das Kind der Freude stöhrt uns nicht.

II.

Fortsetzung der Abderiten.

14.

Es giebt eine Art von Menschen, die man viele Jahre lang kennen und beobachten kan, ohne mit sich selbst einig zu werden, ob man sie in die Classe der schwachen oder der bösen Leute setzen soll. Kaum haben sie einen Streich gemacht, dessen kein Mensch von einiger Ueberlegung fähig zu seyn scheint, so überraschen sie uns durch eine so wohl ausgedachte Bosheit, daß wir, mit allem guten Willen von ihrem Herzen das Beste zu denken, uns in der Unmöglichkeit befinden, die Schuld auf ihren Kopf zu legen. Gestern nahmen wir es für ausgemacht an, daß Herr Quidam so schwach von Verstande sey, daß es Sünde wäre, ihm seine Ungereimtheiten zu Verbrechen zu machen; heute überführt uns der Augenschein, daß der Mann zu übelthätig ist, um ein blosser Dummkopf zu seyn; wir sehen keinen Ausweg, ihn von der Schuld eines bösen Willens frey zusprechen. Aber kaum haben wir hierüber unsre Parthey genommen, so sagt oder thut er etwas, das uns wieder in unsre vorige Hypothese zurückwirft, oder wenigstens in eine der unangenehmsten Seelenlagen, in die Verlegenheit setzt, nicht zu wissen, was wir von dem Manne denken, oder —

wenn

wenn unser Unstern will, daß wir mit ihm zu thun haben müssen — was wir mit ihn anfangen wollen.

Die geheime Geschichte von Agra sagt, daß Schah-Baham sich einsmals mit einem seiner Omrahs in diesem Falle befunden habe. Der Omrah wurde beschuldiget, daß er Ungerechtigkeiten ausgeübt habe.

So soll er gehangen werden, sagte Schah-Baham.

„Aber, Sire, (sagte man) der arme Kurli, ist ein so schwacher Kopf, daß noch die Frage ist, ob er den Unterschied zwischen Recht und Link deutlich genug einsieht, um zu wissen, wenn er eine Ungerechtigkeit begeht oder nicht.„

Wenn dies ist (sagte Schah-Baham) so schickt ihn ins Narrenhospital!

„Gleichwohl, Sire, da er Verstands genug hat, einem Wagen mit Heu auszuweichen, und bey einem Pfeiler, an dem er sich den Kopf zerschellen könnte, vorbey zu gehen, weil er wohl merkt, daß der Pfeiler nicht bey ihm vorbeygehen würde —„

Merkt er das? rief der Sultan; beym Barke des Propheten! so sagt mir nichts weiter

von

von ihm. Morgen soll man sehen, ob Justiz in Agra ist.

„Indessen giebt es Leute, die Eur. Majestät versichern werden, daß der Omrah, — seine Dummheit ausgenommen, die ihn zuweilen boshaft macht — der ehrlichste Mann von der Welt ist.„

„Um Vergebung (fiel ein Andrer von den Anwesenden Höflingen ein) gerade das Gegentheil! Kurli hat alles was noch gut an ihm ist, seiner Dummheit zu danken. Er würde zehnmal schlimmer seyn, als er ist, wenn er Verstand genug hätte, um zu wissen wie er es anfangen soll.„

Wißt ihr auch, meine Freunde, daß in allem, was ihr mir da sagt, kein Menschenverstand ist? versezte Schah-Baham. Vergleicht euch mit euch selbst, wenn ich bitten darf! Kurli, spricht dieser, ist ein böser Mann weil er dumm ist — Nein, spricht Jener, er ist dumm weil er boshaft ist — Gefehlt, spricht der dritte; er würde ein schlimmer Mann seyn, wenn er nicht so dumm wäre — der Henker mag aus diesem Galimathias klug werden! Da entscheide mir einmal jemand, was ich mit ihm anfangen soll! denn entweder ist er zu boshaft fürs Narrenspital, oder zu dumm für den Galgen. Dies ist es eben, sagte die Sultanin Darejan; Kurli ist zu dumm, um sehr boshaft zu seyn; und doch würde Kurli noch

weni-

weniger boshaft seyn, als er ist, wenn er weniger dumm wäre. Der Henker hohle den räthselhaften Kerl, rief Schah-Baham. Da sitzen wir und zerbrechen uns die Köpfe, um ausfindig zu machen, ob er ein Esel oder ein Schurke sey; und am Ende werdet ihr sehen, daß er beydes ist. — Alles wohl überlegt — wißt ihr was ich thun will? — Ich will ihn lauffen lassen! Seine Bosheit und seine Dummheit werden einander schon die Wage halten; Er wird, in so fern er nur kein Omrah ist, weder durch diese noch jene grossen Schaden thun. Die Welt ist weit; laß ihn lauffen, Jrimadduler; aber vorher soll er kommen, und sich bey der Sultanin bedanken! Nur noch vor drey Minuten wollt ich ihm keine Feige um seinen Hals gegeben haben!„

Man hat lange nicht ausfindig machen können, warum Schah-Baham den Beynahmen des Weisen in den Geschichtbüchern von Hindoustan führt. Aber nach dieser Entscheidung kan es keine Frage mehr seyn. Alle sieben Weisen aus Griechenland hätten den Knoten nicht so gut auflösen können, als ihn Schah-Baham zerhieb.

Der Rathsherr Thrasyllus hatte das Unglück, einer von diesen, zum Glück der Welt, nicht so gar gewöhnlichen Menschen zu seyn, in deren Kopf und Herzen Dummheit und Bosheit, nach dem Ausdruck des Sultans, einan-

einander die Wage halten. Seine Anschläge auf das Vermögen des Demokritus waren nicht von gestern her. Er hatte darauf gezählt, daß sein Verwandter, nach einer so langen Abwesenheit, gar nicht wiederkommen würde; und auf diese Voraussetzung hatte er sich die Mühe gegeben, einen Plan zu machen, den die Wiederkunft des Philosophen auf eine sehr unangenehme Art vereitelte. Thrasyllus, dessen Einbildung schon daran gewöhnt war, konnte sich nun nicht so leicht gewöhnen anders zu denken. Er betrachtete also den Demokritus als einen Räuber der ihm das Seinige vorenthielt. Aber, unglücklicherweise hatte der Räuber die Gesetze auf seiner Seite. Der arme Thrasyllus durchsuchte alle Winkel in seinem Kopfe, ein Mittel gegen diesen ungünstigen Umstand zu finden; und suchte lange vergebens.

Endlich glaubte er in der Lebensart des Philosophen einen Grund auf den er bauen könnte, gefunden zu haben. Die Abderiten waren schon vorbereitet, dachte Thrasyllus; denn daß Demokritus ein Narr sey, war zu Abdera eine ausgemachte Sache. Es kam nur noch darauf an, dem großen Rath legaliter darzuthun, daß seine Narrheit von derjenigen Art sey, welche den damit behafteten unfähig macht sein eigner Herr zu seyn. Dies hatte nun einige Schwierigkeiten. Mit seinem eignen Verstande würde Thrasyllus schwerlich

durchgekommen seyn! Aber in solchen Fällen finden seines gleichen für ihr Geld immer einen Spitzbuben, der ihnen seinen Kopf leyht; und dann ist es soviel als ob sie selbst einen hätten.

Es gab damals zu Abdera eine Art von Leuten, die sich von der Kunst nährten, schlimme Händel so zu rechte zu machen, daß sie wie gut aussahen. Sie gebrauchten dazu nur zween Hauptkunstgriffe: entweder sie verfälschten das Factum, oder sie verdrehten das Gesetz. Weil diese Lebensart sehr einträglich war, so legten sich nach und nach eine so große Menge von müßigen Leuten darauf, daß die Pfuscher zuletzt die Meister verdrangen. Die Profession verlohr dadurch von ihrem Ansehen. Mann nannte diejenigen, die sich damit abgaben, Sykophanten, weil die Meisten so arme Schelme waren, daß sie für eine Feige alles sagten was man wollte. Indessen, da die Sykophanten wenigstens den zwanzigsten Theil der Einwohner von Abdera ausmachten, und die Leute gleichwohl nicht bloß von Feigen leben konnten: so reichten die gewöhnlichen Gelegenheiten, wobey die Rechtshändel zu entstehen pflegen, nicht mehr zu. Die Vorfahren der Sykophanten hatten gewartet, bis man sie um ihren Beystand ansprach. Aber bey dieser Methode hätten die neuern Sykophanten hungern oder graben müssen! denn zu betteln war in Abdera nicht erlaubt; welches (im Vorbeygehen zu sagen) das einzige

war,

war, was die Fremden an der Abderitischen Policey zu loben fanden. Nun waren die Sykophanten zum Graben zu faul; folglich blieb den Meisten kein ander Mittel übrig, als die Händel, die sie führen wollten, selbst zu machen. Weil die Abderiten Leute von sehr hitziger Gemüthsart und von geringer Besonnenheit waren, so fehlt' es dazu nie an Gelegenheit. Jede Kleinigkeit gab also einen Handel; jeder Abderite hatte seinen Sykophanten; und so wurde wieder eine Art von Gleichgewicht hergestellt, wodurch sich die Profeßion um so mehr in Ansehen erhielt, weil die Nacheiferung große Talenten entwickelte. Abdera gewann dadurch den Ruhm, daß die Kunst Facta zu verfälschen und Gesetze zu verdrehen in Athen selbst nicht so hoch gebracht worden sey, und dieser Ruhm wurde in der Folge dem Staat einträglich. Denn wer einen ungewöhnlich schlimmen Handel von einiger Wichtigkeit hatte, verschrieb sich einen Abderitischen Sykophanten; und es müßte nicht natürlich zu gegangen seyn, wenn der Sykophant eher von einem solchen Clienten abgelassen hätte, bis nichts mehr an ihm zu saugen übrig war. Doch dies war noch nicht der größte Vortheil, den die Abderiten von ihren Sykophanten zogen. Was diese Leute in ihren Augen am vorzüglichsten machte, war die Bequemlichkeit, eine jede Schelmerey ausführen zu können, ohne sich selbst dabey bemühen zu müssen, oder sich mit der Justitz ab-

zuwerfen. Man brauchte die Sache nur einem Sykophanten zu übergeben, so konnte man, gewöhnlicher weise des Ausgangs wegen ruhig seyn. Ich sage gewöhnlicher Weise; denn freylich gab es mit unter auch Fälle, wo der Sykophant, nachdem er sich erst von seinem Clienten wohl hatte bezahlen lassen, gleichwohl heimlich dem Gegentheil zu seinem Rechte verhalf; aber dies geschah auch niemals, als wenn dieser wenigstens zween Drittel mehr gab als der Client. Uebrigens konnte man nichts Erbaulichers sehen als das gute Vernehmen, worinn zu Abdera die Sykophanten mit dem Magistratspersonen stunden. Die einzigen die sich übel bey dieser Eintracht befanden waren die Clienten. Bey allen andern Unternehmungen, so gefährlich und gewagt sie auch immer seyn mögen, bleibt doch wenigstens eine Möglichkeit, mit ganzer Haut davon zu kommen. Aber ein Abderitischer Client war immer gewiß um sein Geld zu kommen, er mochte seinen Handel gewinnen oder verliehren. Nun rechteten zwar die Abderiten darum weder mehr noch weniger; allein ihre Justitz kam dabey in einen Ruf, gegen welchen nur Abderiten gleichgültig seyn konnten. Denn es wurde zu einem Sprüchwort in Griechenlande, demjenigen, dem man das Aergste an den Hals wünschen wollte, einen Proceß in Abdera zu wünschen.

Aber, bey nahe hätten wir über den Sykophanten vergessen, daß die Rede von den Absichten

sichten des Rathsherrn Thrasyllus auf das Vermögen unsers Philosophen, und von den Mitteln war, wodurch er seinen vorhabenden Raub unter dem Schutze der Gesetze zu begehen versuchte. Um den geneigten Leser mit keiner langweiligen Umständlichkeit aufzuhalten, begnügen wir uns zu sagen, daß Thrasyllus die Sache seinem Sykophanten auftrug. Es war einer von den geschicktesten in ganz Abdera; ein Mann, der die gemeinen Kunstgriffe seiner Mitbrüder verachtete, und stolz darauf war, daß er, seit dem er sein edles Handwerk trieb, ein Paar Hundert schlimme Händel gewonnen hatte, ohne jemals eine einzige directe Lüge zu sagen. Er steifte sich auf lauter unläugbare Facta; aber seine Stärke lag in der Zusammensetzung und im Helldunkeln. Demokritus hätte in keine bessern Hände fallen können; und wir bedauren nur, daß wir, weil die Acten des ganzen Processes längst von Mäusen gefressen worden, ausser Stande sind, jungen neuangehenden Sykophanten zum Besten, die Rede vollständig mitzutheilen, worinnen dieser Meister in der Kunst dem großen Rathe zu Abdera bewies: daß Demokritus seines Vermögens entsezt werden müsse. Alles, was von dieser Rede übrig geblieben, ist ein kleines Fragment, welches uns merkwürdig genug scheint, um, zur Probe, wie diese Herren eine Sache zu wenden pflegten, ein paar Blätter in dieser Geschichte einzunehmen.

„Die grösten, die gefährlichsten, die unerträglichsten aller Narren (sagte er) sind die raisonnirenden Narren. Ohne weniger Narren zu seyn als andre, verbergen sie dem undenkenden Hauffen die Zerrüttung ihres Kopfes durch die Fertigkeit ihrer Zunge, und werden für weise gehalten, weil sie zusammenhangender rasen, als ihre Mitbrüder im Tollhause. Ein ungelehrter Narr ist verlohren, so bald es so weit mit ihm gekommen ist, daß er Unsinn spricht. Bey dem gelehrten Narren hingegen sehen wir gerade das Widerspiel. Sein Glück ist gemacht und sein Ruhm befestiget, so bald er Unsinn zu reden oder zu schreiben anfängt. Denn die Meisten, wiewohl sie sich ganz eigentlich bewußt sind, daß sie nichts davon verstehen, sind entweder zu mißtrauisch gegen ihren eigenen Verstand, um gewahr zu werden, daß die Schuld nicht an ihnen liegt, oder zu dumm, um es zu merken, und also zu eitel, um zu gestehen, daß sie nichts verstanden haben. Je mehr also der gelehrte Narr Unsinn spricht, desto lauter schreyen die dummen Narren über Wunder; desto emsiger verdrehen sie sich die Köpfe, um Sinn in dem hochtönenden Unsinn zu finden. Jener, gleich einem durch den öffentlichen Beyfall angefrischten Luftspringer, thut immer desto verwegnere Sätze, je mehr ihm zugeklatscht wird; diese klatschen immer stärker, um den gelehrten Gaukler noch grössere Wunder thun zu sehen; und so geschieht es oft, daß der Schwindelgeist eines Einzigen ein ganzes

zes Volk ergreift und daß, so lange die Mode des Unsinns dauert, dem nemlichen Manne Altäre aufgerichtet werden, den man zu einer andern Zeit, ohne viel Umstände mit ihm zu machen, in einem Hospital versorgt haben würde. Glücklicherweise für unsre gute Stadt Abdera ist es so weit mit uns noch nicht gekommen. Wir erkennen und bekennen alle aus Einem Munde, daß Demokritus ein Sonderling, ein Phantast, ein Grillenfänger ist. Aber wir begnügen uns über ihn zu lachen; und dies ist es eben, worinn wir fehlen. Izt lachen wir über ihn; aber wie lange wird es währen, so werden wir anfangen, etwas Ausserordentliches in seiner Narrheit zu finden? Vom Erstaunen zum Bewundern ist nur ein Schritt; und haben wir diesen erst gethan, — Götter! wer wird uns sagen können, wo wir aufhören werden? Demokritus ist ein Phantast, sprechen wir und lachen: aber was für ein Phantast ist Demokritus? Ein eingebildeter starker Geist; ein Spötter unsrer uralten Gebräuche und Einrichtungen; ein Müßiggänger, dessen Beschäftigungen dem Staate nicht mehr Nutzen bringen, als wenn er gar nichts thäte; ein Mann, der Katzen zergliedert, die Sprache der Vögel versteht, und den Stein der Weisen sucht; ein Nekromant, ein Schmetterlingsjäger, ein Sterngucker! — Und wir können noch zweifeln, ob er eine dunkle Kammer verdient? Was würde aus Abdera werden, wenn seine Narrheit endlich ansteckend würde? Wollen

wir lieber die Folgen eines so grossen Uebels erwarten, als das einzige Mittel vorkehren, wodurch wir es verhüten könnten? Zu unserm Glücke geben die Gesetze dieses Mittel an die Hand. Es ist einfach; es ist rechtmäßig; es ist unfehlbar. Ein dunkles Kämmerchen, Hochweise Väter, ein dunkles Kämmerchen! So sind wir auf einmal außer Gefahr, und Demokritus mag rasen so viel ihm beliebt.„

„Aber, sagen seine Freunde; — denn so weit ist es schon mit uns gekommen, daß ein Mann, den wir alle für unsinnig halten, Freunde unter uns hat; — Aber, sagen sie, wo sind die Beweise, daß seine Narrheit schon zu jenem Grade gestiegen ist, den die Gesetze zu einem dunkeln Kämmerchen erfodern? — Wahrhaftig! wenn wir, nach Allem was wir schon wissen, noch Beweise fodern, so wird er glühende Kohlen für Goldstücke ansehen, oder die Sonne am Mittag mit einer Laterne suchen müssen, wenn wir überzeugt werden sollen. Hat er nicht behauptet, daß die Liebesgöttin in Aethiopien schwarz sey? Hat er unsre Weiber nicht bereden wollen, nackend zu gehen, wie die Weiber der Gymnosophisten? Versicherte er nicht neulich in einer großen Gesellschaft, die Sonne stehe still, die Erde überwälze sich dreyhundert und fünf und sechzigmal des Jahrs durch den Zodiacus, und die Ursache, warum wir nicht ins Leere hinausfallen, sey, weil mitten in der Erde ein großer Magnet liege, der

uns,

uns, gleich eben so viel Feilspänen, anziehe, wiewohl wir nicht von Eisen sind? Doch, ich will es gerne zugeben, daß dies alles Kleinigkeiten sind. Man kann närrische Dinge reden, und kluge thun. Wollte Latona, daß der Philosoph sich in diesem Falle befände! Aber (mir ist leid, daß ich es sagen muß) seine Handlungen setzen einen so ungewöhnlichen Grad von Wahnwitz voraus, daß alle Niesewurz in der Welt zu wenig seyn würde, das Gehirn zu reinigen, worinn sie ausgeheckt werden. Um die Gedult des erlauchten Senats nicht zu ermüden, will ich aus unzählichen Beyspielen nur zwey anführen, deren Gewißheit gerichtlich erwiesen werden könnte, falls sie, ihrer Unglaublichkeit wegen, in Zweifel gezogen werden sollten.„

„Vor einiger Zeit wurden unserm Philosophen Feigen vorgesezt, die, wie es ihn däuchte, einen ganz besondern Honiggeschmack hatten. Die Sache schien ihm von Wichtigkeit zu seyn. Er stund vom Tische auf, gieng in den Garten, ließ sich den Baum zeigen, von welchem die Feigen gelesen worden waren, untersuchte den Baum von unten bis oben, ließ ihn bis an die Wurzeln aufgraben, erforschte die Erde, worinn er stund, und, wie ich nicht zweifle, auch die Constellation, in der er gepflanzt worden war. Kurz, er zerbrach sich etliche Tage lang den Kopf darüber, wie und welchergestalt die Atomen sich mit einander vergleichen müßten,

wenn eine Feige nach Honig schmecken sollte. Er ersann eine Hypothese, verwarf sie wieder, fand eine andre, dann die dritte und vierte, und verwarf alle wieder, weil ihm keine scharfsinnig und gelehrt genug zu seyn schien. Die Sache lag ihm so sehr am Herzen, daß er Schlaf und Essenslust darüber verlohr. Endlich erbarmte sich seine Köchin über ihn. Herr, sagte die Köchin, wenn Sie nicht so gelehrt wären, so hätte ihnen wohl längst einfallen müssen, warum die Feigen nach Honig schmeckten. — Und warum denn? fragte Demokritus. — Ich legte sie, um sie frischer zu erhalten, in einen Topf, worinn Honig gewesen war, sagte die Köchin; dies ist das ganze Geheimniß, und da ist weiter nichts zu untersuchen, dächt' ich. — Du bist ein dummes Thier, rief der mondsüchtige Philosoph. Eine feine Erklärung, die du mir da giebst! Für Geschöpfe deines gleichen mag sie vielleicht gut genug seyn; aber meynst du, daß wir andern uns mit so einfältigen Erklärungen befriedigen lassen? Gesezt, die Sache verhielte sich, wie du sagst; was geht das mich an? Dein Honigtopf soll mich warlich nicht abhalten, nachzuforschen, wie die nemliche Naturbegebenheit auch ohne Honigtopf erfolgen könnte. Und so fuhr der weise Mann fort, der Vernunft und seiner Köchin zu Trotz, eine Ursache, die nicht tiefer als in einem Honigtopfe lag, in dem unergründlichen Brunnen, worinn seinem Vorgeben nach die Wahrheit verborgen liegt,

zu ſuchen; bis eine andre Grille, die ſeiner Phantaſie in den Wurf kam, ihn zu andern vielleicht noch ungereimteren Nachforſchungen verleitete. „

„Doch, ſo lächerlich dieſe Anekdote iſt, ſo iſt doch nichts mit der Probe von Klugheit zu vergleichen, die er ablegte, als im abgewichenem Jahre die Oliven in Thrazien und allen angrenzenden Gegenden mißgerathen waren. Demokritus hatte das Jahr zuvor (ich weiß nicht, ob durch Punktation oder andre magiſche Künſte) herausgebracht, daß die Oliven, die damals ſehr wohlfeil waren, im folgenden Jahre gänzlich fehlen würden. Ein ſolches Vorwiſſen würde hinlänglich ſeyn, das Glück eines vernünftigen Mannes auf ſeine ganze Lebenszeit zu machen. Auch hatte es anfangs das Anſehen, als ob Demokritus dieſe Gelegenheit nicht entwiſchen laſſen wollte; denn er kaufte alles Oel im ganzen Lande zuſammen. Ein Jahr darauf ſtieg der Preis des Oels, theils des Mißwachſes wegen, theils weil aller Vorrath in des Demokritus Händen war, viermal ſo hoch als es ihn gekoſtet hatte. Nun gebe ich allen Leuten, welche wiſſen, daß Viere viermal mehr als Eins ſind, zu errathen, was Demokritus that? — können Sie Sich vorſtellen, daß der Mann unſinnig genug war, ſeinen Verkäuffern ihr Oel, um den nehmlichen Preiß, wie er es von ihnen erhandelt

hatte,

hatte, zurück zu geben? (*) Wir wissen auch, wie weit die Grosmuth bey einem Menschen, der seiner Sinne mächtig ist, gehen kann. Aber diese That lag soweit außer den Grenzen der Glaubwürdigkeit, daß die Leute, die dabey gewannen, selbst die Köpfe schüttelten, und gegen den Verstand des Mannes, der einen Hauffen Gold für einen Hauffen Nußschaalen ansah, Zweifel bekamen, die, zum Unglück für seine Erben, nur zu wohl gegründet waren.„

So weit geht das Fragment; und wenn man von einem so kleinen Theile auf das Ganze schließen könnte, so hätte der Sykophant aller-

(*) Wie ungleich sich doch das nehmliche Factum erzählen läßt! Von eben dieser That, die unser Sykophant für den vollständigsten Beweis eines verrückten Gehirnes hält, spricht Plinius als von einer höchstedeln und der Philosophie Ehre machenden Handlung. Demokritus war viel zu gutherzig, um sich auf Unkosten Andrer, die nicht so viel entbehren konnten wie er, bereichern zu wollen. Ihre ängstliche Unruhe und Verzweiflung einen so großen Gewinst verfehlt zu haben, rührte ihn; er gab ihnen ihr Oel, oder das daraus erlößte Geld zurück, und begnügte sich, den Abderiten gezeigt zu haben, daß es nur von ihm abhange, Reichthümer zu erwerben, wenn er es für der Mühe werth hielte. In diesem Lichte sieht Plinius die Sache an; und in der That muß man ein Abderite, ein Sykophant, und ein Schurke zugleich seyn, um so wie unser Sykophant davon zu sprechen.

allerdings mehr als einen Korb voll Feigen von dem Rathsherrn Thrasyllus verdient. Seine Schuld war es wenigstens nicht, wenn der hohe Senat von Abdera unsern Philosophen nicht zu einem dunkeln Kämmerchen verurtheilte. Aber Thrasyllus hatte Mißgönner im Senate; und Meister Pfrieme, der inzwischen Zunftmeister worden war, behauptete mit großen Eifer, daß es wider die Freyheit von Abdera lauffen würde, einen Bürger für wahnwitzig zu erklären, eh' er von einem unpartheyischen Arzte so befunden worden sey. Wohl, rief Thrasyllus, ich bin es zufrieden, wenn man den Hippokrates selbst über die Sache sprechen lassen will.

Sagten wir nicht oben, das die Dummheit des Rathsherrn Thrasyllus seiner Bosheit die Wage gehalten habe? — Es war ein dummer Streich von ihm, sich in einer so mißlichen Sache auf den Hippokrates zu berufen. Aber freylich fiel es ihm auch nicht ein, daß man ihn beym Worte nehmen würde.

Hippokrates, sagte der Archon, ist allerdings der Mann, der uns am besten aus diesem bedenklichen Handel ziehen könnte. Zu gutem Glücke befindet er sich würklich zu Thasos, und vielleicht läßt er sich bewegen zu uns herüber zu kommen, wenn wir ihn im Nahmen der Republik einladen lassen.

Thrasyllus entfärbte sich ein wenig, da er hörte, daß man Ernst aus der Sache machen wollte. Aber die Mehrheit der Stimmen fiel dem Archon bey. Man schickte unverzüglich einen Deputierten mit einem Einladungsschreiben (*) an den Arzt ab, und brachte den Rest der Sessjon damit zu, sich über die Ehrenbezeugungen zu berathschlagen, womit man ihn empfangen wollte.

„Dies war doch so abderitisch nicht „ — werden die Aerzte denken, die sich vielleicht unter unsern Lesern befinden. Aber wann sagten wir denn, daß die Abderiten, so lang ihre Republik gestanden, gar nichts gethan hätten, was auch einem vernünftigen Volke anständig seyn würde? Indessen lag doch der wahre Grund, warum sie dem Hippokrates so viel Ehre erweisen wollten, keinesweges in der Hochachtung, die sie für ihn empfanden, sondern lediglich in der Eitelkeit, für Leute gehalten zu werden, die einen grossen Mann zu schätzen wüßten; und merkten wir nicht schon bey einer andern

(*) Es befindet sich noch etwas unter dieser Rubrik in den Ausgaben der Werke des Hippokrates; es ist aber ohne allen Zweifel untergeschoben, und die Arbeit irgend eines schaalen Gräculus spätere Zeiten; so wie die ganze Erzählung von der Zusammenkunft dieses Arztes mit dem Demokritus, in einem der unächten Briefe, die den Namen des ersten führen.

dern Gelegenheit an, daß sie von jeher ausserordentliche Liebhaber von Feyerlichkeiten gewesen?

Die Abgeordneten hatten Befehl, dem Hippokrates nichts weiter zu sagen, als daß der Senat von Abdera seiner Gegenwart und seines Ausspruchs in einer sehr wichtigen Angelegenheit vonnöthen habe; und Hippokrates konnte sich mit aller seiner Philosophie nicht einbilden, was für eine wichtige Sache dies seyn könnte. Denn wozu (dacht' er) haben sie nöthig, ein Geheimniß daraus zu machen? Der Senat von Abdera kann doch schwerlich mit einer Krankheit befallen seyn, die man nicht gerne kund werden läßt?

Indessen entschloß er sich um so williger zu dieser Reise, da er schon lange gewünscht hatte, unsern Philosophen persönlich kennen zu lernen. Aber wie groß war sein Erstaunen, da ihm — nachdem er mit grossem Gepränge eingeholt und vor den versammelten Rath geführt worden war, — von dem regierenden Archon in einer wohlgesezten Rede zu wissen gemacht wurde: daß man ihn bloß darum nach Abdera berufen habe, um die Wahnsinnigkeit ihres Mitbürgers Demokritus zu untersuchen, und gutächtlich zu berichten, ob ihm noch geholfen werden könne, oder ob es nicht schon so weit mit ihm gekommen sey, daß man ihn ohne Bedenken für bürgerlich todt erklären könne? —

Dies

Dies muß ein andrer Demokritus seyn, dachte der Arzt anfangs; aber die Herren von Abdera ließen ihn nicht lang in Zweifel. Gut, gut, sprach er bey sich selbst: bin ich nicht in Abdera? Wie man auch so was vergessen kann!

Hippokrates ließ ihnen nichts von seinem Erstaunen merken. Er begnügte sich, den Senat und das Volk von Abdera zu loben, daß sie eine so große Empfindung von dem Werth eines Mitbürgers, wie Demokritus, hätten, um seine Gesundheit als eine Sache, woran dem gemeinen Wesen gelegen sey, anzusehen. Wahnwitz (sagte er mit großer Ernsthaftigkeit) ist ein Punkt, worinn die größten Geister und die größten Schöpse zuweilen zusammentreffen. Wir wollen sehen!

Thrasyllus lud den Arzt zur Tafel ein, und hatte die Höflichkeit, ihm die feinsten Herren und die schönsten Frauen in der Stadt zur Gesellschaft zu geben. Aber Hippokrates, der ein kurzes Gesicht und keine Lorgnette (*) hatte, wurde nicht gewahr, daß die Damen schön waren; und so kam es denn, ohne Schuld der guten Geschöpfe, — die sich, zum Ueberfluß, in die Wette herausgepuzt hatten — daß sie nicht

(*) Denen, welche sich etwan hierüber verwundern möchten, dienet zur Nachricht, daß die Lorgnetten damals noch nicht erfunden waren.

nicht völlig den Eindruck auf ihn machten, den sie sich sonst versprechen konnten. Es war würklich schade, daß er nicht besser sah! Für einen Mann von Verstande ist der Anblick einer schönen Frau allemal etwas sehr unterhaltendes; und wofern die schöne Frau etwas dummes sagt, (welches den schönen Frauen zuweilen so gut begegnen soll, als den häßlichen) macht es einen merklichen Unterschied, ob man sie nur hört, oder ob man sie zugleich sieht; denn im lezten Falle ist man immer geneigt, alles was sie sagen kann, vernünftig, oder artig, oder wenigstens erträglich zu finden. Da die Abderitinnen diesen Vortheil bey dem kurzsichtigen Fremden verlohren; da er genöthiget war, von ihrer Schönheit durch den Eindruck, den sie auf seine Ohren machten, zu urtheilen; so war nichts natürlicher, als daß der Begriff, den er dadurch von ihnen bekam, demjenigen ziemlich ähnlich war, den sich ein Tauber, mittelst eines Paars gesunder Augen, von einem Concerte machen würde. —

„Wer ist die Dame, die izt mit dem witzigen Herrn sprach? „ fragte er den Thrasyllus leise. — Man nannte ihm die Gemahlin eines Matadors der Republik. — Verzweifelt! (dacht er bey sich selbst) daß ich mir die verwünschte Austerfrau nicht aus dem Kopfe bringen kann, die ich neulich vor meinem Hause zu Larissa mit einem Molossischen Eseltreiber scherzen hörte.

Thrasyllus hatte geheime Absichten auf unsern Aesculap. Seine Tafel war niedlich, sein Wein verführerisch, und zum Ueberfluß ließ er Milesische Tänzerinnen kommen. Aber Hippokrates aß wenig, trank Wasser, und hatte in Aspasiens Hause weit schönere Tänzerinnen gesehen. Es wollte alles nichts verfangen. Dem weisen Manne begegnete etwas, das ihm vielleicht in vielen Jahren nicht begegnet war; er hatte Langeweile, und es schien ihm nicht der Mühe werth, es den Abderiten zu verbergen. Die Abderiten bemerkten also, ohne großen Aufwand von Beobachtungskraft, was er ihnen deutlich genug sehen ließ; und natürlicherweise waren die Glossen, so sie darüber machten, nicht zu seinem Vortheil. Er soll sehr gelehrt seyn, flisterten sie einander zu. Schade, daß er nicht mehr Welt hat! — Was ich gewiß weiß, ist dies, daß mir der Einfall nie kommen wird, ihm zu Liebe krank zu werden, sagte die schöne Thryallis.

Thrasyllus machte inzwischen Betrachtungen von einerandern Art. So ein großer Mann dieser Hippokrates seyn mag, dacht' er, so muß er doch seine schwache Seite haben. Aus den Ehrenbezeugungen, womit ihn der Senat überhäufte, schien er sich nicht viel zu machen. Das Vergnügen liebt er auch nicht. Aber ich wette, daß ihm ein Beutel voll neuer funkelnder Dariken diese sauertöpfische Mine vertreiben soll!

So

So bald die Tafel aufgehoben war, schritt Thrasyllus zum Werke. Er nahm den Arzt auf die Seite, und bemühte sich (unter Bezeugung eines großen Antheils, den er an dem unglücklichen Zustande seines Verwandten nehme) ihn zu überzeugen, daß die Zerrüttung seines Gehirns eine so kundbare und ausgemachte Sache sey, daß nichts, als die Pflicht allen Formalitäten der Gesetze genug zu thun, den Senat bewogen habe, eine Thatsache, woran niemand zweifle, noch zum Ueberfluß durch den Ausspruch eines auswärtigen Arztes bestätigen zu lassen. „Da man Sie aber gleichwohl in „die Mühe gesezt hat, eine Reise zu uns zu „thun, die Sie vermuthlich ohne diese Veranlassung nicht unternommen haben würden: „so ist nichts billiger, als daß derjenige, den „die Sache am nächsten angeht, Sie wegen „des Verlustes, den Sie durch Versäumung „ihrer Geschäfte dabey erleiden, in etwas schad„los halte. Nehmen Sie diese Kleinigkeit „als ein Unterpfand einer Dankbarkeit an, „von welcher ich Ihnen stärkere Beweise zu „geben hoffe —„

Ein ziemlich runder Beutel, den Thrasyllus bey diesen Worten dem Arzt in die Hand drückte, brachte diesen aus der Zerstreuung zurück, womit er die Rede des Rathsherrn angehört hatte. „Was wollen „Sie, daß ich mit diesem Beutel machen soll? fragte Hippokrates mit einem Pflegma, das den Abderiten völlig aus der Fassung sezte —

Sie wollten ihn vermuthlich ihrem Haushofmeister geben. — Sind Ihnen solche Zerstreuungen gewöhnlich? Wenn dies wäre, so wollt' ich Ihnen rathen, ihrem Arzte davon zu sagen — Aber Sie erinnerten mich vorhin an die Ursach, warum ich hier bin. Ich danke Ihnen dafür. Mein Aufenthalt kann nur sehr kurz seyn; und ich darf den Besuch nicht länger aufschieben, den ich, wie Sie wissen, dem Demokritus schuldig bin.„ Mit diesen Worten machte der Aesculap seine Verbeugung und verschwand.

Der Rathmann hatte in seinem Leben nie so dumm ausgesehen, als in diesem Augenblick. — Wie hätte sich aber auch ein Abderitischer Rathsherr einfallen lassen sollen, daß so etwas begegnen könnte? Dies sind doch keine Zufälle, auf die man sich gefaßt hält!

Hippokrates traf, wie die Geschichte sagt, unsern Naturforscher bey der Zergliederung verschiedener Thiere an, deren innerlichen Bau und animalische Oekonomie er untersuchen wollte, um vielleicht auf die Ursachen gewisser Verschiedenheiten in ihren Eigenschaften und Neigungen zu kommen. Diese Beschäftigung bot ihnen reichen Stoff zu einer Unterredung an, welche den Demokritus nicht lang über die Person des Fremden ungewiß ließ. Ihr gegenseitiges Vergnügen über eine so unvermuthete Zusammenkunft war der Größe ihres beyderseitigen Werthes gleich, aber auf Demokrits Seite um so viel lebhafter, je länger er in sei-

ner

ner Abgeschiedenheit von der Welt des Umgangs mit einem Wesen seiner Art hatte entbehren müssen.

Es giebt eine Art von Sterblichen, die sich Kosmopoliten nennen, und die, ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Eydschwüre gefesselt zu seyn, eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt als irgend ein andrer Orden in der Welt, sogar Jesuiten und Freymaurer nicht ausgenommen. Zween Kosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andre von Westen, sehen einander zum erstenmale, und sind Freunde; — nicht vermög einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist; — nicht weil beschworne Pflichten sie dazu verbinden — sondern, weil sie Kosmopoliten sind. In jedem andern Orden giebt es auch falsche oder wenigstens unwürdige Brüder; in dem Orden der Kosmopoliten giebt es keine; weil ein Kosmopolit, vermöge seiner Natur und Art, weder ein Dummkopf, noch ein Gecke, noch ein Schurke seyn kan. So wenig dies manchen, die den Werth der Wörter nicht nach dem innern Gehalt schätzen, gesagt scheinen mag; so ist es doch in der That kein geringer Vorzug der Kosmopoliten vor allen andern Gesellschaften, Gemeinheiten, Innungen, Orden und Brüderschaften in der Welt. Denn wo ist eine von allen diesen welche sich rühmen könnte, daß sich niemals ein

Ehrsüchtiger, kein Neidischer, kein Geitziger, kein Wucherer, kein Verläumder, kein Prahler, kein Heuchler, kein Zweyzüngiger, kein heimlicher Ankläger, kein Undankbarer, kein Kuppler, kein Schmeichler, kein Schmarotzer, kein Sklave, kein Mensch ohne Kopf oder ohne Herz, kein Pedant, kein Mückenseiger, kein Verfolger, kein falscher Prophet, kein Bonze, kein Gaukler, kein Plusmacher und kein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten sind die einzigen die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnisvolle Ceremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehmals die Egyptischen Priester, oder durch ein procul este Profani, die Unreinen von sich auszuschließen. Diese schließen sich selbst aus, und man kann eben so wenig ein Kosmopolit scheinen wenn man es nicht ist, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger ausgeben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, so bald man sich hören lassen müßte. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler, lassen sich unmöglich nachmachen, weil sie für alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß sind; nicht ein Geheimniß, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder, oder von ihrer Vorsichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt; sondern ein Geheimniß, auf welches

die

die Natur selbst ihren Schleyer gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bey Trompeten-Schall durch die ganze Welt auskündigen lassen; sie dürften sicher darauf rechnen, daß ausser ihnen selbst kein Mensch etwas davon begreifen würde. Bey dieser Bewandniß der Sache ist nichts natürlicher, als das innige Einverständniß, und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zween Kosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. Pylades und Orestes waren, nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundschaft, nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da sie einander erkennen, sind. Ihre Freundschaft hat nicht vonnöthen durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; sie bedarf keiner Prüfungen; sie gründet sich auf das nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit uns selbst in demjenigen zu lieben, der uns am ähnlichsten ist.

Demokritus und Hippokrates gehörten beyde zu dieser wunderbaren und seltnen Art von Menschen. Sie waren also schon lang, wiewohl unbekannter Weise, die vertrautesten Freunde gewesen; und ihre Zusammenkunft glich vielmehr dem Wiedersehen nach einer langen Trennung als einer neuangehenden Verbindung. Ihre Gespräche, nach welchen der Leser vielleicht begierig ist, waren vermuth-

lich interessant genug um der Mittheilung werth zu seyn. Aber sie würden uns zu weit von den Abderiten entfernen, die der eigentliche Gegenstand dieser Geschichte sind. Alles was wir davon zu sagen haben, ist: daß unsre Kosmopoliten den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht in einer Unterredung zubrachten, wobey ihnen die Zeit sehr kurz wurde; und daß sie ihrer Gegenfüßler, der Abderiten, und ihres Senats, und der Ursache, warum sie den Hippokrates hatten kommen lassen, so gänzlich darüber vergaßen, als ob niemals so ein Ort und solche Leute in der Welt gewesen wären.

Erst des folgenden Morgens, da sie, nach einem leichten Schlaf von wenigen Stunden, wieder zusammen kamen, um auf einer an die Gärten des Demokritus gränzenden Anhöhe der Morgenluft zu genießen, erinnerte der Anblick der unter ihnen im Sonnenglanz liegenden Stadt, den Hippokrates, daß er in Abdera Geschäfte habe. Kannst du wohl errathen, sagte er zu seinem Freunde, zu welchem Ende mich die Abderiten eingeladen haben? — Die Abderiten haben dich eingeladen? rief Demokritus. Ich hörte doch, diese Zeit her, von keiner Seuche, die unter ihnen wüthe! Es ist zwar eine gewisse Erbkrankheit, mit der sie alle samt und sonders, bis auf sehr wenige, von alten Zeiten her behaftet sind; aber — „Getroffen, getroffen, guter Demokritus!

dies

dies ist die Sache!„ — Du scherzest, erwiederte Demokritus; die Abderiten sollten zum Gefühle, wo es ihnen fehlt, gekommen seyn? Ich kenne sie zu gut. Darinn liegt eben ihre Krankheit, daß sie dies nicht fühlen. — „Indessen, sagte der Andre, ist nichts gewisser, als daß ich izt nicht in Abdera wäre, wenn die Abderiten nicht von dem nemlichen Uebel, wovon du sprichst, geplagt würden. Die armen Leute!„ — Ach! nun versteh ich dich, versezte der Philosoph — Deine Berufung konnte eine Würkung ihrer Krankheit seyn, ohne daß sie es wußten. Laß doch sehen? — Ha! da haben wirs! Ich wette alles in der Welt, sie haben dich kommen lassen, um dem ehrlichen Demokritus so viel Aderlässen und Nieswurz zu verordnen, als er vonnöthen haben möchte, um ihresgleichen zu werden! Nicht wahr? — „Du kennst deine Leute vortreflich, wie ich sehe, Demokritus; und in der That, man muß so an ihre Narrheit gewöhnt seyn wie du, um so kaltblütig davon zu sprechen. — Als ob es nicht allenthalben Abderiten gäbe, sagte der Philosoph. — Aber Abderiten in diesem Grade! rief jener; vergieb mir, wenn ich von deinem Vaterlande nicht mit so viel Nachsicht urtheilen kann, als du. Aber, versichre dich, sie sollen mich nicht umsonst zu sich berufen haben!

Die Zeit kam heran, wo der Aesculap dem Senat von Abdera seinen Bericht erstatten

sollte. Er kam, trat mitten unter die versammelten Väter, und sprach mit einer Wohlredenheit, die alle Anwesenden in Erstaunen sezte: „Friede sey mit Abdera! Edle, Veste, Fürsichtige und Weise, liebe Herren und Abderiten! Gestern lobte ich Sie wegen Ihrer Fürsorge für das Gehirn Ihres Mitbürgers Demokritus; und heute rathe ich Ihnen wohlmeynend, diese Fürsorge auf ihre ganze Stadt und Republik zu erstrecken. Gesund an Leib und Seele zu seyn, ist das höchste Gut, das Sie Sich selbst, Ihren Kindern und Ihren Bürgern verschaffen können; und dies würklich zu thun, ist die erste Ihrer obrigkeitlichen Pflichten. So kurz mein Aufenthalt unter Ihnen ist, so ist er doch schon lang genug, um mich zu überzeugen, daß sich die Abderiten nicht so wohl befinden, als es zu wünschen wäre. Ich bin zwar zu Cos gebohren, und wohne bald zu Athen, bald zu Larissa, bald anderswo; izt zu Abdera, morgen vielleicht auf dem Wege nach Byzanz. Aber ich bin weder ein Coer noch ein Athenienser, weder ein Larisser noch Abderite; ich bin ein Arzt. So lang es Kranke auf dem Erdboden giebt, ist meine Pflicht, so viel Gesunde zu machen als ich kann. Die gefährlichsten Kranken sind die, die nicht wissen, daß sie krank sind; und dies ist, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Uebel liegt für meine Kunst zu tief; aber was ich thun kann, um die Heilung vorzubereiten, ist dies! Senden Sie, mit dem ersten guten

Winde,

Winde, sechs große Schiffe nach Anticyra; meinethalben können sie mit welcherley Waaren es den Abderiten beliebt, dahin befrachtet werden; aber zu Anticyra lassen Sie alle sechs Schiffe so viel Nießewurz laden, als sie tragen können ohne zu sinken. Man kann zwar auch Nießewurz aus Galatien haben, die etwas wohlfeiler ist; aber die Nießewurz von Anticyra ist die beste. Wenn die Schiffe angekommen seyn werden, so lassen Sie das gesamte Volk auf Ihrem großen Markte versammeln; stellen Sie, mit Ihrer ganzen Priesterschaft an der Spitze, einen feyerlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an, und bitten Sie die Götter, daß sie dem Senat und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senat und dem Volke zu Abdera fehlt; dann kehren Sie auf den Markt zurück, und theilen den sämtlichen Vorrath von Niesewurz, auf gemeiner Stadt Unkosten, unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf sieben Pfund; nicht zu vergessen, daß den Rathsherren, welche (ausserdem was sie für sich selbst gebrauchen) noch für so viel andre Versand haben müssen, eine doppelte Portion gereicht werde! Die Portionen sind stark, ich gesteh es; aber eingewurzelte Uebel sind hartnäckig, und können nur durch anhaltenden Gebrauch der Arzney geheilt werden. Wenn Sie nun dieses Vorbereitungsmittel, nach der Vorschrift, die ich Ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden: dann überlasse ich Sie einem

andern

andern Ärzte; denn, wie ich sagte, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für meine Kunst. Ich kenne funfzig Meilen rings um Abdera nur einen einzigen Mann, der ihnen von Grund aus helfen könnte, wenn sie sich geduldig und folgsam in seine Kur begeben wollten. Der Mann nennt sich Demokritus, des Damasippus Sohn. Stoßen Sie Sich nicht an dem Umstande, daß er zu Abdera gebohren ist; er ist darum kein Abderite, dies können Sie mir auf mein Wort glauben; oder wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie den Apollo zu Delphi. Es ist ein gutherziger Mann, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen seine Dienste zu leisten. Und hiermit, meine Herren und Bürger von Abdera, empfehl ich Sie und Ihre Stadt den Göttern. Verachten Sie meinen Rath nicht, weil ich ihn umsonst gebe; es ist der Beste, den ich jemals einem Kranken der sich für gesund hielt gegeben habe! „

Als Hippokrates dies gesagt hatte, machte er dem Senat eine höfliche Verbeugung, und gieng seines Weges.

Niemals — sagt der Geschichtschreiber Hekatäus, ein desto glaubwürdigerer Zeuge, weil er selbst ein Abderite war (*) — Niemals hat

(*) Zum Unglück sind alle seine Werke verlohren gegangen. v. Recherches sur Hecatée de Milet *Tom. IX. des Mem. de Litterat.*

hat man zweyhundert Menschen alle zugleich, in einer so sonderbaren Attitüde gesehen, als diejenige des Senats von Abdera in diesem Augenblicke war; es müßten nur die zweyhundert Phönizier seyn, welche Perseus, durch den Anblick des Kopfs der Meduſa, auf einmal in eben soviel Statuen verwandelte, als ihm ihr Anführer Phineus seine geliebte und theuer erworbene Andromeda mit Gewalt wieder abjagen wollte (*). In der That hatten sie alle möglichen Ursachen von der Welt, auf etliche Minuten versteinert zu werden. Beschreiben zu wollen was in ihren Seelen vorgieng, würde vergebliche Mühe seyn. Nichts gieng in ihnen vor; ihre Seelen waren so versteinert als ihre Leiber. Mit dummem sprachlosem Erstaunen sahen sie alle nach der Thüre, durch welche der Aesculap sich zurückgezogen hatte: und auf jedem Gesichte drückte sich zugleich die angestrengte Bemühung und das gänzliche Unvermögen aus, etwas von dieser Begebenheit zu begreiffen. Endlich schienen sie nach und nach, einige früher, einige später, wieder zu sich selbst zu kommen. Sie sahen einander mit großen Augen an; funfzig Mäuler öfneten sich zugleich zu der nehmlichen Frage, und fielen wieder zu, weil sie sich aufgethan hatten, eh sie wußten was sie fragen wollten. Zum Henker, meine Herren, rief endlich der Zunft-

(*) *Ovid. Metamor.* L. V. v. 218.

Zunftmeister Pfrieme, ich glaube gar, der Quacksalber hat uns mit seiner doppelten Portion Nießewurz zum Narren! — Ich versah mir gleich von Anfang nichts gutes zu ihm, sagte Thrasyllus. — Meiner Frau wollt' er gestern gar nicht einleuchten, sprach der Rathsherr Smilax. — Ich dachte gleich es würde übel ablauffen, wie er von den sechs Schiffen sprach, die wir nach Antieyra senden sollten, sagte ein anderer. — Und die verdammte Ernsthaftigkeit womit er uns alles das vordeclamierte, rief ein dritter; ich gestehe daß ich mir gar nicht einbilden konnte, wo es hinaus lauffen würde. — Ha, ha, ha, ein lustiger Zufall, so wahr ich ehrlich bin, sagte der kleine dicke Rathsherr, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt; gestehen wir, daß wir fein abgeführt sind! Ein verzweifelter Streich! Das hätt' uns nicht begegnen sollen! Ha, ha, ha! — Aber wer konnte sich auch zu einem solchen Manne so etwas versehen? rief der Nomophylax — Ganz gewiß ist er auch einer von eucrn Philosophen, sagte Meister Pfrieme; der Priester Strobylus hat wahrlich so unrecht nicht; wenn es nicht wider unsre Freyheiten wäre, so wollt' ich der erste seyn, der darauf antrüge, daß man alle diese Spitzköpfe zum Lande hinaus jagte.

Meine Herren, fieng izt der Archon an; die Ehre der Stadt Abdera ist angegriffen, und anstatt daß wir hier sitzen, und uns verwun-

dern,

dern, oder Glossen machen, sollten wir mit Ernst darauf denken, was uns in einer so kizlichten Sache zu thun gezieme. Vor allen Dingen sehe man, wo Hippokrates hingekommen ist!

Ein Rathsdiener, der zu diesem Ende abgeschickt wurde, kam nach einer ziemlichen Weile mit der Nachricht zurück, daß er nirgends mehr anzutreffen sey.

Ein verfluchter Streich! rieffen die Rathsherren aus Einem Munde; wenn er uns nun entwischt wäre! — Er wird doch kein Hexenmeister seyn, sagte der Zunftmeister Pfrieme, indem er nach einem Amulet sah, das er gewöhnlich zu seiner Sicherheit gegen böse Geister und böse Augen bey sich zu tragen pflegte.

Bald darauf wurde berichtet, daß man den fremden Herrn auf seinem Maulesel ganz gelassen hinter dem Tempel der Dioskuren, dem Landgute des Demokritus zu, traben gesehen habe.

Was ist nun zu thun, meine Herren? sagte der Archon.

Ja — Allerdings! — was nun zu thun ist — was nun zu thun ist! — dies ist eben die Frage! — sagten die Rathsherren, indem sie einander ansahen. Nach einer langen Pause,

zeigte

zeigte sich, daß die Herren — nicht wußten, was nun zu thun war.

Der Mann steht in großem Ansehen beym Könige von Macedonien, — fuhr der Archon fort — er wird im ganzen Griechenlande wie ein zweiter Aesculap verehrt! — Wir könnten uns leicht in böse Händel verwickeln, wenn wir einer wiewohl gerechten Empfindlichkeit Gehör geben wollten. Bey allem dem liegt mir die Ehre von Abdera —

Ohne Unterbrechung, Herr Archon; fiel ihm der Zunftmeister Pfrieme ein; die Ehre und Freyheit von Abdera kann Niemanden näher am Herzen liegen, als mir selbst. Aber, alles wohl überlegt, seh' ich warlich nicht, was die Ehre der Stadt mit dieser Begebenheit zu thun haben kann. Dieser Harpokrates oder Hippokritus, wie er sich nennt, ist ein Arzt; und ich habe mein Tage gehört, daß ein Arzt die ganze Welt für ein grosses Siechhaus, und alle Menschen für seine Kranken ansieht. Ein jeder spricht und handelt wie ers versteht; und was einer wünscht, das glaubt er gerne. Hippokritus möcht es, denk' ich, wohl leiden, wenn wir alle krank wären, damit er desto mehr zu heilen hätte. Nun denkt er, wenn ich sie nur erst dahin bringen kann, daß sie meine Arzneyen einnehmen, dann sollen sie mir krank genug werden. Ich heiße nicht Meister Pfrieme, wenn dies nicht das ganze Geheimniß ist.

Mein

Mein Seele! getroffen, rief der kleine dicke Rathsherr; weder mehr noch weniger! der Kerl ist so närrisch nicht! — Ich wette, wenn er kann, so hängt er uns alle mögliche Flüsse und Fieber an den Hals, blos damit er den Spaß habe, uns für unser Geld wieder gesund zu machen! Ha, ha, ha! Aber vierzehn Pfund Nießewurz auf jeden Rathsherrn! rief einer von den Aeltesten, dessen Gehirn, nach seiner Mine zu urtheilen, schon völlig ausgetrocknet seyn mochte. Bey allen Fröschen der Latona, dies ist zu arg! Man muß beynahe auf den Argwohn kommen, daß etwas mehr hierunter stecke!

Vierzehn Pfund Nießewurz auf jeden Rathsherrn! wiederholte Meister Pfrieme, und lachte aus vollem Halse —

Und für jeden Zunftmeister, sezte Smilax mit einem bedeutenden Ton hinzu.

Das bitt ich mir aus, rief Meister Pfrieme; er sagte kein Wort von Zunftmeistern —

Aber das versteht sich doch wohl von selbst, versezte jener; Rathsherren und Zunftmeister, Zunftmeister und Rathsherren; ich sehe nicht, warum die Herren Zunftmeister hierinn was besonders haben sollten.

Wie, was? rief Meister Pfrieme, mit grossem Eifer; Ihr seht nicht, was die Zunftmeister vor den Rathsherren besonders haben? — Meine Herren, Sie haben es gehört! — Herr

Stadtschreiber, ich bitt' es zum Protocoll zu nehmen —

Die Zunftmeister stunden alle mit großem Gemurmel von ihren Sitzen auf.

Sagt' ich nicht, rief der alte hypochondrische Rathsmeister, daß etwas mehr hinter der Sache stecke? Ein geheimer Anschlag gegen die Aristokratie — Aber die Herren haben sich ein wenig zu früh verrathen.

Gegen die Aristokratie? schrie Pfrieme mit verdoppelter Stimme; gegen welche Aristokratie? Zum Henker, Herr Rathsmeister, seit wenn ist Abdera eine Aristokratie? Sind wir Zunftmeister etwan nur an die Wand hingemahlt? Stellen wir nicht das Volk vor? Haben wir nicht seine Rechte und Freyheiten zu vertreten? — Herr Stadtschreiber, zum Protocoll, daß ich gegen alles Widrige protestiere, und dem löblichen Zunftmeisterthum sowohl als gemeiner Stadt Abdera —

Protestirt! protestirt! schrien die Zunftmeister alle zusammen.

Reprotestirt! reprotestirt! schrien die Rathsherren.

Der Lerm nahm überhand. Meine Herren, rief der regierende Archon, so laut er konnte, was für ein Schwindel hat Sie überfallen? Ich bitte, bedenken Sie, wer Sie sind, und wo Sie sind! Was werden die Eyerweiber und Obsthändlerinnen, da unten, von uns denken, wenn sie uns wie die Zahnbrecher schreyen hören?

Aber

Aber die Stimme der Weisheit verlohr sich ungehört in dem betäubenden Getöse. Niemand hörte sein eigen Wort.

Zu gutem Glück war es, seit undenklichen Zeiten, in Abdera gebräuchlich, auf den Punkt zwölf Uhr durch die ganze Stadt zu Mittag zu essen; und, vermöge der Rathsordnung, mußte, so wie eine Stunde abgelauffen war, eine Art von Herold vor die Rathsstube treten, und die Stunde ausruffen.

Gnädige Herren, rief der Herold mit der Stimme des Homerischen Stentors, die zwölfte Stunde ist vorbey!

„Stille; der Stundenruffer! „ — Was rief er? — „Zwölfe meine Herren, zwölfe!„— Schon zwölfe? — Schon vorbey? — So ist es hohe Zeit —

Der größte Theil der gnädigen Herren war zu Gaste gebeten. Das glückliche Wort Zwölfe versezte sie also auf einmal in eine Reihe angenehmer Vorstellungen, die mit dem Gegenstand ihres Zankes nicht in der mindesten Verbindung stunden. Schneller als die Figuren in einem Guckkasten sich verwandeln, stund eine große Tafel, mit einer Menge niedlicher Schüsseln bedeckt, vor ihrer Stirne; ihre Nasen weideten sich zum voraus an Düften von bester Vorbedeutung; ihre Ohren hörten das Geklapper der Teller; ihre Zunge kostete schon die leckerhaften Brühen, in deren Erfindung die Abderitischen Köche mit einander wetteiferten; kurz, das unwesentliche Gastmal beschäf-

tigte alle Kräfte ihrer Seelen; und auf einmal war die Ruhe des Abderitischen Staats wieder hergestellt.

„Wo werden Sie heute speisen?" — Bey Polyphontens — „Dahin bin ich auch geladen." — Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gesellschaft — „Sehr viele Ehre für mich! — Was werden wir diesen Abend für eine Komödie haben? — Die Andromeda des Euripides — Also ein Trauerspiel! — O! mein Lieblingsstück! — Und eine Musik! Unter uns, der Nomophylax hat etliche Chöre selbst gesezt; Sie werden Wunder hören!„ — Unter so sanften Gesprächen erhuben sich die Väter von Abdera, in eilfertigem aber friedsamem Gewimmel, vom Rathhause, zu großer Verwunderung der Eyerweiber und Obsthändlerinnen, welche kurz zuvor die Wände der Rathsstube von ächtem Thrazischem Geschrey wiederhallen gehört hatten.

Alles dies hatte man dir zu danken, wohlthätiger Stundenruffer! Ohne deine glückliche Dazwischenkunft würde, wahrscheinlicherweise, der Zank der Rathsherren und Zunftmeister, gleich dem Zorn des Achilles, so lächerlich auch seine Veranlassung war, in ein Feuer ausgebrochen seyn, dessen schnellverbreitete Gewalt die schrecklichste Zerrüttung, wo nicht gar den Umsturz der Republik Abdera hätte verursachen können. Wenn jemals ein Abderite mit einer öffentlichen Ehrensäule belohnt zu werden verdient hätte, so war es gewiß dieser Stundenruffer!

ruffer! Zwar muß man gestehen, der große Dienst, den er in diesem Augenblicke seiner Vaterstadt leistete, verliert seine ganze Verdienstlichkeit durch den einzigen Umstand, daß er nur zufälligerweise nützlich wurde; denn der ehrliche Mann dachte, da er zur gesezten Zeit maschinenmäsig Zwölfe rief, an nichts weniger, als an die unabsehbaren Uebel, die er dadurch von dem gemeinen Wesen abwendete. Aber niemals hatte sich ein Abderite auf andre Weise um sein Vaterland verdient gemacht. Wenn es sich zutrug, daß sie etwas verrichteten, das durch irgend einen glücklichen Zufall der Stadt nützlich wurde, so dankten sie den Göttern dafür; denn sie fühlten wohl, daß sie als bloße Werkzeuge oder gelegenheitliche Ursachen mitgewürkt hatten. Indessen ließen sie sich doch das Verdienst des Zufalls, so gut bezahlen, als ob es ihr eigenes gewesen wäre; oder richtiger zu reden, eben weil sie sich keines eignen Verdiensts dabey bewußt waren, liessen sie sich das Gute, was der Zufall unter ihrem Namen that, auf eben den Fuß bezahlen, wie ein Mauleseltreiber den täglichen Verdienst seines Esels einzieht. Es versteht sich, daß die Rede hier bloß von Archonten, Rathsherren und Zunftmeistern ist. Denn der ehrliche Stundenruffer mochte sich Verdienste um die Republik machen, so viel oder so wenig er wollte; er bekam seine sechs Pfennige des Tags in guter abderitischer Münze, und — Gott befohlen!

Die Fortsetzung folgt.

III.

Der Freund des schönen Geschlechts.

Aus dem Englischen.

Fast immer haben Schriftsteller zu viel Gutes oder zu viel Böses von dem weiblichen Geschlechte gesagt. Der Eine, der Macht der Schönheit unterthan, betrachtet sie als die Herrscherinnen der Welt, als das Meisterstück der Natur; indeß sie der Andere, der mehr Sonderling und Gesellschaftshasser ist, für eben so viel Pandoren hält, denen er alle Uebel des menschlichen Geschlechts mit Vergnügen aufbürdet. Jeder spricht von dem andern Geschlechte nach der Neigung seines Herzens, und der Lasterhafteste mahlt uns meistens ihr Bild am schwärzesten.

Was für Widersprüche sich auch in den verschiedenen Meinungen zeigen mögen, welche Männer von dem schönen Geschlechte hegen, so ist doch allzeit das lebhafte Interesse, mit welchem sie es betrachten, die gewisse Quelle davon. Alles, was diesen schöneren Theil der Menschheit betrift, muß uns interessiren: ihr ganzes Wesen, ihr Betragen, der Ton ihrer Stimme, die geringste ihrer Bewegungen hat

einen

einen groſsen Einfluſs auf uns. Es iſt eben nicht nöthig, daß man ganz unfühlbar für diesen Einfluſs seyn müsse, um sie richtig beurtheilen zu können. Eine Anlage von dieser Art würde einen Mann zum Gegenstande des Mitleidens machen; und glücklicherweise trift man sehr selten ein solches Geschöpf an. Aber von unsern Leidenschaften sollten wir uns wenigstens nicht dabey hinreiſsen lassen; denn wer das andere Geschlecht nur durch den Schleyer einer übelgegründeten Anhänglichkeit, oder durch den schwarzen Nebel der Eifersucht beschauet, muß allzeit eine falsche Vorstellung von ihm bekommen.

Es sind also weder enthusiastische Liebhaber, noch mißvergnügte Ehemänner, welche man über diesen wichtigen Punkt um Rath fragen sollte. Beydes sind verdächtige Richter, und man muß zu scharfsichtigern und unpartheyischern seine Zuflucht nehmen. Es giebt eine hinreichende Anzahl Männer, welche, mit sanftern Leidenschaften gebohren, Fröhlichkeit mit Anstand, in Gegenwart von Frauenzimmern, die sie hochschätzen, zu verbinden wissen. Auf diese müssen wir unser Augenmerk richten. Jeder von ihnen bekennt, daß er an dem schönen Geschlechte glückliche Eigenschaften finde, und daß es nur wenig Mühe koste, sie, zu dessen Vortheile, zu entdecken.

Es ist gewiß, daß die Natur das schöne Geschlecht in den Stand gesezt hat, weit früher

als wir, vortheilhaft zu erscheinen. Ein junges Frauenzimmer von funfzehn Jahren denkt und spricht mit einer gewissen Eleganz, und macht oft das Vergnügen einer Gesellschaft aus, zu welcher eine junge Mannsperson von eben dem Alter noch nicht einmal den Zutritt hat. Sie gleichen den frühzeitigen Bäumen, die Blätter und Blüthen haben, da andere kaum erst die Annäherung des Frühlings fühlen. Alles entwickelt sich bey ihnen früher, und sie haben weniger als wir der Hülfe der Kunst nöthig, zu dem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, dessen sie fähig sind.

Man denke aber ja nicht, daß eben dieser Grad geringer und dem unsrigen untergeordnet sey. Viele von ihnen können sich mit uns in Ansehung des Verstandes messen, und der größte Theil übertrifft uns in Ansehung des Herzens. Es ist wahr, sie haben einige Mängel; sie führen so gut als wir den Stempel der Menschlichkeit; aber wie leicht ersezt nicht die Zahl ihrer Tugenden ihre leichten Gebrechen? Und sind es nicht größtentheils solche Fehler, davon die Schuld auf das männliche Geschlecht zurückfällt, indem die Begierde zu gefallen sie verleitet, sich nach den Meinungen der Männer zu bilden, die sie umringen?

Das größte Unglück des schönen Geschlechts, sowohl als der Großen, ist, von ihrer zartesten Kindheit an von einer Rotte Schmeichler belagert

lagert zu seyn, deren Vortheil ist, ihnen die Wahrheit zu verbergen. Es ist aber eine Unannehmlichkeit, welche Schönheit fast immer begleitet, einen Haufen Gecken und seichter Köpfe an sich zu ziehen. Diese geben sich alle Mühe, eine kindische Eitelkeit bey dem schönen Geschlecht zu nähren, welche sie zu ihrem eignen Vortheile zu gebrauchen suchen, und thun ihr Aeußerstes, jeden ernsthaften Gedanken von ihren Seelen zu entfernen.

Sollte man sich nun wundern, wenn, mitten unter der Gesellschaft solcher Leute, deren geringster Fehler noch immer Muthwille ist, das schöne Geschlecht ihnen ähnlich würde? Wenn etwas uns wundern sollte, so wär es vielmehr, daß man noch immer so viele hochachtungswürdige Personen unter ihnen findet, da alles sich vereinigt, die glücklichen Anlagen in ihnen zu ersticken, welche sie von der Natur empfangen.

Das beste Mittel, der leichteste Weg das schöne Geschlecht vollkommner zu machen, würde seyn, zuvor die Männer zu bessern. Der Freund der Männer ist nothwendig auch ein Frauenzimmerfreund, weil das Interesse beyder Geschlechter so genau zusammen verknüpft ist, daß es unmöglich getrennt werden kann. Mit dieser Ueberzeugung wage ich es meinen schönen Landsmänninnen einige Bemerkungen über das, was sie sich schuldig sind,

und was die Gesellschaft von ihnen erwartet, vorzulegen. Da fast täglich Bücher erscheinen, sie zu verderben, so ist mein Zweck ihnen Gegengift zu liefern.

Hier ist mein Plan. Erst werde ich untersuchen, was für eine Art von Studium und Beschäftigung sich, nach Verhältnis des Ranges den sie unter uns haben, für sie schickt. Von dem Detail ihrer Vergnügungen, (worunter ich allen Luxus, der Beziehung auf sie hat, rechne,) werde ich zu einigen Anmerkungen über Liebe, Heyrath, und Kinder-Erziehung fortgehen, und endlich mit einer kurzen Beschreibung ihrer Tugenden schließen, welche so selten nicht sind, als uns einige Weiberfeinde gerne überreden möchten.

Meine Absicht ist, mit wenigen Worten, dem schönen Geschlechte Wahrheiten vor Augen zu stellen, welche Gewohnheit meistens von ihnen verbannt. Trugen sie zuweilen etwas bey unsre Fehler zu vermehren, so ist es ihnen auch gleichfalls vorbehalten, uns davon zu befreyen. Das schöne Geschlecht kann alles thun was es unternimmt. Welche von ihnen Größe der Seele genug haben, sich dieses Vortheils über uns zu bemächtigen, rächen sich durch eine unschätzbare Wohlthat an unserm Stolze, und machen ihre Reitze doppelt mächtig über das männliche Geschlecht.

Erstes Capitel.

Die Beziehung des schönen Geschlechts auf die Gesellschaft.

Wer das schöne Geschlecht blos als reitzende Gemählde betrachtet, die bestimmt wären die Welt zu verschönern, hat einen sehr unvollkommnen Begriff davon. Sie sind, sagt man unaufhörlich, die bezaubernden Blumen, bestimmt das Colorit der Schöpfung zu erhöhen.— Wer läugnet denn, daß sie es sind? Und doch sollte man die Schönen warnen, sich nicht durch solche süße Schmeicheleyen verführen zu laßen. Sie sollten sich hüthen, an solchen leichten und scheinbaren Vorzügen Gefallen zu finden. Es giebt ihrer, in der That, nur gar zu viele, die sich in diese engen Gränzen einschränken, und auf jedes andere Verdienst, als dem Auge zu gefallen, entsagt zu haben scheinen.

Das Weib wurde zu einem ganz anderm, weit edlerem Zwecke geschaffen, als uns blos einen fröhlichen Anblick zu gewähren. Ihre Reitze sind blos empfehlende Begleiter anderer weit intereßanterer Eigenschaften. Sie nur als schön schätzen, heißt sie erniedrigen, und sie mit ihren Porträts in eine Klaße setzen. Die, so keinen andern Reitz als ihre Schönheit haben, mögen wohl eine ganz feine Figur in einem Ruhesetzel machen, oder einen Salon zu verzieren taugen. Sie sind, dem Wortverstande nach, hübsche Bilder; aber etwas mehr

als Schönheit müßen Frauenzimmer doch haben, wenn wir in ihrer Gesellschaft alle die Vortheile finden sollen, die wir von ihnen mit Recht erwarten können.

Die Gesellschaft vernünftiger Wesen kann sich nicht blos auf die unthätige Gegenwart einer Person, oder auf einen leblosen Umgang von Eitelkeit und Falschheit einschränken. Was kein Bestreben hat uns beßer zu machen, macht uns meistens schlimmer. Wenn Frauenzimmer, die Zierden der Gesellschaft, mit ihren persönlichen Reitzen einen gesunden Verstand und ein edles Herz vereinigten, so müßte nothwendig das Gefühl, welches wir für sie haben, manche vortrefliche Eigenschaft in uns erwecken. Wollten sie nur ihre Seelen zu grosen Gegenständen erheben, sie würden in dem männlichen Herzen jede Tugend blühen machen können.

Die Herrschaft, welche ihnen ihre Schönheit giebt, ist ihnen blos zum Besten des menschlichen Geschlechts überhaupt verliehen. Der Mann, zu edlen Handlungen gebildet, hat von Natur eine Art von Steifheit und Härte in seinem Charackter, welche zu mildern das schöne Geschlecht bestimmt ist. In ihren Sitten sowohl als in ihrer Bildung ist eine gewiße Milde, die fähig ist unsre natürliche Rauhigkeit sanfter zu machen, welche, ohne diese Temperatur, bald in thierische Wildheit ausarten würde.

Wir

Wir können sicher behaupten, daß, wenn wir ohne Gesellschaft des andern Geschlechts leben müßten, wir sehr von dem verschieden seyn würden, was wir jezt sind. Die Mühe, die wir uns geben ihre Gewogenheit zu verdienen, poliert und mildert unsre natürliche Rauhigkeit und Strenge; und ihre Fröhlichkeit hält allzeit unserm finstern Ernste das Gleichgewicht. Kurz, der Mann würde weniger glücklich, weniger vollkommen seyn, wenn er nicht mit dem andern Geschlechte umgienge.

Ein Mann der unfühlbar für die Reitze ihres Umgangs seyn kann, ist selten ein Freund seines eignen Geschlechts; selten ein Freund der Menschen überhaupt. Er nährt eine Art von Unbiegsamkeit in sich, die selbst seine Tugenden gefährlich macht. Die grosen Eigenschaften Carls des Zwölften (*) würden nicht so viele Unruhen in Europa verursacht haben, wenn er die Gesellschaft der Schönen mehr geliebt hätte, welche allein fähig gewesen wäre, seinen wilden Muth zu mildern.

Wenn es aber für Männer unumgänglich nöthig ist, ihre Sitten durch die Zärtlichkeit der

(*) Er wollte die Gräfin von Königsmark nicht sehen, welche ihm Friedens-Vorschläge vom König August brachte, weil ihre Schönheit und ihr Verstand denselben vielleicht einiges Gewicht hätten geben können.

der weiblichen in einem gewißen Grade zu poliren und zu verfeinern, so haben Frauenzimmer, auf der andern Seite, nicht weniger männlichen Umgang nöthig, ihre Lebhaftigkeit in Thätigkeit zu setzen, und sie vor einem Grade der Nachläßigkeit zu bewahren, in welche sie versinken würden, wenn sie nicht das Verlangen zu gefallen belebte. Nur diesem Verlangen haben wir die Annehmlichkeiten ihres Gesichts, die Grazie ihrer Bewegungen, und die Süßigkeit ihrer Stimme zu danken. Sie mögen sprechen, lächeln oder sich bewegen, so geschieht es mit der geheimen Absicht, sich liebenswürdig zu machen; woraus man die Folge ableiten kann, daß es blos die Männer sind, welche, in gewissem Betracht, den Frauenzimmern Reiz geben, und ohne welche sie in Unthätigkeit und Vernachläßigung ihrer selbst fallen würden. Ueberdieß würde auch leicht ihr Verstand, mit einer Menge nichtswürdiger Kleinigkeiten angefüllt, in Unwissenheit verderben, wenn Männer ihn nicht zu erhabenern Gegenständen erweckten, und ihm Schwung und Kraft gäben.

So müssen sich beyde Geschlechter einander wechselsweis poliren. Den männlichen Muth muß weibliche Sanftheit mildern, und diese muß wiederum Kraft und Leben vom männlichen Muthe hohlen. Die männlichen Ideen schattiren sich sanfter in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte, indeß dieses in dem Umgange

gange mit jenem den, ihm eignen, zu großen Leichtsinn ablegt. Ihre verschiedenen Eigenschaften halten einander völlig die Wage; und aus dieser glücklichen Mischung entsteht jene Harmonie, welche beyde feiner und vollkommner macht.

Den Unterschied zwischen beyder Verstande kann man mit dem Unterschiede verschiedener Stimmen vergleichen, welcher eher ein angenehmes Concert, als einen widrigen Mißlaut macht. Ist der Verstand der Männer etwas stärker, so war er bestimmt, das Glück derjenigen stärker zu sichern, die von feinerer Zusammensetzung sind; nie aber war ein Geschlecht gemacht, das andere zu unterdrücken. Ihre so genaue Verknüpfung mit einander macht ihre Vortheile gegenseitig, und jener lächerliche Rangstreit ist eine Art von Beleidigung der Natur, und kömmt allzeit von einem Mangel der Dankbarkeit für ihre Geschenke her.

Wir sind zu Freunden des schönen Geschlechts gebohren; nicht zu seinen Nebenbuhlern; am allerwenigsten aber zu seinen Tyrannen. Sie zur Sklaverey erniedrigen, heißt einen ganz falschen Gebrauch von der Stärke machen, welche uns gegeben wurde sie zu beschützen; heißt, der menschlichen Gesellschaft ihren größten Reiz rauben. Sie muß geschmacklos werden, wenn wir denjenigen Theil der Schöpfung davon ausschließen wollen, der am fähigsten ist sie zu beleben.

Die

Die Bewohner der Morgenländer haben die Erfahrung davon gemacht, indem sie aus Vorurtheil von ihrer Schwäche und aus Trieb einer nicht viel besser als thierischen Leidenschaft, das weibliche Geschlecht als gefährliche Gesellschafter betrachteten, vor denen sie sich sorgfältig hüten müßten. Sie beluden sie mit Ketten, um keine von ihnen zu bekommen, und glaubten, sie zu ausschweifend geliebt zu haben, gebe ihnen ein Recht sie zu tyranniſiren.

Aber meistens wurden diese despotischen Herren die Opfer ihrer eyfersüchtigen Tyrannen. In völlige Unthätigkeit versunken, und einsam mitten unter der Schaar ihrer schönen Sklavinnen, ist ihnen jedes feinere Gefühl fremd. Diese feineren Gefühle, und die Delicatesse welche daraus entspringt, findet man nur in freyen Staaten; beyde fliehen eine Gesellschaft, der es an allen Quellen für sie mangelt. Dieß Volk sucht sich dafür durch eine grobe Wollust zu entschädigen, die aber nichts mehr thut, als ihre Sinnen berauschen und ihr Herz unfühlbar machen.

Weit entfernt von dieser Barbarey hat unsere Nation nie dem andern Geschlechte die ihm schuldigen Opfer versagt, ja vielleicht ihm grösere, als sie sollte, gebracht.

Von den Franzosen muß man ein gleiches sagen. Die alten Gallier erwiesen dem schönen

Geschlechte

Geschlechte überaus viel Ehre, ja, sie errichteten sogar einen Rath von Weibern, worinnen die wichtigsten Geschäfte des Staats entschieden wurden. An die Stelle dieses glänzenden Vorrechts trat die römische Galanterie, und dieser folgte wiederum eine andere romantische, welche das schöne Geschlecht zum Richter männlicher Verdienste und Tapferkeit machte. Der Geist der alten Ritterschaft, der von den Mauren auf unsre Ahnen forterbte, kleidete auf einmal alle unsre jungen Edlen in die Livree der Damen, und machte sie, für einen einzigen Blick, in die größten Gefahren rennen. Ein Band, im Turnier gegeben, war damals ein Preis, um welchen sie alles gewagt haben würden, und der Beyfall eines hübschen Mädchens, von dem sie es erhielten, belohnte sie für alle Gefahren, Wunden, Schmerzen und Beulen, und spornte sie noch zu neuen Thaten an.

Jezt verkaufen uns die Schönen ihre Gunst nicht mehr so theuer. Grosmuth und Unverzagtheit sind nicht mehr die durchaus wesentlichen Eigenschaften, die Männer zu Lieblingen der Damen zu machen. Kleine Aufmerksamkeiten, leichte Gefälligkeiten, und knechtische Nachahmung sind hinreichend genug, uns ihrer Gunst zu empfehlen. Das schöne Geschlecht, von uns in unaufhörliche Zerstreuungen gestürzt, zu welchen die Natur es nie schuf, hat einen Geschmack an Frivolität und Muthwil-

len bekommen, und diesen zum einzigen Stempel der Höflichkeit gemacht. Es hat uns so lange zu Sklaven seiner Capricen und seiner Laune gemacht, bis wir eben diese Laune selbst annahmen. Die Weibwerdung ist allgemein, die Gränze, welche die Natur zwischen beyden Geschlechtern zog, ist überschritten, der Abstand beyder verschwunden, und das eine findet in dem andern nichts als Schwäche, welche seine eigene nur vermehrt.

Die Frauenzimmer sind eine Art lebendiger Götzen worden, deren Artikeln ihre Gewenhten kopiren; man umwölkt sie mit einem unwürdigen Weyhrauche, den sie doch theuer genug, mit ihrer Tugend, bezahlen müssen. Himmel ist in ihren Augen, und Leben und Todt in ihren Händen. Die Opern scheinen ganz den Mysterien dieser lächerlichen Vergötterung geweyht zu seyn, und wir opfern unaufhörlich dem schönen Geschlechte eine Art von Anbetung, welche es ausarten macht. Das Laster schlägt Wurzel, und aus Mangel zuvor die Herzen derer gebildet zu haben, denen wir zu gefallen wünschen, wird die Erfüllung dieses Wunsches unser Unglück, und ihre Reize gereichen uns zum Verderben.

Ich wünschte sehr, daß das schöne Geschlecht diesen betrüglichen Anbetungen, welche ihm und uns zum Nachtheile gereichen, entsagte, und aufhören wollte, der Gegenstand einer

Ver-

Vergötterung zu seyn, welche uns und sie entehrt. Sie sind geschaffen Liebe zu erwecken, und das Glück einer wohlgeordneten Gesellschaft zu machen. Da sie von der Natur für ein ruhiges Leben bestimmt sind, sollten sie sich auch nicht von dem Wirbelwinde gedankloser Mannspersonen fortreißen lassen, der sie alle Tage umsaußt. Wären ihre Gunstbezeugungen seltener, so würden sie auch würksamer seyn. Ich muß bekennen, ich würde nicht wünschen mit Leuten zu leben, die, wie die Spanier, ihre Weiber vor aller Gesellschaft verschließen; aber dieß kann ich doch auch mit Grunde behaupten, daß es dem schönen Geschlechte nicht zum Schaden gereichen würde, etwas mehr im Schatten zu leben, und sich so wenig als möglich zu zeigen, und desto vollkommner das Vergnügen zu schmecken, ihren Familien und sich selbst wiedergeschenkt zu seyn.

Zu viel Gesellschaft hat gefährliche Folgen für unsre moralische Seite, und ich möchte gern dem schönen Geschlechte rathen, dieselbe so behutsam, als eine ansteckende Luft, zu vermeiden. Aber eine mäßige und gewählte Gesellschaft zu genießen ist sowohl ihnen als uns höchst vortheilhaft. In einer Verbindung von dieser Art werden sie, statt Laster anzunehmen, Vergnügen und Tugend nützlich verbinden lernen; die Seelen der Männer werden eine Politur ohne Schwächung annehmen, und die Frauenzimmer werden, indem sie unsere Freu-

den reinigen und verfeinern, uns jene Art von Süßigkeit mittheilen, welche ihnen den Genuß von Allem, was sie wünschen, versichert.

Sie sind die Seele der Gesellschaft, und können ihr jede Form geben, die sie nur selbst wollen. Die Höfe haben sich immer nach dem Charakter der Damen verändert, die den ersten Rang davon hatten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte den größten Theil seiner Annehmlichkeiten und seines Glanzes der Menge von Damen zu danken, die seine Zierde waren, und erreichte den höchsten Grad seines guten Tons, als Henriette von England und die Herzogin von Burgund ihn verschönerten.

Das schöne Geschlecht giebt nicht allein der Gesellschaft Leben, sondern man kann sie sogar als die erste große Haupttriebfeder betrachten, welche sie in Bewegung sezt. Es ist wahr, die Verwaltung der Geschäfte und die verschiedenen Theile der Regierung werden von Männern besorgt; aber eben diese Vertheilung dient blos, das Ansehen des schönen Geschlechts zu vermehren und zu sichern. Die Menschen fühlen allzeit den Einfluß des Herzens stärker als den Einfluß des Verstandes, und folglich mag die Gewalt liegen in wessen Hand sie will, so steht sie doch noch immer dem Gegenstande zu Dienste, den wir lieben. Ich weiß nicht, ob ich dieß nicht für eine Schwachheit halten soll; aber ist es eine, so ist es eine natürliche und allge-

allgemeine. Meistens befiehlt das schöne Geschlecht, wo die Männer regieren; und diese sind, unter allem Anschein von Macht, doch immer nur eine Art von Mittelrädern in der Regierungsmaschine, welche Trieb und Bewegung von dem andern Geschlecht erhalten.

Indessen richtet diese geheime Herrschaft des schönen Geschlechts doch keinen Schaden an, wenn es sich nur gereinigte Begriffe von der Role macht, die es unter uns spielt. Wenn sie würklich nach den größeren Scenen des Lebens lüstern sind, und die Sphäre ihrer Gedanken zu erweitern suchen, so können sie leicht fähig werden, uns nützliche Rathschläge zu geben. Sie besitzen eine gewisse Lebhaftigkeit, vermöge deren sie oft an Gegenständen etwas finden, was uns entwischet; und oft sind sie nicht weniger muthig als die Kühnsten unsers Geschlechts. Die Engländer waren nie mächtiger, als unter ihren Königinnen Elisabeth und Anna. Zwey mächtige Reiche in Europa werden noch jezt sehr glücklich durch Weiber regiert; jedermann kennt die Kaiserin von Rußland und die Kaiserin Königin von Ungarn als diese zwey berühmten Beyspiele.

Das Unglück ist, daß die Frauenzimmer ihren eignen Fähigkeiten nicht Aufmerksamkeit genug schenken. Sie schränken, ihr ganzes Leben hindurch, ihre Gedanken blos auf ihre Schönheit ein, die sie doch nicht vermehren

können, und denken nie an die Verbesserung ihres Verstandes, — eines sehr tragbaren Bodens, den sie ganz ungebauet liegen lassen. „Ihr lezter Seufzer, wie St. Evremond sagt, betrifft mehr den Verlust der Schönheit, als den Verlust des Lebens.„ Möchten sie sich doch tief ins Herz die Wahrheit prägen, daß ihre Schönheit nur im Verhältnisse, als Tugend und Wissenschaft sie begleiten, unser Opfer verdient. Die Natur hat, überhaupt genommen, nichts Reizendes hervorgebracht, was nicht zugleich heilsam wäre. Eine schöne Frucht ist selten giftig, und folglich ist eine schöne aber lasterhafte Person ein Ungeheuer der Natur.

Die Fortsezung folgt.

IV. Merk.

IV.

Merkwürdigkeiten der Morduanen, Kosaken, Kallmucken, u. s. w.

Frankfurt und Leipzig 1773.

Unter diesem Titel liefert man uns einen wohlgerathenen Auszug aus dem großen Werke, worinn Hr. Pallas seine, auf Befehl des Petersburgischen Hofes, nach den südlichen Gegenden des rußischen Reichs unternommene Reise beschrieben hat. Zum Glück ist dieser Beobachter noch eben zeitig genug dort angelangt, um genaue Nachrichten von den Sitten und der Religion einiger herumirrenden Horden zu sammlen, welche sich anjezt so tief in das Innerste von Asien gezogen haben, daß man sie so gut als verschwunden nennen kann.

Vor einigen Jahren hielten sich die Tongouten oder die törgötischen Kallmucken, und die Spongours vornemlich in der Gegend des Jaicks und des Wolgastroms auf. Die ersteren als sie sich gegen das Ende des verwichenen Jahrhunderts von den chinesischen Tartaren, die der Kaiser Can hi in eigner Person anführte, sehr in die Enge getrieben sahen, brachen auf und begaben sich dorthin unter Rußischen Schutz; die andern ergriffen

eben diese Parthey erst um das Jahr 1757 nachdem sie einen eben so unglücklichen Krieg überstanden hatten. Beyde schienen in ihrem neuen Sitze ganz ruhig, und den Russen, welche sie vor der gänzlichen Zerstörung gesichert hatten, besonders zugethan zu seyn; als sie auf einmal sich einfallen ließen, in das Land der Eleuths, woher sie gekommen waren, wieder zurückzukehren, und in unsern Tagen das Schauspiel jener plötzlichen und unvermutheten Wanderungen, wovon die Gothen uns in der ältern Geschichte Beyspiele liefern, zu erneuern (*). Dieser Vorfall, worüber man in Europa

(*) Die Fortwanderung der Kallmucken, welche man im Jahr 1770 als ein großes Unglück für Rußland ansah, wo man befürchtete, sie möchten sich der in den östlichen Gegenden von Siberien befindlichen Silberminen bemächtigen, zeigt sich anjezt als eine der glücklichsten Begebenheiten für dasselbe: Denn hätten diese Kallmucken sich mit den Rebellen des Jaiks vereiniget, so würde Moscau jezt schon in ihrer Gewalt seyn. In der zwooten Ausgabe der Werke des Hrn. Rath Müllers, hat der Petersburger Hof alles ausstreichen lassen, was diese Fortwanderung der Kallmucken, wovon in Pallas Reisen, der sie lange vor ihrem Abzuge sah, die Rede ist, angeht. Der Priester Kama, den man beschuldiget, von allem diesem der Anstifter gewesen zu seyn, bediente sich hiezu allein des Mißvergnügens, welches seit langer Zeit in dieser Horde immer herrschender geworden war. Peter der Erste hatte ihre Oberhäupter als seines gleichen

Europa sehr verschiedentlich geurtheilet, hat nothwendigerweise den Hof zu Pekin beunruhigen müssen, welchem die Rebellen in der Provinz Jun-nan, woselbst die Unruhen nur dem Scheine nach beygelegt sind, ohnehin genug zu schaffen machten.

Alle diese Kallmucken sind, ihrem Ursprunge nach, Mungalen; Nomaden nach alter Sitte; zuweilen Räuber; und bey ihrer herumziehenden Lebensart doch so abergläubisch, als es die stillsitzenbleibenden Spanier nur immer seyn können. Man hat bey ihnen eine Menge kleiner kupferner Götzenbilder, Reliquien und Amulete angetroffen: sogar ernähren sie weiße Kameele, die keine weltliche Arbeiten verrichten, sondern allein zum Fortziehn derjenigen Wagen bestimmt sind, worauf die Altäre und Götter, welche auf allen Zügen ihre Horden begleiten, geladen werden. Man weiß nicht, um welche Zeit diese Völker zuerst die Religion

gleichen behandelt; nachher wollte man sie zinsbar, und endlich gar zu Sklaven machen.

Partikulierbriefe aus Ober-Asien reden von einer allgemeinen Gährung daselbst, ohne daß man genau anzugeben im Stande sey, wo sie eigentlich herrühre: indessen erwartet man ziemlich wahrscheinlich eine gewaltige Revolution daselbst. Nächstens werde ich Gelegenheit finden, mich hierüber mit mehrerem auszulassen. Anmerkung des Recensenten.

des großen Lama angenommen haben, wovon sie sehr eifrige Anhänger sind, obgleich sie kein Wort von der Sprache Thibets verstehen, in welcher die Bücher des Lamischen Gottesdienstes abgefaßt sind, und die nur einige ihrer Priester lesen können. In diesen Büchern nimmt sich eine Cosmogonie oder ein System über die Bildung und die Abwechslungen der Welt, als eine Sammlung der größten Ungereimtheiten, welche die seltsame Imagination der Asiaten jemals erzeugt hat, besonders aus. Das erträglichste unter dieser Menge von Hirngespinsten ist eine Hypothese über die Natur und das Wesen der Sonne, die nichts anders als eine ungeheure Glaskugel seyn soll. Hr. Pallas vermuthet, die Brennspiegel haben die Lamas des Thibets am ersten zu dieser Meinung verleitet; welches aber mir, so groß auch das Alterthum der Brennspiegel bey den Orientalern seyn mag, nicht wahrscheinlich vorkömmt. Der Beobachtung unsers Reisenden ist die frappante Aehnlichkeit, welche sich ohnstreitig zwischen der Religion der Ostindier und der Religion der Kallmucken und Thibetaner befindet, nicht entgangen; irrig aber wird von ihm behauptet, es seyen die Lehrsätze dieser Religionen von einer christlichen Secte, besonders vom Nestorianismus entlehnt. Bey verschiedenen Mißionarien, welche diese Gegenden von Asien durchwandert, trifft man dieselbige Meinung an. Um sie zu widerlegen darf man nur den Herodotus anführen, der, 470 Jahr vor

Ent-

Entstehung des Christenthums, schon des Lamischen Gottesdiensts erwähnte; und ausserdem auch haben es unmöglich Nestorianer seyn können, durch die das System der Seelenwanderung, welches gleichsam der Grund ist, worauf die Religion dieser Völker beruht, in Indien und in dem Igour verbreitet worden.

Das Gesetzbuch der Kallmucken ist nicht, gleich ihren theologischen Büchern, in einer ihnen unverständlichen Sprache geschrieben; sondern ersteres ward glücklicherweise, unter der Regierung des Galdan-Chan, in mungalischer Sprache abgefaßt. Dieser Regent berief eine große Nationalversammlung, bey der sich drey Bischöffe oder Kutuctkus, und vier und zwanzig Fürsten oder Oberhäupter der Horden einfanden, welche einer Gattung von Menschen Gesetze gaben, die man für unfähig hielt, sich irgend einem Gesetze zu unterwerfen. Es ist dieses Gesetzbuch ganz sonderbar dadurch, daß man darinnen eine merkliche Affinität mit den Gesetzen der Franken, Gothen, Lombarden und Burgundier antrifft, welche, wie man weiß, alle aus unserm Germanien, woselbst man von jeher, und sogar mitten unter den größten Verwirrungen, eine Tendenz zur Ordnung und Polizey verspühret hat, abstammen. Die Gesetze der Kallmucken wissen von der Todesstrafe eben so wenig, als das alte Gesetz der Teutschen. In ihrem Lande verdammt ein Diebstahl von fünf Stüber einen Elenden

nicht

nicht zum Strange, aber er muß zehn dafür wiedergeben; überhaupt werden dort alle Fälle durch Ersatz geschlichtet. Die Probe des glühenden Eisens, welche bey ihnen, wie bey unsern Vorfahren, den alten Teutschen, im Gebrauche ist, und die nie etwas erprobt hat, wird vermuthlich von den schwielichten Händen dieser Leute ohne große Schmerzen ausgehalten.

Von der politischen Regierungsform dieser Nomaden läßt sich lange so viel Gutes nicht sagen, als von ihrer innerlichen Polizey und ihrem bürgerlichen Regiment. Zuförderst theilen sie ihre Horden in Uluß ab, welche eine gewiße Anzahl von Familien in sich begreifen; diese Familien werden hernach wieder in Amiads, und die Amiads in Charuns eingetheilt, die, gleich den kleinen arabischen Clans, sich immer in einer gewißen Entfernung von einander lagern. Das Letztere ist wegen der Weide für ihre Heerden unumgänglich nöthig. Wollte eine ganze Horde ihre Wohnungen an Einem Orte aufschlagen, und so dicht an einander schließen, wie die Bürger einer Stadt ihre Häuser, so würde es ihr, noch vor Verlauf eines Monaths, an Weiden fehlen. Alle jetzt erwähnten Abtheilungen haben ihre besondere Oberhäupter, deren Gewalt in der männlichen Linie erblich ist. Denenjenigen, welche über Uluß gesetzt sind, und die ihrerseits dem Chan gehorchen müßen, so wie zur Zeit des lehnförmigen Regiments, die vor-

vornehmern Vaßalen dem Könige oder Kaiser, legt man den Titel eines Noyons bey. Vermittelst dieser Anordnungen, welche den Mungalischen Tartaren eigen sind, genießen zwar diese Völker einer großen politischen Freyheit; aber zugleich werden sie dadurch der bürgerlichen Unterdrückung ausgesetzt: bey ihnen ist ein Mensch gänzlich dem Willen seines Noyon oder Herren unterworfen, welcher, ob er gleich nicht die Macht hat, jemanden das Leben zu nehmen, dennoch tausend andre Mittel findet, seine Untergebene zu plagen.

Es scheint wunderbar, daß das lehnförmige Regiment, welches das Grund-Eigenthum vorauszusetzen scheint, bey so vielen Hirtenvölkern, denen doch das Grund-Eigenthum weniger als andern bekannt war, habe Platz finden können; die Ursache davon mag wohl folgende seyn. Jeder Hirte, um seine Herde zu vertheidigen, muß nothwendig Soldat seyn; und daraus entspringt, eben so wie beym lehnförmigen Regiment, wo alle Vaßalen und After-Vaßalen auch nothwendiger Weise Soldaten, und folglich wie die Kallmucken bewaffnet seyn mußten, eine militärische Constitution. Diejenigen Kallmucken, welche das Rußische Gebiet verlassen haben, konnten in einer Zeit von weniger als acht Tagen ein Heer von 25 bis 30,000 Mann auf die Beine stellen; welches voraussetzt, daß ihre Bevölkerung, die Weiber, Kinder und Greiße mit eingerechnet,

ohn-

ohngefähr 100,000 Seelen seyn mußte; und diese ganze Schaar durchwanderte mit solcher Geschwindigkeit das Orenburgische Gouvernement, daß die rußischen Truppen, welche man abschickte sie bey dem Uebergange über die Flüsse aufzuhalten, sie nur zu erreichen nicht einmal im Stande waren.

Eine solche Lebensart, wo niemand das Land bauet, kann keine andre Nahrung als Milchspeisen, wilde Wurzeln, und frisches oder nach Art der Amerikaner gedörrtes Fleisch verschaffen. Das vornehmste Getränk dabey ist der Kumys oder die saure Milch, welche wie der Wein berauscht; sie läßt sich aber vermittelst der Destillation noch geistiger machen, wozu man sich vornehmlich der Stutten-Milch bedient, die weniger wäßerichte Theile enthält und fast gar keinen Rahm setzt, weswegen man auch von ihr keine Butter machen kann, wiewohl solches von verschiedenen Natur-Kundigern und einigen übelberichteten Reise-Beschreibern behauptet worden. Alle diese Nahrungs-Mittel sind überhaupt nicht sehr gesund, und würden bey einer Nation von ruhiger Lebensart eine Menge Krankheiten erzeugen; aber bey Nomadischen Völkern macht immerwährende Bewegung und der beständige Genuß der freyen Luft alles wieder gut. Nur zum Essen und zum Schlafen verweilen sie in ihren Zelten, deren Aufenthalt wegen der entsetzlichen Unreinlichkeit, die darinnen herrscht,

und

und welche nicht allein die Kallmucken insbesondere, sondern überhaupt alle Hirtenvölker in der Welt charakterisieret, nichts weniger als angenehm ist. Noch ekelhafter wird bey einem solchen Volke sowohl Hausgeräth als Kleidung, wenn dasselbe mit polizierten Nationen kein Gewerbe treibt, und daher gezwungen ist, sich blos mit Häuten zu bedecken, die, bevor sie ganz verdorben sind, nicht abgelegt werden. Alle ihre Gefäße sind aus am Feuer gehärteten Leder verfertiget, und ihre Zelten mit einem dicken groben Filz, der nicht wie leinen Tuch, durch den Regen gereiniget werden kann, bedeckt. Wenn die Hirtinnen des Theokrits und Virgils den Töchtern und Weibern eines solchen Volkes ähnlich gewesen sind, so muß die Einbildungskraft dieser Dichter sich nicht wenig angestrengt haben, alle die abscheulichen Unbequemlichkeiten des Hirtenlebens mit Blumen zu bedecken. Immer ist es schwer zu errathen, warum man den Hirtenstand für angenehmer, unschuldiger und den wahren Freuden der Liebe günstiger gehalten habe, als den Stand der Ackerleute. Alles, was man hierauf sagen kann, ist, daß schon zu Theokrits Zeiten das Schäferleben blos aus mündlichen eben so falschen Ueberlieferungen, als die vom goldnen Zeitalter, bekannt war. Wir würden in diesem Stücke mit den alten Griechen und Römern noch in gleichem Irthume seyn, wenn uns nicht die neuern Reisebeschreiber eine Menge Beobachtungen über das

Leben und die Sitten der Nomaden in Asien und Afrika geliefert, und dadurch unsere Begriffe zurecht gewiesen hätten. Jezt setzen wir eine Eglogue mit den Feenmährchen ohngefehr in eine Classe.

Da der Reichthum der oben erwähnten Völker in Heerden von Schafen, Ziegen, Pferden, Kühen und Kameelen besteht, so ist leicht zu begreifen, daß nach und nach bey **ihnen die Ungleichheit durch Glücksgüter eben so merklich, wie bey den civilisierten Völkern werden müße: es giebt Kallmucken, die über 1000 Pferde besitzen: es giebt andre, die deren nur 4 haben; und so ist es nach Proportion, mit allem übrigen Vieh. Was die Räubereyen betrift; deren man sie beschuldigt, so sind solche, nach der Aussage des Herrn Pallas, eine Folge der innerlichen Kriege, welche die Horden und sogar die Uluß bisweilen gegen einander führen. Zwar hat das Gesetz-Buch des Galdan-Chan durch so weise Verordnungen, als sie der Geist eines solchen Volkes zuläßt, denselben vorzubeugen gesucht; allein unter einer Art von lehnförmigen Regiment ist es eben so wenig möglich, den innerlichen Kriegen vorzubeugen, als es möglich ist, den Wind zu verhindern, Stürme auf dem Meere zu erregen. Da die Kallmucken weder Städte, noch Schlösser, noch Häuser besitzen, so nehmen ihre Feindseligkeiten bald ein Ende; auf freyem Felde können sie sich nicht lange**

gegen

gegen einen ihnen an Zahl überlegenen Feind vertheidigen, besonders wenn dieselbe ihnen gleich Anfangs die Weiden, die auf verschiedene Stunden in der Rundung zur Subsistenz ihrer sehr zerstreuten Heerden erfordert werden, abschneidet. Nichts kann daher richtiger seyn, als die Regel, welche Polyb den gesitteten Nationen vorschreibt, die sich im Fall befinden, von Nomadischen Völkern, dergleichen die Kallmucken sind, und vormals die Hunnen waren, angegriffen zu werden. Man muß denselben gleich im ersten Augenblick ihres Einfalls widerstehen, und ihnen ohne Aufhören die Lebensmittel abzuschneiden suchen; alsdann fallen binnen acht Tagen ihre Pferde in entsetzlicher Menge, denn diese Völker haben keine andre Magaziene und keinen andern Vorrath, als was sie auf ihren Wagen nachschleppen.

Beym Beschluß dieses Artikels von den Kallmucken ist zu erinnern nothwendig, daß sie sich selbst Chalimachs, oder mit einem noch allgemeinern Namen Oljuds benennen. Die französischen Schriftsteller, besonders die chinesischen Mißionarien, schreiben diesen Namen Eleuths. Um die Verwirrungen in der Erdbeschreibung zu vermindern, wäre wohl sehr rathsam, daß endlich einmal eine gleichförmige Rechtschreibung in allen Relationen und Charten eingeführet werden möchte.

Was die übrigen Völker, deren in diesem Buche Erwähnung geschieht, betrifft, so haben

die meisten unter ihnen dadurch, daß sie sich, wie die Kosaken, unmittelbarer der Rußischen Herrschaft unterworfen, vieles von ihrem eigenthümlichen Charakter, ihren Sitten und ihrer Religion verlohren: es sind halbe Moscoviten.

Die Trümmern der Hauptstadt der Bulgaren, heutzutage am gewöhnlichsten Bolgari genannt, befinden sich am linken Ufer der Wolga, 80 Werste von Simbirski ab. Sie werden hier mit vieler Genauigkeit beschrieben, obgleich sie weder in Ansehung der Baukunst, noch der Geschichte, etwas interessirtes darbieten. Denn eines Theils waren die Gebäude daselbst in orientalischem Geschmacke, jedoch, wie es scheint, dem persischen Styl am nächsten; und andern Theils enthalten die unter dem Schutt entdeckten Inschriften nichts weiter als traurige Epitaphe, deren Zeitpunkt sich nicht über das 619te Jahr der Hegire erhebt. Ueberhaupt ist wahrscheinlich, daß diese Stadt unter der Herrschaft der Mahometaner einen ansehnlichen Handel getrieben habe, und ehemals das gewesen sey, was nunmehr Orenburg ist. An diesem lezkern Orte könnte die Handlung um ein merkliches blühender werden, wenn die Russen in ihrem Lande rohe Seide und Baumwolle zögen, welche an den Ufern der Mörscha und des Irgis vielleicht weit besser fortkommen würden, als in der Gegend des Sackmara, wo die Baumwollenbäume gleich im ersten Jahre des Versuchs von der

Kälte

Kälte getödtet wurden. Auch schlägt man den Russen vor, Kameele zu ziehen, deren Haare sie jezt bey den Ausländern zu hohlen gezwungen sind, obgleich zwischen der Wolga und dem Jaick sich für diese Gattung Thiere vermuthlich sehr schickliche Weiden befinden. Der Handel, welchen die Stadt Orenburg mit den Hirtenvölkern der großen Wüste treibt, beläuft sich jährlich auf 10000 Pferde, und 50 bis 60,000 Schafe, die von dort aus nach dem Mittelpunkte des rußischen Reichs gebracht werden.

V.

Ueber das Ideal einer Geschichte.

Es wäre sehr ungerecht, die Arbeiten unsers Jahrhunderts in der Geschichte zu verkennen, und besonders in Teutschland Männer zu erniedrigen, welche sich um dieselbe, durch Aufsuchung alter und ächter Monumente, verdient machen. Diese Forscher der Wahrheit verdienen für ihre unermüdete Arbeiten unser Lob, und unsern ganzen Dank, und junge Männer, welche jenen folgen, verdienen Aufmunterung, so bald sie Genauigkeit und tiefen Blick mit ihrem Fleis vereinigen. Aber Materialien herbeyführen, unbrauchbare Stücke wegwer-

fen, nach ächten, festen und haltigen Steinen graben, heißt lange noch kein Gebäude auffühen, das Bewunderung den Vorübergehenden, und Beyspiel den Nachkommen seyn soll.

Schon lange habe ich in heitern Stunden, deren mir freylich meine Muse wenige giebt, dem Ideal einer Geschichte nachgedacht, von welchem ich hier nur eine kleine Skizze aus einem grösseren, aber ungeordneten Ganzen, das noch lange in meinem Pulte liegen soll, liefern will.

Der weise Menschenfreund interessirt sich für alles, was menschlich ist.

Homo sum, nihil humani a me alienum puto.

Jede Erzählung einer Begebenheit, sie sey so speciell oder individuell, als sie wolle, sie sey aus einem großen kaum überschaulichen Ganzen herausgerissen, oder sie umfasse und interessire die Hälfte des Menschengeschlechts, ist für den Mann, welcher das Herz des Menschen bis in seine innerste Winkel erforschen will, wichtig. Aber nicht jede Erzählung ist Geschichte, und nicht jede kann sich diesen Namen anmaßen; denn die Geschichte umfaßt eine Reihe von Begebenheiten, wo immer eine in der andern, gleich Ringen einer langen Kette, hängt, und jede die folgende schon zur Hälfte bestimmen muß. Eine zunächst vergangene Begebenheit, verknüpft mit der gegenwärtigen,

zeugt

zeugt nothwendig die zukünftige. Wenn mir nun der Geschichtschreiber nicht diese Glieder der großen Kette mit philosophischem, tiefblickendem Geiste unter sich verknüpft, daß ich derselben mit leichter Mühe folgen, und mich fest halten kann; wozu soll mir Geschichte? wozu eine Uhr, und wenn sie noch so kostbar wäre, wenn ihr alle Triebräder fehlen sollten?

Bloße Begebenheiten ohne Verbindung, oder so künstlich und weitläuftig zusammengesezt, faßt mein Geist nicht, so sehr ich mich unter der Last derselben empor arbeite. Und wenn mich noch überdieß immer Nebenumstände auf meinem Laufe zögern, und mich von dem Ziel entfernen, wenn ich von diesen immer mich zur Hauptsache wieder durchschlagen und, immer abgebrochen, immer wieder frisch einlenken muß — Ich werde unwillig, und wenn ich mich genug ermattet habe, lege ich die Geschichte weg. Und nun urtheile man, ob ich von dem Geschichtschreiber zu viel fordere? Er soll mir alles das, was die Aufschrift seiner Geschichte verspricht, genau erfüllen, und weder zur Rechten noch zur Linken austreten. Wenn das zu viel gefordert ist, so weiß ich nicht, wie wenig ich fordern darf, um dem Geschichtschreiber keine böse Stunde zu machen.

Geschichte der Welt; Geschichte der Menschheit; Geschichte aller Völker, aller Zeiten, aller Jahrhunderte; Geschichte aller Sprachen und

menschlichen Begriffe; Geschichte aller Revolutionen, welche seit der Erschaffung sich auf dem Schauplatz der Erde abgewechselt haben.

Große weitumfassende Aufschriften, vielleicht von Vielen gebraucht, und von den Allerwenigsten kaum verstanden.

Umsonst suche ich das, was mir diese Aufschriften sagen, in den Büchern, welche wir jezt haben, und wenn auch gleich noch so viele Bände zu den Weltgeschichten, welche wir haben, hinzugesezt werden sollten. In der allgemeinen Weltgeschichte verlange ich durchaus nicht specielle Staatengeschichte, jede von einem andern Mann bearbeitet, daß das Ganze kein Ganzes, sondern nur mehr oder minder gut bearbeitete oder vollständige Theile ausmacht; sondern, wenn ich dann nun aus eigenem Antrieb, oder dazu aufgefordert, eine Weltgeschichte schreiben müßte, wovon ich unendlich entfernt bin (*); so würde ich erst Thaten und Begebenheiten, Veränderungen auf unserm Erdball, und Revolutionen, welche das Ganze, oder den größten Theil des Ganzen angehen, sammlen, und dann nach vielen Jahren aus diesen zusammen ein für sich bestehendes Ganzes bilden.

Unsre

(*) Dies brauchte der Verfasser nicht zu versichern. Aber bey dieser Stelle zu lächeln, wird doch wohl erlaubt seyn? d. H.

Unsre Erde hat nicht immer einerley Gestalt behalten, sie hat sich sehr oft verändert, wo Meer war, ist nun Land; und wo vordem bewohntes Land war, ist nun Meer, und viele Inseln beysammen lassen uns kaum vermuthen, daß hier Land gewesen ist. — Auf dieser Erde haben noch andre gleichwichtige Revolutionen abgewechselt; wo vorhin fruchtbare, blühende, sehr bevölkerte Staaten gewesen sind, ist nun ödes unfruchtbares Land, welches kaum seine wenige Bewohner ernähren kann.

Und nun eine solche Geschichte, so weitumfassend sie ist, so kurz und genau kann sie zusammengebracht werden. Denkmale fehlen uns — aber sie fehlen uns nicht ganz. Trümmern von Denkmalen liegen in der Sprache, liegen in der Theogonie und Mythologie, welche für jeden denkenden Mann von der grösten Wichtigkeit seyn können. Nach einem solchen Maasstab wird sich leicht beurtheilen lassen, wie viel und wenig von der ganzen übrigen Geschichte dieses Werk enthalten kann. Erdbeben, welche einen großen Theil der Erde ändern; Ueberschwemmungen, abgerissene Länder, die Entdeckung eines bisher unbekannten Welttheils, und der damit verknüpfte Nutzen oder Schaden, und mehrere dergleichen Revolutionen finden ihren Platz in der allgemeinen Erdgeschichte. Aber was nur einen kleinen Theil der Erde interessirt, nicht auf das Ganze würkt, oder dessen Würkungen auf das Ganze uns unbekannt bleiben, das

lasse man gerade hinweg. Da uns die Ursachen der Dinge, die Veränderungen der Erde, ihre Verhältnisse zu den übrigen Planeten sehr unbekannt sind, so kann man nicht erwarten, daß eine solche Geschichte zu Stande gebracht werde, ohne daß folgende Jahrhunderte wichtige Begebenheiten genug einschieben können. Das soll nun Geschichte der Welt seyn! Noch ist des Menschen, dieses schaffenden mächtigen Gottes, nicht gedacht, auch Er soll nun der Gegenstand der Geschichte seyn. Er der Mensch, der von Natur nichts ist, als bloße Fähigkeit, und welchen tausend unbemerkte Dinge zu dem bilden, was er werden soll. Seine Geschichte ist wichtig — aber habe ich das wichtigste derselben in Ordnung gebracht, so soll es mir nicht fehlen, sie für jeden Weisen interessant genug zu schaffen.

Der Erste Stand des Menschen (wir gehen hinauf bis zu dem ersten Menschen) ist der Hirtenstand. Einfalt in seinem ganzen Leben, und eine gewisse nur für diese Zeit schickliche Gleichgültigkeit gegen alle Gegenstände um ihn her, ist das Eigenthum dieses Zeitpunktes.

Seine einfache Bedürfnisse fordern auch nur die einfachste Befriedigung. Nun bemerke der Schriftsteller die allmählige Entwicklung menschlicher Begriffe; die Entdeckungen, die der Heldenzeit den Weg bahnen; die Erfindung des Erztes; die Denkart der Familie, welche wegen ihrer Vergrösserung nun nicht

weiter

weiter dem Aeltesten der Familie gehorcht; die Entstehung der Gesetze, der Priester, Richter und Herrscher, welche so klar in den ersten Sprachtrümmern verborgen liegen. In dieser Heldenzeit werden tausend Entdeckungen gemacht, die Bedürfnisse immer mehr gehäuft, so, daß sich der kleine Staat seiner Kultur immer mehr nähert. Tausend neue Bedürfnisse entstehen aus tausend neuen Entdeckungen. Aus dieser Heldenzeit bildet sich nach und nach das Volk zu einem gesitteten, nach Gesetzen eingerichteten Volk, und das Volk nähert sich immer mehr seiner Kultur. Und nun, wenn es den höchsten Grad der Kultur erstiegen hat, so sinkt es wieder herab, wird weich, und nähert sich dadurch dem Verderben; bis es in späten Jahrhunderten wieder erwacht. Dies ist die Geschichte eines jeden Volks überhaupt betrachtet, und in diese vier Epochen müssen die Begebenheiten der Geschichte der Menschheit eingeschoben werden.

Und nun, was soll in dieser Geschichte der Menschheit stehen, und wie viel wird erfordert, um allen meinen Forderungen Genüge zu leisten? Ich will gern gestehen, daß Ein Mann lange dieser Arbeit nicht gewachsen sey; aber darum lasse ich einen Plan nicht fahren, weil ich vielleicht nur im Stand bin, den kleinsten Theil desselben zu bearbeiten, und weil er nur erfüllt werden kann, wenn Drey denkende, fleissige Männer sich die Hände dazu bieten.

Man sehe diese Skizze blos als eine Philoeophie oder, wenn man will Metaphysik der Geschichte an, und fordre nicht, daß ich meinen Plan in Theilen verfolge, und von jeden Theil desselben hier Rechenschaft ablege.

Was soll denn nun in der Geschichte der Menschheit stehen?

Zuerst Sprache! Ursprung derselben, der ja, wie mich dünkt, nun deutlich genug entwickelt ist. Der erste Mensch, auf diese Erde hingestellt, mit einer unendlichen Menge Gegenständen umgeben, deren Eigenschaften er nicht anders erkennen kann, als in so fern der Gegenstand sein Ohr, sein Auge, seinen Geruch, Geschmack und Gefühl betrift. Noch kein Begriff, nicht einmal ein Bild in seiner Seele, keine Ueberzeugung oder Bewußtseyn seines eigenen Daseyns, bis ihn die Gegenstände ausser ihm davon überzeugen. Er empfindet diese, erst überhaupt — allein ihre Menge ist zu groß, seine Empfänglichkeit derselben zu sehr eingeschränkt — dann speciell oder individuell, und hier erst erlangt er Bewußtseyn seiner selbst (*), durch die besondere Empfindung einzeler

(*) Ich vermuthe, daß dieses Gerippe von den Anfang der Geschichte des Menschen wenigen Lesern Genüge leisten wird, und behalte mir daher vor, wenigstens den Anfang der Geschichte der Menschheit, für die Liebhaber derselben noch näher zu entwickeln. Bis dahin soll man diese Sätze noch als Hypothesen ansehen.

einzelner Gegenstände auſſer ihm. Erſt wird jeder Gegenstand in ſeiner Seele Bild, und dieſes Bild iſt ſchon die Grundlage zur Sprache. Er lernt Eigenſchaften erkennen, die ſo verſchieden ſind, als ſeine Sinne. Nach der Erkenntniß dieſer Eigenſchaften wagt er Nahmen, Nachahmung des Tons der Natur u. d. g. Das ſoll Urſprung der Sprache ſeyn, und zugleich Urſprung der menſchlichen Begriffe, durch Sprache oder Bild; das Hülfsmittel, den Gegenstand mich wieder erkennen zu laſſen. In dieſer Geſchichte noch ferner Fortpflanzung, Abweichung, Verfeinerung, Beſtimmung der Sprache. Nothwendigſte Theilung einer Sprache erſt in verſchiedene Dialecte, denn in beſondere Sprachen, welche aus dieſem Dialecte entſtehn! In dieſer und jener Gegend der Welt mehr Urſprache, weil die Inwohner derſelben weniger Bedürfniß und alſo auch minder Namen und Begriffe haben. Wer nun nicht fühlt, daß dieſe einen Haupttheil der Geſchichte der Menſchheit ausmacht, der ſage mir: was ſoll Geſchichte der Menſchheit ſeyn? was ſoll ſie enthalten? Aber denjenigen, welche die Wahrheit dieſer Sätze fühlen, denen darf ich eine ſolche Geſchichte verſprechen, zu welcher mein Freund, Hr. Pfarrer Fulda in Mühlhauſen mir ſchon wichtige Beyträge geliefert hat, und der noch aus allen Sprachen gewiſſe unläugbare Beyſpiele für meine Geſchichte geben wird. Ich will nichts verſprechen, wenn ich nur deſto mehr halten

ausführen kann. Neben der Sprache stehen Sitten, (ihre Genealogie ist bey allen Völkern der Erde gleich) Künste, Wissenschaften, Erfindungen, Entdeckungen, Werke des Zufalls, wie jedes dem andern den Weg bahnt, wie immer eine unbekannte Wahrheit aus einer schon bekannten Wahrheit fliessen muß. Endlich noch zur Geschichte der Menschheit: Rechte, Freyheiten, Gesetze der Menschheit, im Gegensatz mit den Anmassungen, Forderungen und Beeinträchtigungen der Herrscher; Friede und Krieg, und die Erfindungen, zu welchen dieser Gelegenheit war; der stehende Soldat, durch welchen sich die Herrscher ihren Bürgern furchtbar gemacht haben, und auf welchen die Gesetze des Despotismus, wenn anders dieser Gesetze haben kann, ruhen; und viele Sachen mehr. Was ließe sich nicht an einem solchen Plane ausführen, wenn man in Ruhe und Sicherheit, mit der ganzen Heiterkeit des Geistes arbeiten dürfte?

Und dann endlich, um die Arbeit zu krönen, die Geschichte aller Völker, Zeiten und Sprachen zusammen. In dieser Geschichte die Entstehung der Völker, ihre Theilungen, Wanderungen, Veränderungen, Vermischungen, Verbindungen, Verhältnisse unter sich, Regierungsarten, Verschiedenheiten der Gesetze, Religionen, Gebräuche und Gewohnheiten. Wo uns der gewisse

wisse Leitfaden der Geschichte verläßt, da hilft Sprache so gewiß und sicher, als kein Monument thun kann, und wo uns Geschichte leitet, da gewährt wenigstens die Sprache. Herder hat schon den Nutzen des Sprachstudiums erkannt, als Philosoph eingesehen; aber nicht verfolgt, nicht mit Beyspielen gezeigt, sondern mehr die Möglichkeit einer solchen Geschichte aus der Sprache dargethan; und nun was sollte es schaden, sie durch Beyspiele zu erweisen (*)? Dadurch sollten die Vernunftgründe des Herrn Abts Jerusalems für die Vortreflichkeit des ersten Buchs Mosis noch weit mehr Festigkeit und Gewißheit erhalten.

In dieser Geschichte sollten die Namen der größten Weisen, der ersten Philosophen, welche die Erde hatte, stehen. Aber nicht nur Männer, welche das Wohl eines großen Theils der Erde befördert haben, soudern auch solche, welche das Wohl eines großen Theils Menschen zerstörten, sollten zur Schande genennet werden. Männer, welche für den Verkehr ganzer Nationen wichtige Anstalten gemacht, und den Weg zu einer nähern Verbindung derselben gebahnt haben, haben sich ein unauslöschliches Verdienst um die Menschheit gemacht. Die Epoche, in welcher die Handlung, diese Urhe-

(*) Ich hoffe in einer eigenen Abhandlung Beyspiele vorzulegen, die meinen Satz noch weit mehr als bloßer Vernunftschluß erweisen sollen.

Urheberin und Erhalterin der Geselligkeit und Freundschaft entlegener Nationen, begann; die Erfindung der Schrift, die Erfindung des Papiers; der Gebrauch des Geldes, welches nun beynahe allgemein, statt der vormaligen Umtauschung der Güter, eingeführt ist; die Erfindung des Drucks; die Erfindung der Wechselbriefe: dieß alles sind Sachen, welche für die Menschheit von größtem Gewichte sind. Man gewöhne sich nur gewisse Hauptepochen nach den wichtigsten Entdeckungen zu nennen, und setze untergeordnete Epochen in jeder Periode nach jeder nützlichen Erfindung, und sammle nur nach und nach Thatsachen, und bringe sie an ihre Stelle, ohne noch ein Ganzes daraus zu bilden. Die allmählige Verbesserung und Aenderung der Kriegsdisciplin ist für alle Menschen gleich interessant. Die Stifter der Religionen werden noch vor den Eroberern genennet; weil diese keine so allgemeine Revolution hervorgebracht haben, als jene, und in manchem Betracht der Schade der Verschiedenheit der Religionen weit grösser und ausgebreiteter ist, als derjenige, welchen Eroberer angerichtet haben. Die ersten Urheber des Götzendienstes, so weit sie uns die Geschichte und Mythologie darbeut; Moses, Jesus Christus, Confucius, Mahomed, Luther, Calvin machten wichtige Hauptepochen aus; aber dem Geschichtschreiber erlaube ich nicht, sich für einen oder den andern zu erklären. Und nun nach diesen die Eroberer,

jeden

jeden in der Epoche, in welche er hingehört. Ferner: Schiffarth, ihr muthmaßlicher Ursprung und Vervollkommung, und die Erfindungen, welche zu ihrem Besten gemacht worden sind, jede an ihrer Stelle. Ich nenne hier nicht alles, und darf auch nicht, um die Gedult meiner Leser nicht zu mißbrauchen. Aber so zusammen, und in solchen oder ähnlichen Hauptabschnitten müßte eine allgemeine Erd- und Völkergeschichte betrachtet werden; wenn sie die Würkung, welche man von derselben erwartet, auf uns machen sollte.

Aber nun Specialgeschichte; Geschichte eines Kleineren für sich betrachteten Ganzen! Haben wir sie, und haben wir sie so, wie wir sie wünschen könnten?

Nur wenige Männer sind, welche sich diesem Ideal in einiger Form genähert haben. Die griechische Geschichtschreiber haben interessant genug geschrieben, aber entweder betrifft ihre Geschichte nur einen einzigen Krieg, eine einzige Hauptepoche, oder sie verliert sich in dem grauen Alterthum in Fabeln. Livius kam meinem Ideal von Specialgeschichte nahe genug, denn er schrieb nur, was seine Römer thaten; aber er war zu wenig Philosoph, und zu ungestümmer geschwätziger Redner. Sallust hat zu wenig geschrieben, als daß ich von ihm urtheilen könnte; Aber, das darf ich doch ohne Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel. Tacitus ist

zu pretiös, und präcis, und vielleicht bey allen seinen Gebrechen und Fehlern meinem Ideal am nächsten. Seine Schrift von den Sitten der Teutschen ist der wichtigste Beytrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne, so wahr und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk Satire seyn mußte.

Es ist in Monarchien ein sehr gewöhnlicher Fehler, daß der Geschichtschreiber immer nur Biographie seiner Herrscher schreibt, und darüber vergißt, daß seine Geschichte, Geschichte des Volks, der Sitten und Begebenheiten seines Volks seyn sollte; daß immer die Hauptfrage nur die ist: Wie ist der Staat, welchen ich vor mir habe, zu dem worden, was er jezt ist; durch wie viele Revolutionen hat er die feste eigene dauernde Gestalt in Ansehung der Regierung, Lebensart u. s. w. gewonnen, welche er jezt hat; wie hat das Volk sich nach und nach gebildet, vermehrt und getheilt u. s. w.? Wissenschaft, Kunst, Lebensart, Sprache, Einführung fremder Kleidung, fremder Sitten und Gewohnheiten, Entdeckungen und Erfindungen gehören in die Specialgeschichte eines jeden Volks; und hier kann eine einzige ergiebige Salzquelle für das Volk weit wichtiger seyn, als alles, was sein Herrscher großes und schönes unternommen hat. Freylich ist auch die Geschichte eines monarchischen Staats lange so vielen Schwierigkeiten nicht unterworfen,

als die Geschichte kleiner unter sich verknüpfter Staaten, deren jeder eigne Sitten, Gesetze und Rechte, und in manchen Betracht ein eignes Interesse hat; aber die Geschichte der Monarchien wird nicht recht geschrieben, so lange sie blos Biographie der Herrscher ist. Wenn der Herrscher die Ursache grosser Begebenheiten ist, so soll er genennet werden: aber wie der Herrscher sich bildete, unter welchen Umständen er aufgewachsen ist; das mag der Biograph sagen, wenn es interessant genug ist; aber in der Geschichte eines ganzen Volks können durchaus solche speciélle Privatgeschichten einzelner Männer nicht stehen. Livius hat diß genauer beobachtet, als kein Geschichtschreiber; er erzählt nur immer die Begebenheiten und Thaten seines Helden, die auf den ganzen Römischen Staat einen Bezug hatten, und doch ward die Privatgeschichte dieses Mannes nicht vergessen. Biographen giengen ihm zur Seite, welche diese Theile mit philosophischem Geiste bearbeiteten. Cornelius Nepos, Plutarch, Tacitus im Leben des Agricola, Suetonius und mehrere, welche die Zeit uns gelassen, oder geraubt hat, hatten sich dieß zu einem eignen besondern Geschäfte gemacht. Und wenn denn einmal unsre Geschichtschreiber ihnen folgten, und ihre Epochen nicht blos nach Namen von Herrschern, oder besondern Linien derselben, sondern nach Hauptbegebenheiten, als festen Standpunkten zählten, weil diese in dem ganzen Volke eine wichtige Revolution hervorbrachten: so sollten dann in der

teutschen Geschichte Hauptepochen seyn: Die Vereinigung unter einem Regenten; die Entstehung der Reichsfürsten und der Churfürsten und Stände; die Kreuzzüge; die Zeiten der Minnesinger; die Reformation durch Luthern und Calvin, und so mehrere minder und mehr wichtige Ruhepunkte; und dann sollte durchaus nicht nach carolingischen, fränkischen, sächsischen, schwäbischen Kayfern u. s. w. gezählet werden.

In jeden jener Zeitpunkte hat Teutschland eine andre Gestalt bekommen; aber nicht mit dem Anfang einer andern Linie von Kayfern. Wenn ich nun unter solche feste Standpunkte alle die Begebenheiten, Gebräuche, Lebensart, Bevölkerung, Aufklärung oder Verfinsterung in den Wissenschaften, Aenderungen in der Sprache, Aenderung in Kleidung, und veränderte Lebensmittel gebracht habe; wenn jeder grosse Fürst, der in Teutschland wichtige Veränderungen veranlaßt hat, die auf das Ganze wirkten, genennet ist; wenn ich den Schaden der verschiedenen italiänischen Züge, die Absonderung verschiedener Stücke, welche zu Teutschland gehörten, an ihren Ort gebracht habe: so will ich den Versuch machen, sie in ein Ganzes zusammen zu bringen, und ich will mir noch dieses Geschäfte so leicht, als möglich ist, machen, wenn ich mich nicht selbst in der Ausarbeitung übereile. Ich habe eine hinlängliche Anzahl teutsche Geschichten vor mir, welche alle von meinem Ideal noch sehr weit entfernt, alle nur Biographien der Herrscher und nicht

Geschich-

Geschichten des Volks sind, worinn sogar wichtige Entdeckungen und Thatsachen weggelassen, oder kaum bemerkt sind; worinn immer von der Cultur des Volks noch zu wenig gesagt ist, und die Zeiten der Minnesinger mit der größten Nachläßigkeit angeführt, oder ganz übergangen sind; und doch haben alle diese Geschichten noch Nutzen genug für mich. Wahr ist es, daß ich erstaune, wenn ich diese Geschichtschreiber und besonders le Bret in Zeitungen und Journalen so sehr erhoben finde, der doch wahrlich bisher wenig genug geleistet hat. Und doch weiß ich mir ihre Arbeit nützlich zu machen. Ich lese sie aufmerksam, und streiche alles das hinweg, was nicht zur Geschichte des teutschen Volks gehört, und setze das noch hinzu, was sie hinweg gelassen haben, jedes an seine eigentliche Stelle; und setze diese Arbeit ohne besondere Mühe fort. Es versteht sich von selbst, daß ich die Epochen gleich anfangs anders genennet habe, und daß immer meine Hauptabsicht ist, die Geschichte der Herrscher in Geschichte des Volks umzuändern. Zu dieser Arbeit werden freylich viele Jahre erfordert, und eine große weitblickende Belesenheit. Am Ende wünschte ich mir noch zu Vollendung meines Werks tiefen, richtigen, philosophischen Blick unendlich viele kleine Theile immer unter den Punkt eines einigen Ganzen zu bringen. Die Geschichte der Eydgenossen hat mit der teutschen Geschichte viele Aehnlichkeit. Auch in dieser ist jeder Theil ein eignes Ganzes, und alle Theile zusammen ein grosses unter sich

zwar genau Verbundenes, aber doch in mancher Absicht verwickeltes Ganzes. Noch leichter, dünkt mich, kann sie geschrieben werden, weil sie erst von der Zeit an beginnt, wo Helvetien einen eignen, von andern Staaten abgesonderten, Staat ausmachte. Die Zeit vor dieser Vereinigung der Eydgenossen ist ein Theil der teutschen Geschichte, und wenn aus dieser nur das Wichtigste ausgehoben wird, so ist sie immer vollständig genug.

Zuletzt nun Specialgeschichte eines einzelen Theils dieses grossen Ganzen, in welcher alles das Specielle stehen kann, was in der allgemeinen Geschichte eines Volks keinen Platz finden konnte; weil es nicht auf dieses grosse Ganze, sondern nur auf einen kleinen Theil würkte. Sie kann interessant genug geschrieben werden, wenn sie nur das Wichtigste, was diesen Theil allein angeht, in sich faßt. Wenn diese ganz specielle Geschichten an Inhalt und Kürze Schlözers Geschichte von Corsika gleichen könnten, wie wichtig für den Bürger dieses speciellen Theils und für den Liebhaber überhaupt?

Kirchen- und Gelehrtengeschichte habe ich schon oben in die allgemeine Geschichten gewiesen; und wenn sie noch ja besonders ohne Verbindung mit der politischen Geschichte geschrieben werden kann; so soll sie doch wenigstens nach einem ähnlichen Plane bearbeitet werden, und nur ja nicht Biographien, sondern Begebenheiten der Kirche und Wissenschaften erhalten. Wenn die allmählige Aufklärung in den Wis-

sen-

senschaften, und die Grade und Stufen der menschlichen Erkäntniß genug entwickelt sind, wenn gezeigt ist, wie der menschliche Geist verfeinert, oder in Künsteleyen und Spitzfindigkeiten erstickt worden ist, so habe ich genug, und verlange von dem Geschichtschreiber weiter nichts.

Und nun nur noch eine Erinnerung! Man ist in Teutschland schon lange gewohnt, immer nur Parallelen zu ziehen, und sich mit der Idee von teutschen Humen und Robertsonen, Livius und Tacitus zu belustigen. Die Parallelensucht ist für die Aufnahme der Wissenschaften überhaupt sehr gefährlich, und erweckt wenigstens nur Nachahmer und keine eigene für sich denkende Schriftsteller.

Schlözer, mit dessen Arbeiten ich vollkommen zufrieden bin, und welcher noch weit mehr leisten könnte, wenn er weniger Zänker und desto mehr Beobachter wäre, soll nie weder Hume noch Robertson werden, sondern er soll, wenn er ja einmal an die teutsche Geschichte sich wagen wollte, nach eigenen von ihm selbst durchgedachten und bestimmten Planen arbeiten; und ohne sich stöhren zu lassen, ohne die Stimmen für und wider ihn, als in so fern sie Wahrheit sind, zu achten, seinen Weg unbekümmert fortwandeln, und nicht nach allen Mücken schlagen.

Wie sehr wünschte ich meinem Vaterlande einmal eine Geschichte, welche alles das erfüllte, was ich hier vielleicht nur geträumt habe.

Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatz.

Diese kleine Abhandlung rührt von einem jungen Gelehrten her, dessen Genie und Lebhaftigkeit des Geistes viel verspricht. Noch ist er nicht, was er werden könnte, wenn äußere, nicht von ihm abhängende, Umstände, ihm erlaubten, seinen eignen Weg fortzugehen. Was jedem aufmerksamen Leser an diesem und andern Aufsätzen des nemlichen Verfassers sogleich auffallen muß, ist die Crudität seiner meisten Begriffe, die Eilfertigkeit seiner Schreibart, ein gewisser Egoismus, welcher jungen Schriftstellern von feurigem Geist eigen zu seyn scheint, und ein Mangel an Belesenheit, der die Ursache ist, daß man mit großer Emphase die bekanntesten Dinge so sagt, als ob man sie zuerst bemerkt hätte. Er übersieht würklich schon eine große Menge von Gegenständen; aber die meisten liegen noch mehr oder weniger mit Nebel und Duft umflossen, vor ihm, gleich den ungewissen Formen der Natur zur Zeit der Dämmerung; er divinirt ihre wahre Gestalten, aber er sieht sie nicht. Damit der umschauende Blick des philosophischen Geistes die Natur richtig ins Auge fasse, muß man erst in die Ebnen und Thäler derselben herabgestiegen seyn, und die Gegenstände, einen nach dem andern, einzeln, nach allen ihren Theilen, Eigenschaften, und besondersten Beziehungen, genau betrachtet haben; erst alsdann kann man einen Berg besteigen, um das Ganze, dessen Theile man kennen gelernt hat, mit alles umfassendem, hellem Blicke zu übersehen. Aber dies kann nicht das Werk etlicher weniger Jahre seyn. Unserm jungen Schriftsteller sieht man an, daß einige neuere Denker, die er, weil sie es in seinem Kopfe sehr helle machten, mit Begeisterung gelesen zu haben scheint, besonders Helvetius und Herder, einen großen Antheil an seinen gegenwärtigen Begriffen haben: Aber sehr oft wäre zu wünschen, daß

er

er fremde Begriffe nicht zu schnell zu den seinigen machte, und anstatt sie uns in Gestalt wieder von sich gegebener Cruditäten vorzutragen, sie vorher, zu Stärkung seines eigenen Geistes, in Saft und Kraft verwandelt hätte. Dies Gleichnis ist nicht sehr elegant; aber es drückt das, was ich sagen wollte, am besten aus.

Der vorerwähnte Egoismus ist einer von den Fehlern, wovor ich angehende Schriftsteller, besonders wenn sie für das eigentliche Publikum schreiben wollen, am meisten warnen möchte. Das ewige Ich, Ich, in dem Munde eines Ich, das erst kürzlich angefangen hat eine Person zu werden, und dem größten Theil seiner Leser noch eine unbekannte Person ist, hat etwas widerliches, das diesem Ich selbsten großen Schaden thut. Wie seltsam klingt, zum Exempel, nicht folgende Stelle: — „Wenn „ich dann nun, aus eignem Antrieb oder dazu aufgefodert, eine Weltgeschichte schreiben müßte, „wovon ich unendlich entfernt bin: so würde „ich erst Thaten und Begebenheiten, Veränderungen auf unserm Erdball, und Revolutionen, „die das Ganze angehen, u. s. w. sammlen, und „dann, nach vielen Jahren, aus diesen zusammen „ein für sich bestehendes Ganzes bilden. „ — Hätte der V. anstatt zu sagen, was sein Ich thun wollte, wofern es nicht unendlich entfernt wäre es thun zu wollen, den ganzen Gedanken bescheiden und simpel, als einen Vorschlag was man thun könnte, ausgedruckt, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber nun klingt es gerade so, als wenn einer sagte: ich bin zwar kein Held, und will keiner seyn; aber wenn ich ein Held wäre, dann wollt' ich Thaten thun, die alles, was Alexander, Cäsar und Don Esplandian gethan haben, verdunkeln sollten. — Ihr habt gut sagen, ich will kein Held seyn, (würden die Leute sprechen) die Frage ist, ob ihr ein Held seyn könntet, wenn ihr wolltet. Unter die Stellen, die einem Verfasser nicht entschlüpfen

würden, wenn man immer aufgelegt wäre, scharf genug auf sich selbst acht zu geben, und sich seiner ganzen Belesenheit bewußt zu seyn, scheint diejenige zu gehören, wo unser V. vom Sallustius spricht: Das darf ich doch ohne Scheu sagen, sein tiefer philosophischer Blick versprach sehr viel. — Warum sollte er nicht vom Sallust ohne Scheu sagen dürfen, was unter den Gelehrten längst eine ausgemachte Sache ist? Und überdem glauben die Kenner, Sallusts philosophischer Geist habe in seinen Geschichten, wiewohl sie nur besondere historische Gemählde aus seiner Zeit sind, würklich gehalten, was er verspricht. Ein Beyspiel, was herauskömmt, wenn man eilfertig schreibt, ist die gleich auf jene folgende Stelle, die den Tacitus betrift. „Seine Schrift von den Sitten der Teutschen (sagt unser V.) ist der wichtigste Beytrag zur Geschichte der Menschheit, den ich kenne. „ — So weit wird ihm wohl jeder Gelehrte beystimmen; aber was soll nun das Folgende heissen? — „so wahr, und mit so vieler Theilnehmung geschrieben, daß sie nicht nur für seine Römer, sondern für jedes nicht entnervte Volk, Satyre seyn mußte." Das Büchlein de Moribus Germanorum ist Satyre für jedes nicht entnervte Volk? — Ich wünschte zu wissen, wie dies zugehen sollte? Nicht entnervte Völker sind entweder poliziert oder nicht. Im lezten Falle sind sie, was die Teutschen damals waren; im ersten Falle sind sie ohne Vergleichung bessere und glücklichere Menschen, und wo soll dann die Satyre Platz finden? Ueberdies was soll Theilnehmung hier heissen? vermuthlich was das Französische Wort interêt; aber es ist immer hiezu ein unschickliches Wort. Wie würde es klingen, wenn man die Redensart, il y a beaucoup d'interét dans cette piece, übersetzen wollte: es ist viel Theilnehmung in diesem Stücke?

Ich habe den Aufsatz, der mir zu diesen Anmerkungen Gelegenheit giebt, eingerückt, weil ich den

Ver-

Verfasser desselben aller möglichen Aufmunterung würdig halte; aber ich habe mir, aus mehr als einer Betrachtung, nicht verwehren können, meine Meynung davon zu sagen. Ich hätte sie dem Verfasser ins Ohr sagen können; aber ich hielt für besser es laut zu thun. Denn erstlich sehe ich nicht, warum ein angehender Schriftsteller — zumal einer, der sehr fruchtbar zu werden verspricht — übel finden sollte, wenn man ihm mit freundschaftlicher Freymüthigkeit bessernde Wahrheiten sagt; und dann sind der jungen Schriftsteller, die den Vortheil davon unter sich theilen können, so viele!

W.

VI.

Miscellanien.

VI.

Viel Wahrheit in wenig Zeilen!

„Der Mann, der seines innerlichen Berufs nicht recht gewiß ist, sey ein Clericus, ein Staatsmann, ein Kriegsmann, alles in der Welt, nur kein — Poet.„

„Stümpert in der Juristerey, in der Arzneykunst, oder worinn ihr sonst wollt; ein paar Dutzend Kunstwörter und ein Amtsgesicht oder eine Kennermine verbergen den Mangel an Geschicklichkeit. Der elende Minister, der elende Finanzrath, der elende Prediger, der elende Professor, alle haben ein unfehlbares Mittel, sich der Welt für etwas bessers zu geben als sie sind; und sie wissen alle meisterlich damit umzugehen. Ernsthaftigkeit heißt die Maske, unter welcher der große Hauffe Dummheit oder Schelmerey nie erkennen wird. Aber welche Maske, welcher Jar-

gon, welche Grimaſſe (*) könnte den Eſel verbergen, der den Günſtling der Muſen ſpielen wollte? „ —

Wohl geſagt, David Garrik! denn Ihm gebührt die Ehre von dieſem Gedanken. Jedem das Seine! Hier iſt das Original!

Be *Churchman*, *Statesman*, any Thing — but *Poet* —
In *Law* or *Phyſik*, quack in what you will,
Cant or *Grimace* conceal the Want of ſkill;
Secure in *theſe* his *Gravity* may paſs:
But *here* no Artifice can hide the *Aſs*.

VII.

Ueber eine Stelle des Cicero, die Perſpectiv in den Werken der Griechiſchen Mahler betreffend.

Es iſt lang eine von den Gelehrten und Kunſtkennern beynahe allgemein angenommene Meynung geweſen, daß die alten Mahler und Künſtler in halberhobner Arbeit von den Regeln der Perſpectiv entweder gar keine oder doch nur eine ſehr unvollkommne Kenntniß gehabt, und in ihren Werken von dem, was ſogar die bloße Beobachtung der Natur ſie hierüber lehren konnte, wenig oder keinen Gebrauch gemacht haben ſollen.

Perrault, in ſeiner berüchtigten Vergleichung der Alten mit den Neuern, gieng ſo weit, den Parrhaſien und Apellen, und in der That den alten Künſtlern überhaupt, die Kenntnis der Perſpectiv

(*) Jargon und Grimaſſe ſind zwey unentbehrliche Wörter, die unſrer Sprache fehlen. Die Sachen, die dadurch bezeichnet werden, haben wir ſo gut als irgend eine Nation in der Welt.

ctiv und der stuffenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbe Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung (*) untersucht hat, bemüht sich das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen: daß die alten Künstler in den Gesetzen der Perspectiv nicht so unwissend gewesen, als Perrault aus einigen Bas-Reliefs, und besonders aus denen auf der Säule Trajans geschlossen; und dann, daß wenn sie auch (wie freylich nicht zu läugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, dies nicht aus Unwissenheit, sondern mit Vorbedacht und zu Erzielung andrer in ihren Augen mehr wesentlicher Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Hr. Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewisse Basreliefs und Münzen, und sogar auf einige von der Zeit noch geschonte Gemählde von unbezweifeltem Alterthum, z. E. die sogenannte Aldobrandinische Hochzeit (**), die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen; theils aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern, welche die Natur so sehr studierten wie die Alten, Künstlern wie ein Timanthes, ein Aetion, ein Apelles u. s. w zuzutrauen, daß sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat (***).

Aber

(*) Discours sur la Perspective etc. in den *Memoires de l'Academie des Inscri tions* Tom. XI. pag. 152. Amsterd. Ausg. von 1736.

(**) Man sehe hierüber die Abhandl. des Gr. Caylus über die Perspect. d. Alten im 39sten Theil der Mem. de Litterature p. 116. Die im Herkulano gefundene Gemählde konnten dem Hrn. Sallier nicht bekannt seyn, und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meisten verstossen gröblich gegen die Perspectiv.

(***) Beydes hat der Graf von Caylus, ungefehr zwanzig Jahre nach dem Hrn. Sallier, in einer Abhandlung

über

Aber Hr. Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Autoren vorlegte, welche wenigstens durch richtige Folgerungen bewiesen, daß die Künstler der Griechen mit den Regeln der Perspectiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius hab.n ihm diejenige, die er anführt, dargeboten; und, wiewohl sich vielleicht manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meynung eine starke Un erstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm, und (wo ich nicht irre) noch vielen andern, eine Stelle des Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irthums zu überweisen; eine Stelle, die überdies noch dadurch vorzüglich wird, weil sie eine bessere Antwort als die, so Hr. Sallier giebt, für diejenige enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst, die Perspectiv so gänzlich vernachlä iget siehet.

Diese Stelle befindet sich im 83sten Abschnitt des Zweyten Buchs *de Oratore*, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtniskunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht, und zulezt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Mahlers vergleicht, welcher Oerter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide — — „*pictoris* cuiusdam *summi* ratione et modo, *formarum varietate locos distinguentis*.

Mir

über das nemliche Sujet (die er blos als einen Nachtrag dessen, was sein Vorgänger vorbeygelassen, oder nur obenhin berührt, angesehen wissen will) mit der ihm eigenen Kunstkenntnis und mit aller nöthigen Unpartheylichkeit ausgeführt.

Mir däucht, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern sich daraus zween Sätze, in denen alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Nemlich 1) es gab unter den Mahlern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen bezeichneten, und also die Gesetze der Perspectiv in ihren Werken befolgten, aber 2) nur Mahler von der ersten Classe besaßen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimnis machten, wovon die Würkungen um so viel mehr bewundert wurden, je weniger man von den Regeln wußte, welche sich diese Meister, aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur, gesammlet hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren, ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben als die gemeinen Künstler.

In der That würde ohne dies unbegreiflich seyn, wie die besten Mahler der Griechen in einem so wichtigen Theile der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem größten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, von dem Phidias, ungezweifelt wissen, daß er, unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich die Geometrie und die Optik getrieben; zu welchem andern Ende, als um die wahren und scheinbaren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände, und vornemlich die Gesetze kennen zu lernen, „aus welchen sich (um mich mit Hrn. Lamberts Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebnen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchen sie gezeichnet (oder gebildet) werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde?„

Wie hoch es Phidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beyde sollten die Bildsäule der Mi-

nerva

nerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beyden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte des Alkamenes seine beym ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und untadelhafter seyn. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerißne Augen, ein grosser gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werke ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand der Grazie fehlte! Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich einfallen lassen könne, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beyde an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte Phidias. Man that es, und nun triumphierte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun, in der Höhe wo sie stand, ein kleinliches Werk, ohne Würde, ohne Kraft, ohne Ausdruck: die von Phidias hingegen entzückte jedermann durch eine Größe und Vollkommenheit, an der sich die Augen nicht satt sehen konnten.

Gleichwohl war Alkamenes ein vortreflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntnis der Perspectiv voraus; und diese mußte, damals wenigstens, noch ein Geheimnis seyn, welches er allein besaß: weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, bey einer so entscheidenden Gelegenheit, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias, in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Bildsäule der Minerva im Parthenon angebracht — wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern

die

die Empörung der Titanen gegen die Götter, — auf den Halbstiefeln der Götter der Streit der Centauren und Lapithen, und an dem Fußgestelle die Geschichte der Pandora gebildet war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun, daß er sie selbst gearbeitet, oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspectiv weniger befolgt haben? So große und reiche Compositionen, lassen sich, ohne Beobachtung derselben, in einem verhältnisweise kleinen Raume, nicht einmal denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung dieser Werke des Phidias nachfolgende Künstler von Genie, vornemlich unter den Mahlern, welche der Perspectiv mehr als die Bildhauer vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe dieser grosse Mann, selbst über die besten seiner Mitbewerber, so glänzende Siege erhalten hatte. Sollte Parhasius, ein Zeitgenosse, ein Gehülfe, ein Freund des Phidias, — der erste, der, nach dem Zeugnis des Plinius, Symmetrie in die Mahlerey brachte, — seinem Freunde, und der Natur, die er so sehr studierte, und die ihn bis zu dem, was Plinius das Höchste in der Mahlerkunst nennt (*), führte, nicht etwas von diesem Geheimnisse abgelernt haben? Sollt' es wenigstens dem Pamphilus, dem Wiederhersteller der berühmten Mahlerschule zu Sycion, dem Lehrmeister eines Apelles, haben verborgen seyn können? Ihm, von welchem Plinius sagt, daß er der erste gewesen, der die ganze Encyklopädie aller einem Mahler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt, und vorzüglich in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen, als ohne welche, seiner Meynung nach, die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne?

Auch

(*) *Hist. Nat.* L. XXXV. c. 10. confessione artificum *in lineis extremis* palmam adeptus.

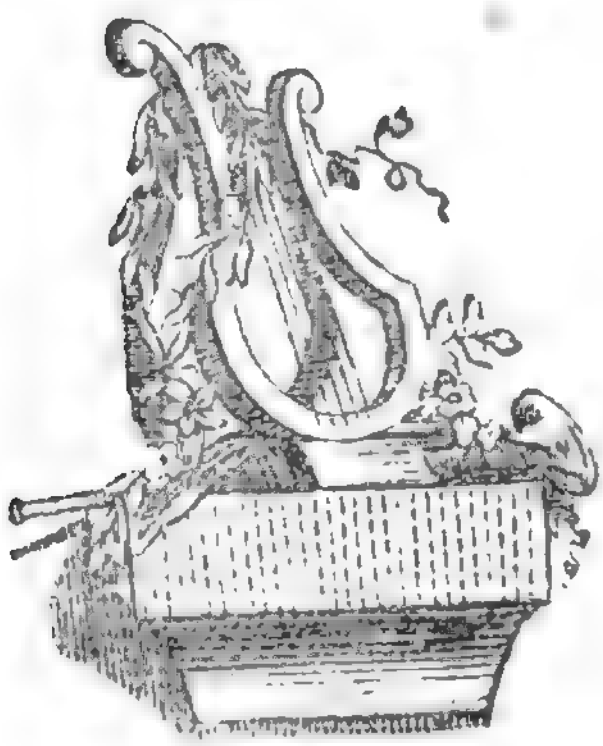
Auch Hr. Sallier schließt aus dieser Stelle, auf die höchstvermuthliche Geschicklichkeit dieses Mahlers in der Perspectiv. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in den auf uns gekommenen Kunstwerken so wenig Gebrauch davon gemacht sieht, lediglich darinn zu suchen sey, weil sie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche; und die vorhin angeführte Stelle des Cicero — welche beyden, vielleicht weil sie nicht geradezu von der Mahlerey handelt, entgangen ist, — scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der Perspectivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Mahler geblieben sey. Pamphilus selbst, wiewohl er die Mahlerey lehrte, sezte einen so hohen Preiß auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr wenige reich genug seyn konnten, sich in seine Schule zu begeben, oder wenigstens darinn bis ans Ende auszuhalten. Denn er erfoderte zehn Jahre zur Erlernung der ganzen Mahler-Encyklopädie, und nahm für jedes Jahr ein attisches Talent. (So däucht mich wenigstens, daß die hieher gehörige Stelle des Plinius, mit dem P. Hardouin, verstanden werden müsse.) Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

W.

Der

Teutsche Merkur.

Des Sechsten Bandes
Drittes Stück.



Junius 1774.

Weimar,

bey Carl Ludolf Hoffmann.

Google

I.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen.

Erste Periode.
Von dem alten Teutschland.

Zweeter Abschnitt.

1. Von den Bestandtheilen der Nation.
2. Von der Teutschen Nationalfreyheit und Knechtschaft.
3. Von der Erblichkeit der Stände.
4. Von dem Adel.
5. Von der öffentlichen Verfassung der teutschen Völkerschaften.

I.

Von den Bestandtheilen der Nation.

Man kann mit den Worten, Nationen und Völker, die Begriffe so verbinden, daß sie sich ohngefähr zu einander, wie die verschiedenen Dialekte zu ihren Spra-

chen verhalten. Unter ſolchen Beſtimmungen macht ſchon die Einheit der Sprache und Sitten eine auf einem Erdſtrich beyſammen lebende Menge von Menſchen gewiſſermaßen zu einem Volk, das mehrere Nationen unter ſich begreifen, oder mit andern Worten, das in verſchiedene Genoſſenſchaften oder Völkerſchaften abgetheilt ſeyn kann (*).

Mehrere beyſammenlaufende Truppen von Wilden, die kein ordentliches Eigenthum beſitzen, und von der täglichen, der Natur oder dem

(*) Die Lateiner ſcheinen, nach dem Tacitus, dergleichen Unterſchied zwiſchen gens und natio gemacht zu haben. Cap. II. Qui primi Rhenum transgreſſi Gallos expulerint; ac nunc Tungri, tunc Germani vocati ſint Ita *nationis* nomen non *gentis* eualuiſſe paulatim, vt omnes — Germani vocarentur. Aber weder Tacitus noch andre Schriftſteller ſind ſich in dem Sprachgebrauch dieſer Wörter immer gleich geblieben. Cap. XXXVIII. Nunc de Sueuis dicendum eſt, quorum non vna, vt Cattorum Tencterorumque *Gens*: maiorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc *nationibus* nominibusque diſcreti Cap. XXVII. Nunc ſingularum *gentium* inſtituta ritusque quatenus differunt, quae *nationes* e Germania in Galliam commigrauerint, expediam. Cap. XXXXIII. Gotohnes regnantur paulo iam adductius quam ceterae Germanorum *Gentes* — Mehrere Abweichungen habe ich in Gesners Theſaurus L. L. gefunden.

dem Nachbar abgenommenen Beute leben, können diesemnach ein Volk ausmachen, ob sie gleich ohne das unter Nationen und Völkerschaften enger geknüpfte Band einer ordentlichen fortdaurenden Gesellschaft bestehen.

Dieses nicht sowohl durch die Natur, als vielmehr durch die Gesellschaft geknüpfte Band, das eine Menge von Menschen und Familien, die beysammen wohnen, in einer ganzen Nation oder Völkerschaft vereinigt, ist aber nicht blos einzig und allein auf das durch Gesetze und Herkommen abgezirkelte System eines förmlichen Staats und der bürgerlichen Ordnung eingeschränkt.

Die Gesellschaft hat ihre Stufen, wie die Menschheit überhaupt. Kultur bey der einen, und bürgerliche Ordnung bey der andern, sind bey beyden für ihre lezten Stufen zu halten; obgleich jede derselben, nach der verschiedenen Lage des Himmels und des Erdbodens, nach den verschiedenen Landes- und Völkerarten, nach den verschiedenen zum Theil blos zufälligen Veränderungen, so sich ereignen, gar unendlich mannigfaltige Bestimmungen haben, und also die Menschheit und die Gesellschaft auf jeder Stufe ihres Alters, in der Wildheit, in der Barbarey oder in der Kultur, bald als ein freyes ganz unbeschlossenes und unverbundenes Volk, bald als eine freye, doch durch das Band der Völker-

schaft unter sich verknüpfte Genossenschaft, bald als ein politisches unter der bürgerlichen höchsten Gewalt beschlossenes System, tausenderley Gestalten und Verfassungen annehmen kann.

Das gesellschaftliche Band in einem förmlichen Staate, in einem bürgerlichen Systeme eines polizierten Volks, ist auf das engste geknüpft, begreift alle und jede Verhältniße des gesellschaftlichen Lebens unter sich, und hat selbst eine gemeine Wohlfahrt der gesamten Bürgerschaft zu ihrem vorzüglichen und würdigsten Gegenstand. Schon nicht so eng ist dasselbe in der freyen Genossenschaft irgend einer noch in der Barbarey roh liegenden Nation geknüpft: ungleich wenigere Verhältniße begreift eine solche Art von Völkerschaft unter sich: aber doch ist es zum wenigsten öffentliche und gemeine Sicherheit, die sie sich zur Absicht des National-Bundes gewählt haben muß.

Oeffentliche Sicherheit aber, wenn man ihrer bedarf, und worinn einzig und allein das ganze National-Interesse besteht, sezt Eigenthum und zwar solche Art des Eigenthums voraus, das sich jeder einzelne Besitzer und Hausvater mit seiner Familie nicht selbsten gewähren kann: und blos diejenigen können und werden Mitglieder einer National-Genossenschaft und die eigentlichen Bestandtheile der Nation seyn, denen das gesellschaftliche Band

eine

eine Wohlthat ist; die den Endzweck des National-Bundes für das Mittel ihrer eigenen Wohlfahrt halten; die an dem National-Interesse würklichen Antheil nehmen und nehmen können; denen, ihres Eigenthums wegen, doch wenigstens an der öffentlichen Sicherheit etwas gelegen ist und gelegen seyn muß.

In dem System einer bürgerlichen polizierten Gesellschaft, deren Endzweck und National-Interesse in beydem, der öffentlichen Sicherheit und gemeinen Wohlfahrt besteht, ist beyden Gattungen von Bürgern, sowohl denen die mit Land- und Geld-Eigenthum begütert, als denen, die damit nicht begütert sind — dieses Unterschieds ungeacht, gleich viel daran gelegen. In der Theilnehmung und dem Genuße der gemeinen Wohlfahrt macht dieser Umstand ohnehin keinen Unterschied. In Ansehung der öffentlichen Sicherheit aber, stellt den Unbegüterten seine Arbeit dem Begüterten mit seinem Müßiggange in dem National-Verhältnisse vollkommen gleich.

Fehlen auch einem Bürger Kapitalien oder liegende Güter, womit den andern das Glück versehen hat, so ist er darum noch keine namen- und werthlose Nulle in dem National-Anschlag der Bürgerschaft. Er hat einen Kopf, eine Hand, ein Gewerbe, eine Thätigkeit, womit er sich Eigenthum erwerben kann; in dessen Betracht er dem Land-Eigenthümer an Werth

gleich zu achten ist, und wobey ihm eben so viel als diesem an der öffentlichen Sicherheit gelegen seyn muß.

Im Stande der Wildheit, worinn der Mensch, außer seinem täglichen Raube, zum Unterhalt weiter kein Eigenthum hat, und überhaupt in jedem Zustande, worinn er in Ermangelung des Eigenthums keiner öffentlichen Sicherheit bedürfen sollte — müßte es blos sein Leib und Leben seyn, dessen Unsicherheit und gemeinsame Gewährung mehrere dieser nackenden Söhne der Natur veranlassen könnte, in eine Völkerschaft mit einander zu treten, um dieses ihr Erbtheil, das sie, außer aller Genossenschaft, zu verliehren Gefahr liefen, mit gesammter Hand zu beschützen und zu erhalten.

Aber dergleichen Völkerschaften findet man unter den noch in der Wildheit und ohne Eigenthum lebenden Völkern nicht; eben darum, weil der Mensch, seines nackenden Leibes und Lebens halber, keiner öffentlichen Sicherheit bedarf.

Reißende Thiere von überwiegender Stärke kann der Mensch unter allen Umständen durch die Ueberlegenheit an List doch immer überwältigen. Menschen aber, die in Ansehung dieser Art von Instinkt mit dergleichen reißenden Thieren unter einerley Klasse gehörten, und gegen deren Raubbegierde man selbst seines Leibes

und

und Lebens wegen besorgt seyn müßte — dergleichen Thiere in Menschen-Gestalt giebt es gewöhnlicherweise nicht.

Wilde und rohe Barbaren, wenn sie durch ihre Feinde einmal in Wuth gesetzt oder zur Rache gereitzt sind, können wohl reißenden Thieren ähnlich werden. Es giebt Kannibalen, die das Fleisch ihrer Feinde braten und mit Appetit verzehren können. Es hat in dem alten Norden Leute und Völker gegeben, und giebt dergleichen in andern Gegenden noch, die aus dem Hirnschädel ihrer Feinde sich vollzutrinken pflegen, und so nach ihrer Weise damit Festtage halten können.

Aber das thun Wilde gegen Wilde, Barbaren gegen Barbaren nicht eher, als bis sie, ihres Raubes oder Eigenthums wegen, Feinde von einander geworden, oder bis andere Beleidigungen zwischen ihnen vorgefallen sind, die sie zur Rache auffordern; und dies kann nichts gegen den angeführten Satz beweisen.

Doch ich muß wieder einlenken, und einmal auf die Bestandtheile der teutschen Völkerschaften kommen, wovon doch eigentlich hier die Rede ist.

Wenn Tacitus diesen Punkt in der altteutschen Verfassung bestimmt hätte; wenn wir von ihm ein ausdrükliches Zeugniß anführen

könnten, daß alle dergleichen Völkerschaften bloß einzig und allein aus Land-Eigenthümern bestanden hätten; oder wenn gerade dieser Umstand uns nicht so sonderbar scheinen dürfte, wenigstens zur weiteren Bestimmung ihrer öffentlichen Verfassung nicht so wesentlich gehörte: so hätte ich wohl auch in beyden Fällen nicht nöthig gehabt, eine Betrachtung voranzuschicken, die manchem meiner Leser bis hieher, im Vertrauen gesagt, als eine unbedeutende, zum wenigsten hier sehr entbehrliche Ausschweifung möchte vorgekommen seyn.

Aber nun lese man sie, wenn ich um so viel Geduld bitten darf, noch einmal; man denke sich dabey das alte Germanien, nicht wild, sondern mit Land-Eigenthum; nicht kultiviert, sondern roh und barbarisch: und sage mir, ob nicht die Land-Eigenthümer diejenigen gewesen, die einer öffentlichen Sicherheit und Völkerschaft bedurften: und ob, ausser den Land-Eigenthümern, andere Haus-Väter mit ihren Familien nur gedacht werden können, die jenen an Nationalwerth gleichzustellen wären, und denen an der Absicht eines solchen National-Bundes, an einer öffentlichen Sicherheit hat können etwas gelegen seyn.

Man denke sich in dem alten Germanien, ausser den würklichen Besitzern und Land-Eigenthums-Herrn, eine Gattung von Leuten, welche man will, so ist doch so viel gewiß, daß

es

es keine Millionair's, keine Kapitalisten, keine Kaufleute, keine Handwerker, keine Künstler, keine Gelehrten gewesen sind; daß darunter kein Genosse gedacht werden kann, der von seiner Handthierung, oder Kunst, oder Gelehrsamkeit, von seinem Gewerbe oder Geld, frey und gewissermaßen unabhängig von andern, und also unmittelbar von sich selbst hätte seine Nahrung und seinen Unterhalt haben können.

Also mit andern Worten, außer den Land-Eigenthümern, wird man sich, unter welcher Gestalt es sey, doch immer die enterbten Söhne des Glücks vorstellen müssen, die zugleich unter einem barbarischen Volke, die ganz nackenden und für sich unvermögenden Kinder der Natur blieben. Also solche, die ganz und gar nichts zu verlieren hatten, weil sie alles Eigenthums mangelten; die keiner öffentlichen Sicherheit bedurften, weil sie nichts zu verlieren hatten, und denen es an aller Ursach und Fähigkeit, mit den Land-Eigenthümern in eine National-Genossenschaft zu treten, nothwendig eben darum fehlen mußte, weil sie für sich selbst keiner öffentlichen Sicherheit bedurften.

Ihr Leib und Leben, das einzige Erbtheil, womit sie von der Natur begabt waren, war bey weitem nicht hinreichend, sie mit den Land-Eigenthümern in gleichen Rang, und mit diesen zu der Völkerschaft in gleiches Verhältniß

hältniß zu ſetzen. Nach den damaligen Begriffen von Recht aber gehörte ſo gar das Eigenthum von Leib und Leben nicht ihnen ſelbſt, ſondern denjenigen zu, die ihnen die nothdürftige Nahrung und den Unterhalt reichten. Wie iſt es alſo möglich, daß ſie in der National Summe noch als eine Nummer hätten gerechnet werden können? und wer anders, als Land-Eigenthümer waren vormals die eigentlichen und einzigen Beſtandtheile der Nation?

Dieſer Umſtand in der altteutſchen Verfaſſung hat, in Vergleichung mit dem Zuſtande eines kultivierten Volks, ſeine Unbequemlichkeiten: aber dagegen wieder ſeine eigene Vortheile.

Bey weitem nicht ſo enge, als in dem Syſteme einer bürgerlichen Geſellſchaft, umſchloß die Nation das Band ihrer Genoſſenſchaft. Dagegen ward es dadurch deſto feſter geknüpft, daß die geſamte Nation aus einer Kette beſtand, davon jedes Glied ein freyer Genoſſe und Land-Eigenthümer, und auf dem feſten Grunde und Boden ſeines Eigenthums, ſo zu ſagen ſelbſt unmittelbar angeſchloſſen und befeſtiget war.

Patriotismus, Liebe zum Vaterlande, Pflicht und Willen für daſſelbe zu kämpfen, zu ſiegen und zu ſterben, war hier eine natürliche Folge der Verfaſſung der Nation. Das National-

Inter-

Intereſſe war unmittelbar mit dem Invidual-Intereſſe jedes Genoſſen vereiniget, und würkte vermittelſt dieſer ungekünſtelten Verkettung, das von ſelbſt, was unſere heutige Politiker in ihrem abgezirkelten Syſteme hervorzubringen, mit aller ihrer Kunſt noch nicht vermögend geweſen ſind.

Kein Glied aus dieſer Kette konnte ſich ſo leicht losreißen; kein Genoſſe mit ſeinem Vermögen und Eigenthume die Genoſſenſchaft verlaſſen, oder deſſen Sicherheit durch einen andern Weg, als die ganze Nation, bewerkſtelligen. Nicht ein Einziger aus der Nation konnte in dem Nationalintereße von ſeinem Landsmanne verſchieden, und doch zu ſeinem Vortheile, richtig denken und handeln, wenn auswärtige Feinde auf den National-Grund und Boden hereinſtürmten.

Dies, und der rohe kriegeriſche Charackter, der ohnehin allen unkultivierten Nationen eigen iſt, machte das alte Teutſchland geraume Zeit gegen die römiſchen Legionen von Mieth-Soldaten unüberwindlich. (*)

2. Von

(*) Tacitus ſelbſt iſt der tapfern Teutſchen Lob-Redner, Kap. 37. — ducenti ferme et decem anni colliguntur. *Tam diu Germania vincitur* — proximis temporibus (Germani) *triumphati* magis quam *victi* ſunt.

2.

Von der Freyheit und Knechtschaft der alten Teutschen.

Die aus dergleichen Land-Eigenthümern bestehenden Völkerschaften erschöpften aber nicht das Maas der ganzen Bevölkerung in dem alten Teutschland. Es war immer davon ein ansehnlicher Ueberschuß vorhanden, der weder Eigenthum hatte, noch im eigentlichen Verstande eben darum zur Nation gehörte.

Noch ist meine Ansicht nicht, etwas weitläuftiger von der Abkunft dieser unbegüterten Leute, und der Art und Weise zu handeln, wie sie möchten unter die Nation gekommen, und darinn von Geschlechte zu Geschlecht geblieben seyn. Hingegen eine nähere Untersuchung ihres Zustandes, und dessen Würkungen und Einflusses, so er auf die Begriffe der Nation von sich selbst, und wieder zurück auf das National-Urtheil über den Gehalt dieses übrigen Theils von Germaniens Bevölkerung, gehabt haben dürfte: dies möchten meine Leser hier von mir würklich erwarten. Reflexionen von dieser Art über das Verhältniß, so die Land-Eigenthümer als die Bestandtheile der Nation, gegen den andern ungleich weniger beträchtlichen Theil der ganzen Bevölkerung gehabt haben möchten, bleiben immer dieselben, und verlieren nichts von ihren Bestimmungen und an ihrer Wahrheit: dergleichen

unb-

unbegüterte Leute mögen nun blos eroberte Menschen von fremden Völkerschaften und deren Nachkömmlinge, oder andere Eingebohrne gewesen seyn, die, auf irgend eine Art, Erbe, Eigenthum und Genossenschaft ihrer Familien und Vorfahren nicht mehr gehabt oder selbst je und je verloren haben möchten.

Von der Natur her sind bekanntermaßen alle Menschen einander gleich. Sie haben einerley Ursprung, einerley Wesen, einerley Bedürfnisse, und alle sind einerley Gesetzen der Natur und ihres Urhebers unterworfen. Unter Wilden also, die überhaupt dem ersten Stande der Natur am nächsten sind, findet man auch nicht leicht Spuren von der Verletzung dieser natürlichen Gleichheit. Aber den ersten Stos giebt ihr das in der Gesellschaft eingeführte Eigenthum.

Der Eigenthümer hält mit Recht sein Eigenthum für einen Theil von seinem Selbst; und was hierinn schon Aristoteles mit Scharfsinn und vieler Spitzfündigkeit ausgedacht zu haben scheint, lehrt einfältig und überzeugend einen jeden sein eigen Gefühl und Erfahrun Indem er also von seinem Eigenthume lebt, so hat er keinem Andern, blos sich selbst, seines Lebens Nahrung und Unterhalt zu verdanken; und, wenn er darneben seinen Unbegüterten, an Eigenthum darbenden Mitmenschen mit dem Nothdürftigen aus seinem Ueberfluße versorgt,

ſorgt, ſo hört er in dieſem Verhältniße gegen den leztern augenſcheinlich auf, ſeines gleichen zu ſeyn.

Es entſteht dadurch zwiſchen beyden ein Unterſchied, der weder in des Einen eigener Einbildung beſteht, noch von dem guten Willen des Andern abhängt. Er beruht auf einem würklichen, unläugbaren und augenſcheinlichen Verhältniße, und iſt davon die unmittelbare und nothwendige Folge.

Der Eigenthümer erhält auf dieſe Art und in dieſem Verhältniße das Anſehen und die Geſtalt eines frey um ſich her ſehenden, unabhängigen, und ſich ſelbſt genugſamen Unter-Gottes. Der Andere, der aus deſſen Händen ſeinen nothdürftigen Unterhalt empfängt, wird, ſo zu reden, deſſen Kreatur, die von ihm abhängt, und der Herrſchaft ihres Erhalters unterworfen wird.

Freylich macht ſich dieſer, aus dem Eigenthume, aus ſeinem eignen Ueberfluße und Reichthume, und des andern Mangel und Armuth ſtolz hervortretende Unter-Gott ſelbſt zu ſeinem eignen erſten Verräther. Viel zu ſehr läßt er ſeine eigne Bedürfniſſe an ſich merken, und viel zu eigennützig geizt er mit ſeinen Gaben, dafür ihm ſeine Kreaturen wiedergeben und ſeinen Begierden fröhnen müſſen.

Dem-

Dem ungeacht aber giebt doch dieser Unterschied zwischen dem Eigenthümer, und den andern, die von seinem Eigenthum abhangen — jenem gegen diese einen würklichen Vorzug, eine Art von Unabhängigkeit, im Bewußtseyn und Gefühl, das sich mit seiner ganzen Art zu denken und zu handeln vermischt, und seinem Verhalten einen Anstrich giebt, das den Reichen und Begüterten in allen Verhältnißen und unter allen Umständen des gesellschaftlichen Lebens charakterisiert und kenntbar macht.

Selbst in der verfeinerten Welt, wo der Unterschied und Abstand zwischen diesen beyden Gattungen von Menschen bey weitem nicht mehr so groß ist, verliert sich doch nie alle Spuhr von diesem Vorzug. Unter allen den mannigfaltigen Gestalten, womit da die Menschheit bekleidet und überkleidet zu werden pflegt, behauptet doch die natürliche Selbstliebe auch hierinn ihre Rechte, und dieser Vorzug seinen Charakter, und sticht, den Umständen nach, bald mehr bald weniger hervor.

Aber in dem stärksten Lichte zeigte er sich in dem rohen Germanien, an den Land-Eigenthümern und National-Genossen, und um so viel schwärzer mußte der Schatten seyn, den der darzwischen liegende dichte Klumpe der Barbarey auf den gegenüberstehenden Haufen der Unbegüterten warf.

In einem Zustande, wo, außer dem Eigenthume und dem daraus unmittelbar entspringenden Vorzuge, aller anderer Unterschied, den Talente des Geistes, Vollkommenheiten des Herzens und Verdienste edler Art geben können, ganz und gar unbekannt ist, in diesem Zustande hat das Gefühl der natürlichen Gleichheit noch am wenigsten von seiner Stärke verloren.

Einem solchen unkultivierten Menschen oder Volke muß also nichts natürlicher als ein unwiderstehlicher Hang zur Unabhängigkeit seyn. Nichts muß seinem Gefühle so sehr widerstäubend vorkommen, als Unterwürfigkeit, und dagegen nichts so reizend als Herrschaft über andere, die er von der Natur her für seines gleichen zu halten hat.

Der alte teutsche Land-Eigenthümer fiel also mit seinem ganzen Gefühle von Glück, Ehre, Wohlfart und National-Stolz auf den Besitz seines Eigenthums, und setzte darinn den Begrif von Freyheit, die ihn selbst in den Augen der Römer vor den übrigen Völkern so sehr charakterisierte. Sein Eigenthum war die andere Hälfte von seinem Selbst und machte ihn zum freyen unabhängigen Selbsterhalter seines Lebens, und zum Herrn aller derer, die Bedürfniße, Mangel und Armuth ihm und seinem Ueberfluße unterworfen hielten.

Aus dergleichen rohen Begriffen von Freyheit und den andern damit verwandten Vorurtheilen entstand also dieser Abgott der alten Germanier, dieser verkehrte beynahe bis zur Schwärmerey getriebene National-Stolz, der sie gegen alle Ordnung und obrigkeitliche Verfassung so unbiegsam, der ihnen selbst die wohlthätigen Bande einer bürgerlichen auf vernünftige Gesetze gegründeten Gesellschaft unerträglich machte (*).

Der Fortgang der Menschheit und der Gesellschaft wurde durch dergleichen unförmliche Auswüchse der Barbarey offenbar erschwehrt und verhindert. Aber die unverdienteste Entehrung und Herabwürdigung der Menschheit selbst war davon noch eine unmittelbare und die nachtheiligste Folge unter allen.

Der ganze übrige Rest von Germaniens Bevölkerung, der kein Recht zu einem Eigenthum hatte, und eben darum nicht zu dieser freyheitathmenden Nation gehörte — ward also

(*) In dem Tacitus findet man hie und da nicht undeutliche Spuren davon. Cap. XI. Illud ex *libertate* vitium, quod non simul nec iussi conueniunt — Vt *turbae placuit*, considunt armati — Mox rex mox princeps — audiuntur, auctoritate *suadendi magis*, *quom iubendi* potestate. Cap. XXI. periculosiores sunt inimicitiae iuxta *libertatem*.

also auf seine ganze Nachkommenschaft durch die Stimme der Nation mit dem entehrenden Zeichen der Knechtschaft gebrantmarkt, und der Begrif von dieser konnte nun nicht anders als eben so schwärmerisch und in eben dem Maße überspannt seyn, als es der National-Begrif von Freyheit war, dem er gerade entgegenstand.

3.

Von der Erblichkeit des Standes, den Freygebohrnen und der Knechtschaft.

Eine Völkerschaft ohne alle Klaßification der Glieder und Genossen, ohne allen Unterschied von Rang und Stand, wäre selbst für die Menschheit und deren Vervollkommung, unter allen Umständen nachtheilig, und ist beynahe unmöglich. Nie ist dies noch der Wunsch eines vernünftigen Mannes gewesen: hingegen desto öfter schon der unvernünftige Einfall rasender Schwärmer, deren Sache und Intereße es immer ist, die bürgerliche Gesellschaft auf den Kopf zu stellen, um darinn selbst ohne Kopf und Ordnung desto ungehinderter umherschwärmen zu können.

Aber in einem aufgeklärten Zeit-Alter, bey einer verfeinerten Nation sollte aller Rang und Stand der Bürger nicht erblich, sondern persönlich; nicht zufällig, sondern verdienstlich, nach Masgab des Verhältnißes, worinn jeder

zu der Beförderung der gemeinen Wohlfart etwas beytrüge, in seiner Stufen-Folge eingerichter; und dies sollte, als eine wohlthätige wesentliche Folge der Aufklärung und Kultur, bey allen dergleichen Nationen als etwas unterscheidendes und herfürstechendes seyn.

Bloß vorzügliche Talente des Verstandes; erhabene edle Gesinnungen und Eigenschaften des Herzens; rastloses Bestreben, Thätigkeit und würkliche Versuche, Proben und Meisterstucke in Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, in Veredlung der Menschheit, in Verbesserung und Vervollkommung der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Lebens — bloß Leute von solchen vorzüglichen persönlichen Verdiensten, sollten mit bürgerlichen Vorrechten und den übrigen Kennzeichen begabt seyn, dadurch die Bürger im Staate, dem Range und Stande nach, sich von einander zu unterscheiden pflegen. Die ganze Stufen-Folge des Rangs und der verschiedenen Stände sollte nach der Klaßification der Verdienste eingerichtet; und das verhältnißmäsige Maas von eines jeden Kräfte, Arbeit, und des Werths der damit bewerkstelligten Dinge, der wahre und eigentliche Maasstab von aller bürgerlichen Ehre seyn.

Die auf den höchsten Stufen des Verdienstes stehenden Männer sollten die sogenannte große Welt ausmachen. Dieser ehrwürdige Ausschuß der Nation sollte mitten

inne zwiſchen dem Regenten und dem ganzen Volk ſtehen, um das erforderliche Gleichgewicht zwiſchen beyden, dem Regenten und dem Volke, das vielen beynahe unmöglich ſcheint, geben und erhalten zu können.

Man kann dieſen vorzüglichen Theil der Nation den Adel nennen; aber er wäre perſönlich; er beſtünde aus dem würklichen Ausbund der Nation; er hätte nie etwas mit ſeinem erhabenen Rang und Stand widerſprechendes an ſich; er kontraſtierte nie in einem Flittergold und geborgten Glanze mit den würklichen Verdienſten anderer Bürger, die im Staube und Verachtung lägen. Noch mehr: Dieſer perſönliche Adel würde zugleich die ſtärkſte Aufmunterung zum wahren Verdienſt für die Nachkommenſchaft ſeyn, und ihr zu einem anziehenden Beyſpiel und Muſter dienen. Durch ihn bliebe der Regent bey Ausübung ſeiner Majeſtät in den gehörigen Schranken, das Volk hingegen bey ſeiner Unterwürfigkeit gegen alle Unterdruckung geſichert. Der Regent würde ſeine Rechte ohne Härte handhaben, und das Volk ohne Murren und Seufzen ſeine Pflichten erfüllen.

Endlich könnte wohl der Fürſt zu ſeinem täglichen Umgange ſich eine würdigere, angenehmere und nützlichere Geſellſchaft, eine Geſellſchaft, die für der Zudringlichkeit falſcher Diener geſichert wäre, irgend anders woher beſſer wählen, als aus dieſem Adel?

Aus einem Adel, der so zu sagen, das ganze Maas von Aufklärung und Veredlung seines Zeitalters und der gesamten Nation in sich schlösse?

Der Fürst, sage ich, und Regent, dessen großer Beruf eben darinn besteht, mit Hülfe des verständigsten und edelgesinntesten Theils der Nation, nicht nach dem alten Herkommen und ewig nach der Väter Weise, sondern nach dem jedesmaligen Maas des Zeitalters, so es an Einsicht und Tugend hat, die gemeine Wohlfarth seines gesamten Volks zu befördern?

Eine nach diesem Maasstab' eingerichtete Klaßifikation des Rangs und Standes der Bürger, sollte, meinem Ermessen nach, in einem aufgeklärten Zeitalter und unter einer kultivierten Nation, als ein unterscheidender Charakter immer anzutreffen seyn. Um desto weniger darf man sich also wundern, wenn unter den alten Germaniern, in der alten rohen Welt Rang und Stand nicht persönlich, sondern erblich gewesen ist.

Die ganze Nation der alten Teutschen bestand einzig und allein aus Freygebohrnen. Das war die erste niedrige Stufe des Ranges, der erste Stand in der Nation, im Gegensatz aller übrigen, die nicht einmal zur Nation gehörten, und gebohrne Knechte waren.

Eigenthum, National-Genossenschaft und Freyheit waren auf das engste ineinander gekettet, und das Band, das sie zusammenknüpfte, war, so lang die National-Verfassung unverändert blieb, unauflöslich.

In der Freyheit bestand der große Vorzug nach den National-Begriffen der Teutschen. Er beruhte unmittelbar auf dem Besitz eines Land-Eigenthums: und dieser war die einzig mögliche Bedingung und Fähigkeit zur National-Genossenschaft.

Die nothdürftigen Bedürfniße hingegen wälzten, in Ermanglung des Eigenthums, die Last der Dienstbarkeit und Knechtschaft, auf das Armuth: und dem National-Anschlage nach hatte dieses gar keinen Werth, um mit den Land-Eigenthümern in ein Verhältniß gestellt zu werden.

So hiengen also nach gleichem fortgehenden System Armuth, Ungenossenschaft und Knechtschaft eben so unzertrennbar zusammen.

Der Stand von beyden, der Freyheit sowol als der Knechtschaft, war eine unmittelbare Folge des Besitzes oder Mangels des Eigenthums; und da sich der eine, wie der andere von Eltern auf Kinder vererbte, so konnte auch der darauf sich beziehende Stand nicht anders als erblich seyn.

Geburt

Geburt und Blut, also Zufall und Glück entschieden einzig und allein des alten Teutschen Stand, und bestimmten ihm seinen Werth und Unwerth, seinen Gehalt in der Nation. Talente, Tugend und Verdienste, so wenig auch davon in dem alten Germanien möglich war, stunde doch in keinem unmittelbaren Verhältniß zur Genossenschaft. Bloß den Freygebohrnen stunde der Weg zu Verdiensten offen; destoweniger läßt sich entscheiden, ob persönliche Verdienste eine Stufe unter oder über dem Blut ihre Stelle gehabt hätten?

Aber alle die nachtheiligen Folgen, so die Erblichkeit des Standes unter einer kultivierten Nation in der bürgerlichen Gesellschaft, wo so vieles auf persönliche Einsicht, Tugend und Erfahrung ankömmt, haben kann, hatte sie aus ebenderselben Ursache in der rohen Verfassung des alten Germaniens nicht. Doch nicht einmal unter den alten Teutschen beruhte und haftete ein National-Vorzug, ein vorzüglicher Stand, bloß auf dem Blute, sondern vielmehr auf dem damit durch Natur und Gesetze verknüpften Erb-Rechte zum Eigenthum. Nicht jenes, sondern dieses war, nach Masgabe des Zeit-Alters und der National-Verfassung, die zureichende Ursach des vorzüglichen Standes. Der Eigenthümer athmete Freyheit; der Eigenthümer war Herr und Erhalter so vieler anderer, die von seiner Gnade und seinem Ueberfluße lebten; der Eigenthümer hatte einen

Werth, einen Namen, eine Nummer in der Nation. Die ganze Summe davon machten alle Eigenthümer zusammen; und die gesammte Mannschaft der Freygebornen machte mit ihrem Arme, Schild an Schild, die furchtbare Schutzwehr der ganzen Nation und Genossenschaft. Bloß darinn bestand das National-Interesse und alles Verdienst, das um die Nation zu haben, und zu erwerben möglich war. Ohne Land-Eigenthum, gab es weder Freyheit, noch Verdienst, noch einen Rang und Stand in der Nation, noch Ehre im Blute.

Auch der strengste Moralist muß hierinn den alten Germaniern verzeihen, daß sie also gedacht, geschloßen und gehandelt haben, oder beweisen, daß sie Anlaß und Ursache gehabt hätten, auf eine für die Menschheit und Gesellschaft rühmlichere, anständigere und vortheilhaftere Weise von dem gesellschaftlichen Stande und Range zu denken, schließen und handeln.

Doch ich muß einlencken, und mir von der Geschichte über das, was bisher blos Hypothese zu seyn scheint, die Wahrheit gewähren lassen.

Die altteutsche National-Verfaßung, von deren System ich bisher die Grund-Linien zu ziehen bemüht war, und am Ende dieses Abschnitts eine genauere Abbildung zu geben gedenke, diese Verfassung, worinn die Rechte des

Eigen-

Eigenthums so überspannt, und die Begriffe von Freyheit so roh und übertrieben waren, traf Tacitus unter den Germaniern überhaupt, und noch unter den Sachsen, Karl der Große an. Jene hatten damals ihre in der National-Versammlung erwählte Richter und keine Könige im eigentlichen Verstande, mit eigener königlichen Gewalt (*). Diese hingegen wurden eben dadurch von ihrem Ueberwinder, der ihnen Beamte und Richter vorsetzte, und sie deren Gewalt unterwarf, ihrer altteutschen Freyheit beraubt, und verlohren damit ihre altväterliche National-Verfassung (**).

Also Tacitus und die Geschichtschreiber der alten Sachsen bis auf das Zeit-Alter Karls des Großen können und müssen es seyn, deren Zeugniße hierinn die historische Wahrheit beweisen.

Wer die Verfaßung des alten polizierten Rom's nur etwas kennt, und damit dasjenige, was ich bisher von dem Zustande des alten rohen Teutschlands angeführt habe, vergleicht, der wird, ohne viel Beweis zu fordern, leicht glauben, daß zwischen beyden Nationen

(*) Cap. XII. XI. VII.

(**) *Poeta Saxo* beym Leibniz. Script. T.I. pag. 153
Tum sub judicibus, quos *Rex imponeret* ipsis,
Legatisque suis permissi legibus vti
Saxones patriis & libertatis honore.

tionen, zu des Tacitus Zeiten, wenig Analogie gewesen seyn muß.

Rom hatte zwar auch gewiße verschiedene Stände; eine Rang-Ordnung und Stufen-Folge in der Nation; Bürger als die eigentlichen Bestand-Theile derselben, und unter den übrigen Gattungen von Menschen, die nicht eigentlich zur Nation gehörten, die Knechtschaft; es hatte gewiße Bedingungen zu dem Rechte seiner Bürgerschaft u. s. w. Aber alle dergleichen Namen, Begriffe, Verhältniße, Bestimmungen u. s. w. hatten ihre Beziehung auf das ganze System ihrer bürgerlichen Verfaßung, und waren darnach geformt und gestempelt.

Fremde und Ausländer, wenn sie dergleichen Grund-Linien einer rohen Völkerschaft, ihren kultivierten Landesleuten und andern, die an eine ähnliche Verfaßung gewöhnt sind, deutlich und begreiflich machen wollen, müßen also entweder die National-Ausdrücke jener Völkerschaften beybehalten, oder beßer, die Sache durch Umschreibungen faßlich und verständlich machen.

Tacitus hat beydes außer Acht gelassen. Das leztere würde seinen Landesleuten, und dagegen die altteutsche Terminologie uns Teutschen, für die er zwar freylich am wenigsten geschrieben haben mag, noch bis auf den heutigen

heutigen Tag treflich zu ſtatten gekommen ſeyn. Mich dünkt er dahero immer hierinn zu nachläßig im Ausdrucke; zu unbekümmert für den Unterricht ſeiner gehoften und ungehoften Leſer, altteutſches charakteriſtiſches National-Recht hie und da mit lateiniſchen Worten und mit römiſcher National-Rechts-Terminologie, in fremde römiſche Art und Tracht traveſtirt zu haben.

Mancher ſtuzt über meine Verwegenheit, und fodert Beweis, oder Genugthuung für den Geſchichtſchreiber. Gerne will ich mein Urtheil zurücknehmen, wenn folgendes nicht zum Beweiſe dient, oder ein Anderer mich eines Beſſern belehren wird.

Wer die Rechte der römiſchen Bürgerſchaft hatte, war ein freyer römiſcher Bürger, eine geltende Nummer in der Summe der Nation. Aber er hatte damals zu Rom ſo wenig, als in den heutigen Staaten der verfeinerten Welt, dazu gerade ein Landeigenthum nöthig; und dieſe Beſtimmung war doch gerade das Charakteriſtiſche in der Verfaſſung beyder Nationen.

Der römiſche Bürger von Eltern, die das Bürgerrecht hatten, gezeugt und gebohren, war von denen unterſchieden, die von ihrer Geburt her zur Knechtſchaft gehörten, des Bürgerrechts unfähig waren, und dazu nicht anders, als vermittelſt einer geſetzlichen Formalität gelangen

langen konnten. Er hieß also, im Gegensatze und zum Unterschiede dieser (Ingenuus) ein Ein- und Freygebohrner Bürger (*).

Die teutschen Land-Eigenthümer waren freygebohrne Genossen, Bestandtheile der Nation, den Knechten und dem Gesinde entgegengesezt. Hierinn und in diesen allgemeinen Bestimmungen kamen sie also vollkommen mit den römischen Ingenuis überein: darum giebt ihnen auch Tacitus diesen römischen Namen, und redet von diesen eigentlich durch das ganze Buch. Denn der andere Theil der Bevölkerung gehörte eigentlich nicht zur Nation: und zum offenbaren Unterschiede redet auch der Geschichtschreiber von diesem in einem besondern Abschnitte (**), und sezt ihm überall die teutschen Ingenuos, die Land-Eigenthümer, entgegen (***).

Aber

(*) INGENVVS *Proprie Natiuus* et *opponitur* manu factis *vt*, ingenuos fontes — s. Gesner in seinem Thesaur. L. L. Weil aber der Bürger zugleich dem Knechte entgegengesezt war, so kam das Wort Ingenuus zugleich in die Verwandtschaft mit dem Begriffe der Freyheit, und damit stimmt auch der griechische Sprachgebrauch überein. Denn in dieser Sprache drückten eben dasselbe folgende Wörter aus: ἐλευθερίος, γνήσιος, εὐγενης.

(**) Cap. XXV.

(***) Cap. XX. XXV. XXXVIII. „Sic Sueuorum *ingenui* a *seruis* separantur.

Aber folgende Umstände in des Geschichtschreibers Erzählung müssen mich, vornemlich über den besondern charakteristischen Begriff, den ich unter den übrigen Eigenschaften dieser freyen Genossen, dieser teutschen Ingenuorum gegeben habe, rechtfertigen.

Die Freyheit, im Gegensatz der National-Knechtschaft, war also auch eine von den ersten hervorstehenden Eigenschaften des teutschen Ingenuus. Dies bedeutet schon der lateinische Name, das römische Rechts-Wort: und die angeführten Zeugnisse setzen es vollends außer Zweifel.

Gleiche Bewandnis hat es mit der andern Eigenschaft, die in der National-Genossenschaft bestand. Tacitus merkt von denen, die nicht (Ingenui) Freygebohrne waren, ausdrücklich an, daß sie keinen Werth, keine Bedeutung in der Völkerschaft, in der Nation, gehabt hätten (*). Die Ingenui hingegen hatten sich, seinem Zeugnisse nach, wiewohl in erster Kindheit mit den Kindern der Knechte und des Gesindes in dem väterlichen Hause ohne Unterschied gleich roh erzogen, doch nachhero bey heranwachsendem Alter durch ein ganz verschiedenes Betragen ausgezeichnet, und damit ihren Rang

(*) Cap. XXV. — raro aliquod momentum in domo *nunquam in ciuitate* —

Rang und Stand in der Nation behauptet (*). Die Genossenschaft bestand in der gemeinsamen Vertheidigung des Eigenthums: und außer der öffentlichen Sicherheit hatte sie wohl keinen andern Endzweck. Die jungen Freygebohrnen, als Bestand-Theile der Nation, wurden dahero in einem gewissen Alter auf den gewöhnlichen National-Versammlungen feyerlich und öffentlich bewaffnet, oder, wie man noch zu sagen pflegt, wehrhaft gemacht. Die Feyerlichkeit bestand darinn, daß er mit einem Schwerdt umgürtet und mit einem Schild und Pfriem versehen wurde. Dieß that Einer von den Fürnehmsten der Nation; der Fürsten Einer; der Vater des jungen Genossen; oder einer von den Anverwandten; doch nicht eher, als er mannhaft und tüchtig zu den Waffen, zu der Genossenschaft von denen, die in der Nation am meisten zu sagen hatten, befunden wurde. Von nun an trugen sodann die Freygebohrnen und Genossen überall den Degen zum Zeichen ihrer Freyheit und Genossenschaft; sie beschäftigten und übten sich in den Waffen; unterschieden sich damit von den Knechten und dem Gesinde, das die Gesellschaft ihrer Kinder-Jahre war; behaupteten nunmehr, als Mitglieder der Nation in der Völkerschaft ihren Rang

(*) Cap. XX. *Dominum* ac *Servum* nullis educationis deliciis dignoscas. Inter eadem pecora, in eadem humo degunt, donec *aetas separet ingenuos*, *virtus agnoscat*.

Rang und Stand, und hörten also gewissermaßen auf, ein Theil von dem Namen- Stand- und Ehr-losen Troße der Familie und ihres Hauses zu seyn (*).

Der Stand der Freyheit und die Genossenschaft war dem Ingenuus angebohren. Er war ein freygebohrner Genoße. Denn er war es, gleich dem römischen Ingenuus, schon als Kind und Knabe; schon da er mit den Buben der Knechte spielte, und im Hause unter dem Gesinde herumlief. Die Wehrhaftmachung war eine Feyerlichkeit, wodurch er nicht erst seinen Rang und Stand erhielt, sondern vielmehr blos zum Genuße seiner angebohrnen Rechte in die National-Versammlung so zu sagen eingeführt wurde.

Dieser Umstand wird durch den folgenden erläutert und bestätiget.

Man denke sich den teutschen Ingenuus zugleich als den gebornen Land-Eigenthümer und Guths-

(*) Cap. XIII. Nihil autem, neque publicae neque priuatae rei, nisi *armati* agunt. Sed arma sumere *non ante cuiquam moris, quam ciuitas* suffecturum probauerit. Tum in ipso Concilio vel Principum aliquis, vel Pater vel Proprinquus, scuto frameaque juuenem ornant. Haec apud illos Toga, hic primus juuentae honos: *ante hoc domus pars* videntur, *mox Reipublicae.*

Guths-Herrn, welchen Tacitus auch darunter verstanden haben muß; denn er giebt dem Land-Eigenthümer, nach dem eigentlichen Sprachgebrauch der freyen Römer, welche, auser dem Verhältniße des Eigenthümers zu seinem Eigenthume, weder Herrn noch Herrschaft erkannten, in seinem häuslichen Verhältniße gegen das Gesinde, die Knechte und Bauern auf seinen Güthern, den Namen eines Herrn (*) (Dominus) und eben so nennt er auch den jungen Ingenuus, ehe er noch seinen angebohrnen Stand und Rang in der Nation behauptete und geltend machte (**). Ohne das Erbrecht zum Eigenthume, welches in dem alten Germanien blos aus Ländereyen und Vieh hat bestehen können, ist mir der junge Ingenuus unter diesem Namen (als Dominus) unbegreiflich und unerklärbar.

Ueberhaupt aber, ohne die aufgestellte Hypothese, wornach unter den Ingenuis, Land-Eigenthümer, und unter den andern, die zum Stande der Knechtschaft gehörten, Unbegüterte verstanden werden, scheint mir eine andere dunkle und doch wichtig scheinende Stelle im Tacitus eben so unerklärbar zu seyn.

In

(*) Cap. XXV.

(**) Cap. XX. *Dominum* ac *Servum* nullis educationis deliciis dignoscas, donec *aetas* separet *ingenuos*, virtus agnoscat.

In dem besondern Abschnitte von dem Theile der Bevölkerung, so nicht eigentlich zur Nation gehörte, und mit dessen etwas genauerer Untersuchung und Bestimmung ich meine Leser in dem Folgenden zu unterhalten gedenke, erzählt der römische Geschichtschreiber, daß „auch die Teutschen ihre Servos Libertos und Libertinos, „doch nach einer andern Weise, hätten; daß „die teutschen Liberti nicht viel mehr als ihre „Servi (Knechte) bedeuteten; und zwar deswegen, weil sie eben so wenig, als diese leztere, „einen eigentlichen Rang und Stand in der „Nation hätten; daß aber davon diejenigen „Völkerschaften auszunehmen wären, die nicht „mehr einzig und allein aus Land-Eigenthümern bestehende freye Genossenschaften, sondern beschloßene, der Herrschaft würklicher „Erb-Könige unterworfene Staaten formirten. „Denn unter dergleichen Völkerschaften, fährt „er fort, schwüngen sich oft bloße *Liberti* „(Unbegüterte) über *Ingenuos* und selbst „über die *Nobiles* (frey- und edelgebohrne „Land-Eigenthümer) empor, und behaupteten „in der Nation einen höhern Rang und „Stand (*)."

(*) Cap. XXV. *Liberti* non multum *supra Servos* sunt: raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur. Ibi enim et *super ingenuos* et *super nobiles* adscendunt.

Ich dächte, in einem aufgeklärten Zeit-Alter, unter einer verfeinerten Nation, sollte Männern von vorzüglichen Talenten, edlen Gesinnungen und wahren Verdiensten, die sie sich um den Staat, um die Gesellschaft, um die ganze Menschheit zu erwerben suchten und würklich erwürben, von jedem weißen Regenten ein vorzüglicher Rang und Stand in der Nation angewiesen werden. Womit anders, als mit öffentlichen Zeugnißen dieser Art kann der Regent, der Staat und die Gesellschaft solche Männer für ihre Aufopferung würdig belohnen?

Gesezt auch, und gemeiniglich trift es ziemlich natürlicherweise zu, daß dergleichen Männer von Verdiensten, von Geburt her und vom Glücke, unbegütert, nackend und blos gelassen wären: so dünkt mich doch, daß man in ihnen, im Verhältniß gegen die bloßen Land-Eigenthümer und begüterten Bürger einen gleichgeltenden Ersatz und noch etwas mehr, einen wahren Ueberschuß an National-Werth hätte, der den Regenten berechtigen dürfte, sie dem Range und Stande nach über jene hinaufzusetzen.

Eines solchen Bürgers persönliches Verdienst, vom Regenten, der Vater seines Volks ist, gegen manchen Land-Eigenthümer mit seinem ganzen Reichthume abgewogen, möchte wohl oft in solchem Maase das Uebergewicht halten,

halten, daß dieser kaum mehr verdienete, in vorzügliche Betrachtung gezogen zu werden.

Aber in einem rohen Zeit-Alter, unter einer unkultivierten Nation, wie in dem alten Germanien der Fall war, wo es blos auf die öffentliche Sicherheit und die gemeinschaftliche Vertheidigung des gesammten Eigenthums in der Nation, und nicht auf die Beförderung der gemeinen Wohlfahrt, auf die Veredlung und Vervollkommung der Menschheit und Gesellschaft ankam; da mag das Recht des Regenten, den National-Werth des Eigenthümers herabzuwürdigen, und ihm unter den Unbegüterten seinen Rang anzuweisen, ziemlich widersprechend, ungegründet, oder doch wenigstens verdächtig seyn.

Inzwischen geschah' es doch: und die damaligen teutschen Könige mögen sich am allerwenigsten darum bekümmert haben, ob dasjenige, was sie thaten, Recht oder Unrecht wäre.

Auch Despoten und Unterdrücker ihres Volks, in jedem Zeit-Alter, führen das ehrwürdige Wort Verdienst und Patriotismus in ihrem ungeweihten Munde. Auch unter ihnen giebt es Verdienste, um die man buhlen kann; und gemeiniglich lassen sie ihre Kreaturen, die ihnen patriotisch fröhnen, weit weniger unbelohnt, als es die wenigen Edel- und Redlichgesinnten im Lande sind, die rastlos dem Tem-

pel der wahren Ehre und des wahren Verdienstes zueilen.

Selbst unter den ehmaligen Königen in dem rohen Germanien gab es Verdienste und belohnte Patrioten dieser Art.

Tacitus erzählt zwar manches von den teutschen Königen und von den teutschen Völkerschaften, die Könige hatten, mit Umständen, die Einschränkungen von allen Seiten vermuthen lassen; oder mit dem ausdrücklichen Zeugnisse, daß jener ihr Ansehen und königliche Gewalt dieser ihrer National-Freyheit irgend keinen Abbruch gethan hätte (*).

Aber dagegen erzählt er wiederum von teutschen Königen, deren Macht und Gewalt, wie es bey rohen Despoten, die sich einmal einer Nation bemächtiget haben, zu geschehen pflegt, durchaus keine Grenzen hatte (**). Er erzählt von Völkerschaften, die von ihren Königen ganz entwafnet, aller ihrer National-Freyheit und

(*) Cap. VII. Nec Regibus infinita aut libera potestas. Cap. XLIII. Trans Lygios Gothones regnantur, „*paulo* iam *adductius* quam „ceterae Germanorum gentes: nondum tamen *supra Libertatem.*"

(**) Cap. XLV. Est apud (Suiones) et *Opibus* honos, *eo*que vnus *imperitat*, *nullis jam exceptionibus*, *non precario jure parendi.*

und Ehre beraubt, und bey denen der Stand der Frey- und Edelgebohrnen so tief herabgewürdiget worden war, daß derjenige Mann, dem der König die Waffen der Nation zur Verwahrung übergeben hatte, zur Zeit der freyen Genossenschaft, nichts weiter als ein verachteter Knecht irgend eines Land-Eigenthümers gewesen seyn mochte (*).

Die Verfaßung der altteutschen freyen Genoßenschaften mußte vorher gänzlich gesprengt seyn, ehe an eine königliche Gewalt von dieser Art und in diesem Zeit-Alter zu denken war; und dergleichen rohe Despoten und kühne Unterdrücker ihrer Genoßenschaften konnten keinen andern Endzweck ihrer angemaßten königlichen Gewalt haben, als sich auf Unkosten der übrigen Land-Eigenthümer zu bereichern.

Ihr Intereße also war, die Macht ihrer übrigen Genoßen, die in Land-Eigenthum bestand, zu schwächen; deren ihre Rechte und Vorzüge zu untergraben und blos zu stellen; das ganze auf Eigenthum und Freyheit aufgeführte National-

(*) Cap. XLV. Nec *arma*, vt apud ceteros Germanos, in promiscuo, sed *clausa sub custode*, et quidem *Seruo*: quia subitos hostium incursus prohibet Oceanus; *otiosae* porro *armatorum manus* facile lasciviunt. Enim vero „neque *nobilem*, neque *ingenuum* ne *libertinum* „quidem armis praeponere, Regia vtilitas est."

System nieder zu reißen; die bisherigen Begriffe von Ehre, Ruhm und Verdiensten umzustimmen, und ihr unedles und eigennütziges Interesse nunmehr zum National-Interesse aufzustellen.

Wer ihnen seinen Arm darbot, zur Bedruckung der frey- und edelgebohrnen Eigenthümer und Unterdruckung ihrer freyen Völkerschaft; der war auf dem Wege, sich durch Verdienste und persönliche Eigenschaften emporzuschwingen. Die Begüterten hatten eben so viel Ursach, gegen dergleichen Könige als ihre Feinde, die auf ihren Untergang losgiengen, sich zu verschanzen und zur Wehre zu setzen, als dagegen die Unbegüterten hatten, sich unter deren ihre Fahnen zu versammlen, und ihnen, als ihren Befreyern, Treue und Eifer zu schwören.

So stelle ich mir den Fall in der angeführten Stelle des Tacitus vor, und denn ist mir begreiflich, wie und warum Leute, die unter freyen Völkerschaften gar keinen Rang und Stand hatten, über die Frey- und Edelgebohrnen sich gerade da emporschwingen konnten, wo die Nation unter königlicher Gewalt beschlossen war (*).

Aber

(*) Auch in den folgenden Zeiten, unter den merovingischen Königen, wiewohl die altteutsche National-Verfassung damals schon so ziemlich umge-

Aber dieſe mir ziemlich natürlich ſcheinende Erklärung davon, beruht vornemlich auf der Hypotheſe vom Land-Eigenthum, deſſen Beſitzer, meiner Meynung nach, unter den teutſchen

umgeſchmolzen war; fehlte es nicht an Beyſpielen ſolcher Günſtlinge, die ſich über die frey- und edelgebohrnen Land-Eigenthümer emporſchwungen; und die Art ihrer perſönlichen Verdienſte kann eine ähnliche Erfahrung aus dem Zeitalter des Tacitus erläutern. Gregorius von Tours erzählt in dem VII B. 15 Cap. ſeiner Fränkiſchen Geſchichte von der Königin Fredegund, daß ſie einen Richter und Beamten bey ſich gehabt, der ihr ſchon bey Lebzeiten des Königs zu viel Böſem geholfen; der nebſt einem königlichen Statthalter viele freygebohrne Land-Eigenthümer zu der Schmach einer Auflage und jährlichen Abgabe von ihrem ſonſt freygenoſſenen Eigenthume gezwungen; hingegen aber nach des Königs Tode den verdienten Lohn ſeiner Gewaltthätigkeiten von ihnen empfangen habe. Habebat tum temporis ſecum Audonem *Iudicem*, qui ei tempore Regis in multis conſenſerat malis. Ipſe enim cum Mummulo, *Praefecto*, multos de Francis, *qui* tempore Childeberti Regis Senioris *ingenui fuerant*, *publico tributo ſubegit*. Qui poſt mortem Regis ab ipſis ſpoliatus ac denudatus eſt, vt nihil ei, praeter quod ſuper ſe auferre potuit, remaneret. Domos enim eius incendio ſubdiderunt. Abſtuliſſent vtique et ipſam vitam, ni cum Regina Eccleſiam expetiiſſet. Der Beſitzer alſo eines Eigenthums, der niemand davon etwas abzugeben verpflichtet war, wurde noch damalen für einen Ingenuus gehalten.

Ingenuis zu verſtehen ſind; und in dieſem Betracht möchte ſie zum Beweis für die lezteren dienen können.

Bey den Geſchichtſchreibern der folgenden Zeiten, aus den übriggebliebenen Fragmenten der altteutſchen Verfaſſung, leſen wir noch deutlichere Spuren davon, wie genau vormals die Freygebohrenſchaft mit dem Beſitze oder Erb-Recht des Eigenthums verwandt geweſen ſeyn muß.

Bey Erwähnung der Eigenthümer hatte Gregorius von Tours, um ſo zu ſagen, ihr Eigenthum zu vergewiſſern, die Freygebohrenſchaft, als eine natürliche Folge davon, beygeſezt (*).

Die

(*) In dem III B. XXIII Cap. von den Wunderwerken des h. Martins, erzählt er von einem Tauben und Stummen, daß er von ſeinen Brüdern von Haus und Hof verjagt, und ſeines Erbtheils und Eigenthums beraubt worden ſey. Zur Erläuterung deſſen merkt er an, daß dieſe Geſchwiſter Freygebohrne geweſen, und alſo Eigen-Vermögen beſeſſen hätten. „Incola Andegauienſis vrbis — ablata ſibi a fratribus facultatis parte de domo proiicitur, dicentibus fratribus: hic amens effectus eſt, non patiatur Deus, quod aut *facultati noſtrae inhaereat*, aut *partem facultatis adquirat*. Erant *autem* (enim) *ingenui* et *poſſeſſioni propriae incumbentes* (poſſeſſionem propriam poſſidentes) — eiecerunt mutum et ſurdum —

Die alten Sachsen, die unter allen teutschen Völkerschaften sich am längsten bey ihrer altväterlichen Verfassung und Freyheit erhalten haben, mußten endlich doch sich an Karln den Großen ergeben, und ihm Gehorsam und Christenthum angeloben. Bey ihrer Huldigung wußten sie, auf den Rückfall zum Heydenthum, außer der Todesstrafe, sich zu keiner härteren verbindlich zu machen, als beydes, Freygebohrenschaft und Eigenthum verwürkt zu haben (*). Wer die angeführten Stellen davon ohne Vorurtheil ließt, wird daraus den natürlichen Schluß ziehen, daß die sächsische Nation noch damalen bloß aus Freygebohrnen und Land-Eigenthümern bestanden habe, und mit dem Stande der Freygebohrnen der Besitz eines Eigenthums wesentlich müsse verknüpft gewesen seyn.

Doch

(*) *Regino* ad a. 777 Sacramenta secundum consuetudinem dederunt, vt perderent *ingenuitatem* et *omnem haereditatem*, nisi conseruarent susceptam Christianitatem.

Annales Fuld. ad a. e. „Ibi Saxones baptizati *ingenuitatem* et *omnem proprietatem suam* secundum morem gentis abdicantes, regi tradiderunt —

Annales Loiselani „Ibi multitudo Saxonum baptizati sunt, et secundum morem illorum *omnem ingenuitatem illorum* et *Alodem* manibus dultum fecerunt, si amplius mutassent etc.

Egolismensis in vita Caroli M. „ibi multitudo Saxonum baptizata est, et secundum morem illorum *omnem ingenuitatem illorum* et *Alodem* manibus gurpierunt, si amplius mutassent etc.

Doch scheint selbst aus diesen wenigen sächsischen Fragmenten der altteutschen Rechts-Terminologie so viel noch kenntbar zu seyn, daß die National-Genossen von den ältesten Zeiten her, ihren Namen nicht von dem Eigenthume, sondern von der Freyheit geführt haben möchten (*).

Vielleicht führten zu des Tacitus Zeiten die teutschen Ingenui überhaupt einen gleichbedeutenden Namen: und dies mochte den Römer desto eher zu dieser Uebersetzung veranlassen. Wenigstens ohne irgend einen Grund war Tacitus nicht im Stande, so etwas niederzuschreiben: und ist es diese Aehnlichkeit des Ausdrucks gewesen, so war er vernünftig: aber doch reicht er nicht zu, den dadurch zweydeutig und mangelhaft gebliebenen Begriff eines teutschen Ingenuus, der zugleich Land-Eigenthümer war, zu entschuldigen.

4. Von

(*) Nithard in seiner Geschichte merkt ausdrücklich an, daß die alten Sachsen dreyerley Stände unter sich gehabt hätten, einen der Edilinger; einen andern der Frilinger; und den dritten der Lazzen; in der lateinischen Uebersetzung bediente er sich der Worte: „Nobiles, Ingenuiles und Serviles; und kömmt so ziemlich darinn mit dem Tacitus überein: „Saxonica gens omnis in „tribus ordinibus divisa consistit. Sunt enim inter illos, qui *Edhilingi:* sunt, qui *Frilingi*; „sunt, qui *Lazzi* illorum lingua dicuntur. La„tina vero lingua sunt *nobiles, ingenuiles, ser„viles.* „

4.

Von dem Adel der alten Germanier.

National-Ehre und Stand war also in dem alten Germanien erblich, und haftete auf dem Besitze und Rechte des Land-Eigenthums. Diese Erblichkeit, wenn man anders zur Entschuldigung dieser rohen Barbaren etwas sagen soll, war eine nothwendige, natürliche Folge ihrer ganzen Verfassung.

Ein Ding kann, in Vergleichung anderer von seiner Gattung, das Gute und Vollkommene, das es haben soll, in einem merklich vorzüglichen Grade haben. Mit dieser Eigenschaft zeichnet es sich von den übrigen aus. Es verdient deswegen eine charakteristische Benennung, und diese fodert also für den einmal vorhandenen Begriff ein angemessenes Wort in der Sprache.

Das Gefühl und der Begriff solcher Eigenschaft ist für kein Volk, so roh es auch seyn mag, zu fein, und ihm in allen denen Dingen natürlich, worüber es Vergleichungen anstellen kann, und deren, dem Grade nach, verschiedene Güte und Vollkommenheiten, es kennt und zu schätzen weiß.

Die Griechen, Römer und Teutschen müssen wenigstens von den ältesten Zeiten her Empfindungen und Begriffe davon gehabt haben.

Das

Das Wort in der Sprache iſt hierinn immer der ſicherſte und zuverläßigſte Gewährsmann.

Der Grieche hatte für dieſe Eigenſchaft eines Dings, je nachdem es ſeiner Natur nach beſchaffen war, bey dem Reichthume ſeiner Sprache, auch verſchiedene Worte: ευγενης, διαγενης, διασημος, γνωριμος, ευγενειος.

Der Römer bediente ſich des Worts Nobilis (*).

Der Teutſche des Worts Edel (**).

Jede

(*) Nobilis — *quaſi* Noſcibilis, *a noſco, pro noto accipitur.* ſ. Gesner in ſeinem Theſauro L. L.

Daher finden wir dieſes Beywort in den lateiniſchen Schriftſtellern bey Menſchen, Thieren, Flüſſen, Quellen, Städten, Gütern, Landſchaften und allen Arten von Dingen.

Tacitus nennt die Chauzen populum inter Germanos nobiliſſimum. Cap. XXXV. und von den Semnonen ſagt er, daß ſie ſich für die nobiliſſimos Suevorum gehalten hätten. Cap. XXXIX.

(**) Adhal. d. i. vorzüglich, das Beſte in ſeiner Art. *Iſidor.* Daher Edel-Stein, Edel-Marder, Edel-Krebſe, Edelmuth, Edelmann u. ſ. f.

Jede Nation beſteht aus einer Genoſſenſchaft mehrerer Mitglieder. Nicht alle ſind an Güte und Vollkommenheit einander gleich. Einer zeichnet ſich vor dem Andern an National-Tugend und Vollkommenheit aus. Die Vergleichung des Einen mit dem Andern iſt ſo natürlich, und dringt ſich einem ſo ſehr von ſelbſten zu, daß man ſie auch unter jeder Völkerſchaft, ſelbſt unter rohen Barbaren, erwarten kann. Nach den von der Vergleichung aller übrigen Dinge ſchon geläufig gewordenen Empfindungen und Begriffen wurden alſo auch ſelbſt die Beſtandtheile der Nation gemeſſen. Man unterſchied diejenigen, die ein vorzügliches Maas von Nationalgüte und Vollkommenheit hatten, von dem übrigen gemeinen Reſte der Genoſſen oder Bürger; und bezeichnete jenen Theil der Nation mit einem eigenen Namen. Das thaten die Griechen und Römer, und eben daſſelbe bedeutet der Teutſchen ihr Adel (*).

So

(*) Die bekannte Stelle Luc. 19. v. 9. kann dies am beſten erläutern.

In der Urſprache ſteht:	ανθρωπος τις ευγενης;
In der latein. Ueberſetz.	Homo quidem nobilis.
In der hochteutſchen:	Ein Edler.
In der altſchwediſchen:	En ädla Man.
In der isländiſchen:	Edalboren Madr.
In der gothiſchen des Ulphilas:	Manna ſuns godakunds; d. i. ein Mann von bekannter Güte, von gutem Herkommen.

Das

So weit finden wir unter allen drey Nationen Uebereinstimmung. Aber in dem Begriffe von der National-Güte und Vollkommenheit selbst, wornach eben der Adel bestimmt werden soll, können eigentlich nur diejenigen Nationen miteinander übereinstimmen, die gleiche Verfaßung haben. Und darum kann der Adel, wiewohl er bey jeder Nation eben dasselbe bedeutet, oder doch wenigstens bedeuten soll, bey der einen diese und bey einer andern wieder andere Bestimmungen und Erforderniße haben.

Hier-

Das Gothische Wort Godakunds ist in dem den Evangelien angehängten Glossarium also erklärt — Nobilis „den som ar af goda kyni komin" qui bono genere natus est.

Gods, God, Goth — gut.

Kund natus, geboren. Kun, Geschlecht. Bey den Alamanniern hieß es in gleicher Bedeutung Kind; und in der hochteutschen Sprache bedeutet es „Leibes-Erben."

Die Gothen hatten aber noch ein ander ähnliches Wort *Kunths* — bekannt. Schwed. käña. kuña; Angelsächs. cuñan; Alam. keñen; Isländ. kaña; hochdeutsch keñen. Komm. *Hesych.* Scire. damit ist verwandt das γινωσκω der Griechen; und der Lateiner ihr nosco, gnosco, wovon sie *nobilis* abgeleitet haben.

Auf diese Art kommen alle drey Nationen in dem Begriffe und dem ihm gegebenen Worte vollkommen überein.

Hierüber muß ich mich etwas deutlicher erklären.

Der Adel ist, dem allgemeinen Sprachgebrauche nach, von dem übrigen Reste der Nation, von den gemeinen Bürgern und Genossen an Güte und Vollkommenheit unterschieden. Unmöglich kann bey diesem Anschlage des Werths, bey der Vergleichuug der Bürger und Genossen unter einander, bey der Bestimmung eines vorzüglichen Standes unter den Freygebohrnen selbst, irgend etwas anders als ein größeres Maas, ein höherer Grad von National-Güte und Vollkommenheit in Betrachtung kommen. Der Adel muß Eigenschaften an sich haben, die ihn in Stand setzen, den Entzweck der Völkerschaft, die Pflichten der Genossen, oder Bürgerschaft ungleich vollkommener zu erfüllen, und zur Wohlfahrt des Ganzen ungleich mehr als die übrigen, beyzutragen. Auf dem guten Willen und vorzüglichem Vermögen des Adels muß das Nationalsystem, so zu sagen als auf seinem Hauptpfeiler unmittelbar ruhen und bestehen.

National-Güte und Vollkommenheit, die vorzüglichen Eigenschaften und Erfordernisse des Adels müßen also natürlicherweise ihre Beziehung und Verhältniß zum jedesmaligen Systeme der ganzen Völkerschaft haben, wenn anders der Adel seiner Bestimmung gemäß eingerichtet seyn soll.

Freye Genossenschaften oder bürgerliche Systeme, und in diesen die mannigfaltige Regiments Formen, noch mehr aber Barbarey oder Kultur, müßen also, nach der Folge der verschiedenen Zeitalter unter den mancherley Nationen, wenn sie gleich einerley Begriff vom Adel haben, doch nothwendigerweise, in würklicher Bestimmung der erforderlichen Eigenschaften und Bedingungen ihres Adels, auf einen gar sehr verschiedenen und mannichfaltigen Ton gestimmt seyn.

Es könnten, sollten oder werden bald die reichsten Eigenthümer, bald die verständigsten und wohlgesinnetsten Bürger, bald die tapfersten und geschicktesten Kriegsleute, und bald wieder eine andere Gattung von Leuten, den Adel in einer Nation ausmachen, und also wird, oder wenigstens sollte der Adel bald erblich, bald bloß persönlich seyn.

Die Sache verdient wohl noch eine nähere Betrachtung.

Unter einer kultivierten Nation, die in ein System von bürgerlicher Ordnung unter einer höchsten wohlgeordneten Gewalt vereiniget ist, unter einer Nation, die nach ihren aufgeklärten Begriffen das Glück der Menschheit und die Wohlfahrt der gesamten Gesellschaft zum großen Endzwecke ihres Staats hat; unter einer solchen Nation sollte doch wohl der

Adel aus keiner andern Gattung von Bürgern, als aus dem verständigsten und wohlgesinnetsten Theile der Nation, aus demjenigen Theile, der würklich auf die Erreichung dieses großen und würdigen Gegenstandes der Nation unmittelbar arbeitet, bestehen: und unter solcher Nation könnte der Adel nicht anders als persönlich seyn. Dergleichen Eigenschaften, die davon die erforderlichen Bedingungen wären, sind nicht das Loos des zufälligen Glücks, sondern das Werk und Resultat einer sorgfältigen Erziehung; einer langwierigen Aufopferung und Uebung. Aber dafür gäbe es auch wohl keine würdigere Belohnung in der Nation, als den Adelstand.

Ein rohes Volk hingegen, das keinen höher gestimmten Begriff von gemeiner Wohlfahrt, als die öffentliche Sicherheit, die gemeinsame Vertheidigung des Eigenthums kennt, ein solches Volk wird und muß den Adel blos in den reichsten und begütertesten Theil der Nation setzen. Dieser ist es, dem am meisten an Erreichung der National-Absicht, an der Aufrechthaltung der gesamten Völkerschaft gelegen ist: er hat am meisten Willen und Vermögen, zur Vertheidigung des Landes beyzutragen. Aber, wie das Eigenthum unter diesen reichen Familien, so wird und muß auch der Adel unter solcher Nation erblich seyn.

In Monarchien, und deren Regenten nichts weniger als würdige Väter ihres Volks sind, sie

mögen nun rohe oder kultivierte Despoten seyn, in Monarchien, deren Könige einzig und allein darauf erpicht sind, allen übrigen Staaten und Völkern, durch überlegene Macht furchtbar zu seyn, und unter Königen, deren wichtigster Gegenstand zur Erreichung ihres Endzwecks die Unterhaltung einer zahlreichen und wohlgeübten Armee ist; in dergleichen Monarchien und unter solchen Königen möchte der Adel nach und nach gänzlich in den Soldatenstand hineingezogen werden. Dem Manne in der Uniform gebührt da nach den strengsten Begriffen vom Adel, der geehrteste Stand in der Nation, weil er mit dem National-Endzweck des Monarchen, den dieser in die ganze Maße von National-Güte, Tugend und Verdienst verwebt hat, in dem nächsten und genauesten Verhältniße steht. Aus eben derselben großen Ursach wird die auf den Wink des Königes bereitstehende, zum Siegen oder Sterben für das Vaterland bereitstehende Armee, und besonders der angesehenere Theil davon, der eigentliche Kern der Nation seyn, oder wenigstens doch dafür gehalten werden müssen. Natürlicherweise, wenn anders Tapferkeit und Talente der Maasstab von dem Werth in dem Soldatenstand sind, wird auch der Adel dieser Art nicht erblich, sondern persönlich seyn.

In den alten polizierten Republiken Rom's und Griechenlands bestand der Adel aus dem aufgeklärtesten Theile der Nation.

Der

Der Adel war es, woraus der Staatsrath mit weisen und einsichtsvollen Patrioten, die Richterstühle mit verständigen Richtern, die Armeen mit klugen und tapfern Befehlshabern besezt wurden. Die öffentlichen Aemter erforderten, wie es unter allen kultivierten Nationen nicht anders seyn kann, Männer, die von ihrem frühesten Alter an durch Erziehung und Fleiß dazu vorbereitet, gebildet und großgezogen werden mußten. Der gemeine Bürger war weder von der Lebens-Art, noch überhaupt im Stande, seinen Kindern dergleichen vornehme und kostbare Erziehung zu geben. Sie blieb dem Adel, den so genannten Patriciern eigen, und auf diese Art war da wiederum der Adel in den Familien gewissermaßen erblich.

Es giebt Zeit-Alter und Nationen, die einen mit vielen Vorrechten begabten Adel haben, und doch steht er mit dem würklichen Systeme der Völkerschaft in keinem unmittelbaren Verhältniße, noch hat er darauf diejenige Beziehung, die er seiner eigentlichen Natur nach haben sollte. In diesem Falle muß man ihn für ein Ueberbleibsel einer der vorhergehenden Verfassungen halten, und das gegenwärtige Systeni hat entweder noch nicht seinen Endzweck erreicht und seine ganze Gestalt erhalten, oder sein ganzer Adel muß Anomalie seyn.

Der altteutsche Adel, so geringhaltig auch seine erforderliche Eigenschaften, moralisch betrachtet,

trachtet, dürften gewesen seyn, befand sich doch nicht in diesem Falle, noch verdiente er diesen Vorwurf. Das alte Germanien war roh, und seine Völkerschaften formirten keine eigentliche Systeme von bürgerlichem Regiment und deßen Ordnung. Sie waren weder monarchisch noch republikanisch geformt, sondern — nichts weiter als freye unbeschloßene National-Genoßenschaften, die aus freygebohrnen Land-Eigenthümern bestanden. Oeffentliche Sicherheit und gemeinsame Vertheidigung des Landes, dies war der einzige Gegenstand ihrer Völkerschaft.

Wenn also gleich der altteutsche Adel einzig und allein aus den reichsten Land-Eigenthümern bestand, in ihren Familien erblich, und also das unverdiente Loos des zufälligen Glücks war: so kann man doch nicht sagen, daß er darum weniger dem eigentlichen Begrif des Adels entsprochen hätte, oder der Verfaßung der Nation und ihres Zeit-Alters nicht angemeßen gewesen wäre.

Die vornehmste National-Tugend, davon ein vorzügliches Maas, das ein Genoße besaß, den edlen Mann charakterisirte, war Vermögen und Eifer in Vertheidigung des Vaterlands. Hierzu bedurfte es keiner besondern Sorgfalt in der Erziehung; keiner vorzüglichen Talente des Geistes und Herzens. Ein ansehnliches Land-Eigenthum machte das National-Interesse in einem vorzüglichen Grade zum Individual-

dual-Intereße des reichbegüterten Genoßen. Bey dem Ueberfluße, worinn er lebte, war er müßig, und in seinem Müßiggange konnte er sich unmöglich mit etwas anders, als mit Waffen beschäftigen, und dadurch ward der Adel zugleich der kriegerischste Theil der Nation. Dies ist also die angemessene Eigenschaft, worinn er vor dem übrigen Rest der gemeinen Genoßen, der zugleich mit der häuslichen Wirthschaft beschäftiget war, an National-Güte und Vollkommenheit am meisten hervorstechen mußte, und mit allem Recht der Kern und Ausbund der Nation genannt zu werden verdiente.

So erkläre ich mir den Ursprung und die eigentliche Verfaßung des altteutschen Adels, der also aus den reichsten Land-Eigenthümern bestand, und wohl nicht leicht aus einer andern Gattung von Genoßen bestehen konnte.

Es hat Leute, und noch dazu Gelehrte gegeben, die sich und andere bereden wollten, daß in dem alten Germanien, Adel nichts weniger als einen besondern erblichen, vorzüglichen, über die Klaße der gemeinen Genoßen und Freygebohrnen erhabenen Stand, sondern blos persönliche Ehre und Ruhm bedeutet habe.

Allein, wenn auch diese Hypothese der Verfaßung aller übrigen nördlich gelegenen verwandten Völkerschaften nicht widerspräche, so sehe ich doch nicht, wie sie mit allen übrigen

Umständen in der Erzählung des Tacitus von dem Adel der Germanier bestehen kann.

Es muß unter ihnen Edelgebohrne so gut als Freygebohrne gegeben haben; und da der altteutsche Adel für keine Ueberbleibsel aus der vorhergehenden Verfaßung, die doch nichts weiter als ein Stand der Wildheit hätte seyn können, gehalten werden kann: so muß sein Ursprung und Wesen aus der damaligen Barbarey unmittelbar herzuleiten seyn. Man nenne mir aber, außer den reichsten Land-Eigenthümern, eine andere mögliche Gattung von Genossen, und außer jener ihren hervorstechenden National-Eigenschaften, eine andere mögliche Art von National-Güte und Vollkommenheit, die ein ander System von Adel in dem alten Germanien hätte hervorbringen können? Doch vielleicht macht Tacitus mit seiner Erzählung von den würklichen Umständen davon alles weitläufige Demonstriren von demjenigen, was hierinn möglich und unmöglich gewesen seyn dürfte, überflüßig.

Die alten Germanier hatten auch ihre Helden; ihre rühmliche Thaten, deren Andenken dergleichen Patrioten und verdienstvolle Männer unter ihnen unvergeßlich machten. Aber Tacitus unterscheidet sie gar sehr von dem eigentlichen Adel, und bedient sich bey deren Erwähnung ganz anderer Worte (*).

Beyde

(*) Cap. XXVII. erzählt er, daß dergleichen berühmten Männern nach ihrem Tode vorzügliche

Beyde Stände, der Freygebohrnen sowohl als der Edelgebohrnen, hatten also ihre berühmte Männer unter sich aufzuweisen.

liche Ehre angethan, und ihre Leichenbegängnisse mit besonderer Feyerlichkeit gehalten worden wären. „Funerum nulla ambitio. Id solum obseruatur, vt corpora *clarorum* virorum *certis lignis* crementur.

Cap. XIV. merkt er von dem jungen Adel an, daß er vorzüglich sich durch Kriegsdienste bey auswärtigen Nationen bestrebt habe, Ruhm und Ehre bey ihren Zeitgenossen sich erst zu erwerben. „plerique nobilium adolescentium petunt vltro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt: quia — facilius inter aucipitia clarescunt —

Cap. XIII beschreibt er noch eine andere Gattung von Ruhm und Ehre, die unter den Germaniern üblich war; aber er sezt sie in ganz etwas anders, als in den Adel: wiewohl dieser vornemlich, wie wir in dem Folgenden zeigen werden, sich darinn mag hervorgethan haben; und vermittelst seiner vielen Einkünfte und seines Ueberflusses eine Anzahl Truppen oder junge Kriegsleute in seinem Dienst, zum Staat' in Friedenszeiten und zur Wehre im Krieg, mag unterhalten haben. „haec dignitas hae vires, magno semper electorum iuuenum globo circumdari, *in pace decus, in bello praesidium.* Nec solum in sua gente cuique, sed apud finitimas quoque ciuitates *id nomen, ea gloria est, si numero ac virtute comitatus emineat.*

Wir lesen bey dem Tacitus von Freygebohrnen, daß sie in gewissen Fällen mit ihren persönlichen Verdiensten oft so viel vermocht, als der Adel mit seinem vornehmen Stand, und in der National-Versammlung damit eben so viel Aufmerksamkeit und Achtung auf sich gezogen hätten (*).

Ansehnlicher Adel oder das Andenken verdienst- und ruhmvoller Vorfahren brachten oft junge uud hofnungsvolle Leute zur Würde eines Fürsten und Anführers in der Nation (**).

Ihre Könige nahmen die alten Teutschen aus dem Adel. Aber zu Fürsten und Anführer der Nation wurden je die Tapfersten und Berühmtesten genommen (***).

Kinder und Jünglinge, und noch vielweniger Mädchen sind im Stande, sich in den Rang und

(*) In der National-Versammlung, sagt er Cap. XI, findet desjenigen Vorschlag und Stimme Gehör, dem ein ehrwürdiges Alter, oder ansehnlicher Adel, oder vorzüglicher Kriegsruhm, oder seine Beredsamkeit Ansehen giebt. „mox *Rex* vel *Princeps*, prout *aetas* cuique, prout *nobilitas*, prout *decus bellorum*, prout *facundia* est, audiuntur.„

(**) Insignis nobilitas *aut* magna patrum merita Principis dignationem etiam adolescentulis assignant. „

(***) Cap. VII. „*Reges* ex *nobilitate*, *Duces* ex *virtute* sumuntur.„

und Stand des Adels zu schwingen, wo er nicht durch Geburt ererbt wird, sondern durch Verdienste erworben werden muß. Der Adel muß also schon vormals in Teutschland erblich gewesen seyn. Denn Tacitus erzählt von edlen Mädchen und Jünglingen, die eben darum vor den Kindern der gemeinen Genossen hervorstechende Eigenschaften an sich gehabt hätten (*). Jene wurden vorzüglich gern zu Geiseln genommen, weil sie die Kinder der ansehnlichsten Familien waren. Diese machten den Krieg zu ihrer vornehmsten Beschäftigung, weil sich reiche Land-Eigenthümer, außer der Jagd, mit nichts anders beschäftigen konnten, das ihrem Stand, und Rang in der Nation angemessen war.

Die Könige der Markomannen und Quaden, waren aus den edlen Geschlechten des Marbods und Tuder's (**).

Daß also der altteutsche Adel erblich gewesen, und nicht blos in persönlichem Ruhme bestan-

(*) Cap. VIII. Efficacius obligentur animi ciuitatum, quibus inter obsides *puellae* quoque *nobiles* imperantur. Cap. XIV. plerique *nobilium adolescentium* petunt vltro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt. „

(**) Cap. XLII. Marcomannis Quadisque vsque ad nostram memoriam Reges manserunt ex genere ipsorum; NOBILE *Marobodui* et *Tudri* GENVS. „

bestanden habe, ist, wie mich dünkt, aus diesen angeführten Umständen ziemlich klar. Man verbinde nun mit diesen Bestimmungen den Werth des Land-Eigenthums überhaupt, in dergleichen Völkerschaften, deren Bestand-Theile nichts anders, als Land-Eigenthümer waren; den vornehmen Müßiggang und die ganze Lebens-Art der Reichen, die sich mit nichts anders als mit dem Kriege und der Jagd beschäftigen konnten, und eben dadurch an National-Tugend hervorstechen mußten; den Begriff vom Adel überhaupt, und besonders, wie er nach den Grundsätzen und der Verfassung des rohen Germaniens gebildet werden mußte: und dann urtheile man, ob es nicht für höchstwahrscheinlich zu halten sey, daß die reichsten Land-Eigenthümer in einem unmittelbaren und dem beträchtlichsten Verhältnisse der Nation gestanden, daß ebendieselben ein vorzügliches Maas von National Güte und Vollkommenheit besessen, und eben darum den Kern der Nation, den National-Adel ausgemacht hätten.

Der Beschluß des Abschnitts folgt.

II.

Versuch einer Uebersetzung des 26sten Kapitels des Tacitus de Moribus Germanorum (*).

Zu Tacitus Zeiten hatten die Germanier einen gemeinschaftlichen Feind gegen welchen sie ihre Heere ausandten. Sie drangen sich nicht mit

(*) Dieser kleine Aufsatz ist dem Herausgeber des Merkurs von einem Ungenannten zugesandt worden, mit der blossen Unterschrift G. den 3ten Merz 1774, und mit einer Erklärung solcher Gesinnungen für den Herausgeber, die den leztern zu sehr vieler Dankbarkeit für den edeldenkenden Unbekannten verbinden. Die Leser erinnern sich vielleicht aus dem 3ten St. des Vierten Bandes des Teutschen Merkurs, daß der Verfasser der Beyträge sich daselbst S. 239 erklärt, daß er den wahren Sinn der Stelle des Tacitus, wovon hier die Rede ist, nicht zu errathen wisse. Der Ungenannte hat hievon Anlaß genommen einen Versuch zu machen, diese dunkle Stelle des Tacitus aufzuklären. In wiefern es Ihm gelungen sey, überlassen wir dem gelehrten Publikum zu beurtheilen, und bemerken nur, daß auch durch diese Uebersetzung der Hauptsatz des Verf. der Beyträge bestätiget werde.

W.

mit Sack und Pack gegen Rom; sonst würden die römischen Provinzen nicht allein, sondern Rom selbst überschwemmet worden seyn. Hätten sie alle zu Felde gelegen; so würden die Sitten und Gebräuche, die Tacitus den Römern erzählt, nicht haben Statt finden können. Ein Theil blieb also stets im Besitz seiner Gegend, und von diesem redet Tacitus. Seine Absicht ist daher nicht, zu sagen, wie sie es mit eroberten Aeckern gehalten haben; sondern, wie sie es im ruhigen Besitz mit ihren Aeckern hielten.

Ich übersetze demnach das 26ste Kapitel also:

„Das a) Acker-Land wird b) umwechselnd gemeinschaftlich bestellt, und dann theilen sie es gleich unter sich, nach ihrem häuslichen c) Ansehen. Diese Theilung wird erleichtert, durch die Zwischen-Räume, (Reine, oder Aufwürffe und Hecken, die sie des Viehes wegen machen) welche die d) Kämpe einfassen. Was ein Jahr

a) Agri pro numero cultorum agrorum

b) per vices: arva per annos mutant etc.

c) dignatio, bestund in einer zahlreichen Familie.

d) Campus, der Kamp: ist ein in der Grafschaft Mark und den umliegenden Gegenden, algemeines Wort, und zeigt ein eingefaßtes Stück Acker-Land an. In den bergigten und waldigten Gegenden der Grafschaft Mark, und angrenzenden Gegenden ist wenigstens alles Acker-Land, nach verschie-

Jahr Saat-Land ist, ist im folgenden Brache. Sie suchen durch ihre Arbeit so wenig den Ueberfluß, und die Erweiterung des urbaren Bodens, daß sie nicht einmal Obst-Höfe pflanzen, noch Wiesen umzäunen, und Gärten e) ordentlich anlegen. Sie ziehen nur f) Saaten; daher theilen sie auch das Jahr nicht wie wir. Der Winter, Frühling und Sommer ist ihnen bekannt, und sie haben Nennwörter dafür; aber den Herbst wissen sie nicht zu nennen, und seine Gaben sind ihnen unbekannt. „

III. Ver-

verschiedener Grösse des flachen Innhalts, mit Dorn-Hecken eingefasset, und ein jedes Stück heisset ein Kamp. Diese Kämpe werden jezt 2, 3 oder 4 Jahr nacheinander zu Saat-Land gebraucht, alsdenn sind es eben so viel Jahre Brachen, und dienen dem Vieh zur Weide.

e) Nach römischer Art.

f) Die im Sommer reiffen.

III.

Versuch einer Uebersetzung des Orlando Furioso.

Vorbericht des Herausgebers.

Eine Uebersetzung von Arioſts Orlando Furioſo, in achtzeiligen Stanzen, worinn die Vers- und Reimart der italieniſchen Ottave rime vollkommen beybehalten wird, iſt unſtreitig eine der verwegenſten und mühſamſten Unternehmungen, an die ſich ein teutſcher Dichter wagen kann; ja, in Anſehung der Armuth unſrer Sprache an Reimen, und des großen Vorzugs, den die Italieniſche überdies an Geſchmeidigkeit vor der unſrigen hat, trage ich kein Bedenken, eine ſolche Ueberſetzung, wenn ſie auch dem Ausdruck des Originals getreu bleiben ſoll, für unmöglich zu erklären.

Gleichwohl hat ſich ein junger Dichter gefunden, der mich auf eine ſehr unerwartete Art, mit dieſer Probe, die ich hier dem Publikum mittheile, überraſcht hat. Ich weiß nicht, ob die lebhafte Empfindung der unzähligen Schwierigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, mich

vielleicht

vielleicht zu nachsichtig gegen seine Arbeit macht; wiewohl ich (zumal, wenn ich ihn mit seinem Original vergleiche) wünschen möchte, sie weniger unvollkommen zu sehen; so halte ich doch für billig, ihm das, was er geleistet hat, zum Verdienst anzurechnen, und immer für Viel zu halten, daß es ihm noch so gut gelungen ist. Was ich am meisten an seinem Versuche zu loben finde, ist, daß er dem besondern Individual-Charakter der Arioſtischen Poesie, oder dem, was ich (nach der Analogie von Yoriks Correggity) die Arioſtheit des Arioſts nennen möchte, überhaupt ziemlich nahe gekommen ist, und dadurch einigermaßen ersezt, was ihm an Treue abgeht, und nothwendig abgehen mußte, so bald er sich vornahm, in Ottave rime zu übersetzen. Doch, meine Absicht ist nicht, dem Urtheile der Kenner und Liebhaber vorzugreiffen. Finden diese, daß ich zu günstig von dieser Arbeit denke, so wird es der Uebersetzer bey dem ersten ohnehin noch nicht ausgefeilten Versuche bewenden lassen: wird er hingegen aufgemuntert, so verspricht er mit verdoppelter Anstrengung fortzufahren, so lang ihn der Athem nicht verlassen wird.

Indessen kann ich nicht umhin, zu wünschen, daß er im leztern Falle, der kleinen Eitelkeit, den Orlando in Ottave rime übersezt zu haben, lieber entsagen möchte. Es ist wahr, diese Versart giebt ihm eine Aehnlichkeit mit dem Original, zu deren Wahrnehmung man weiter

nichts als Augen und Ohren braucht; überdies liegt unstreitig eine gewisse Musik in dieser Art zu reimen, die für die Italiener vermuthlich nur darum so viel Reiz hat, weil sie für die Vergnügungen des Ohrs empfindlicher sind, als irgend ein andres Volk. Auch die überwundne Schwierigkeit ist für den Liebhaber der Kunst, wenn alles übrige seine Richtigkeit hat, ein Vergnügen mehr, und folglich allemal ein beträchtlicher Zuwachs am Werth eines großen Gedichtes. Aus allen diesen Gründen würde ich einem Dichter, der uns mit einem Originalwerk im Geschmack Ariosts oder Tasso's beschenken wollte, rathen, es in Ottave rime zu arbeiten. Aber alle diese Gründe sind, wenn die Rede von Uebersetzung eines Ariosto ist, von sehr geringem Gewichte. Der gewisseste Vorzug dieses Dichters ist seine Poesie des Styls, seine poetische Farbengebung, sein Ausdruck. Gehen diese verlohren, so kann uns ein Uebersetzer zwar einen rasenden Roland liefern, aber nicht den vom Ariost, und diesen sollten wir doch haben! Dies würde, wie nur zu sehr zu besorgen ist, der Fall unsers Uebersetzers seyn. Eine flüchtige Vergleichung seiner Stanzen mit dem Original ist hinlänglich, meine Besorgniß zu rechtfertigen. In keiner einzigen haben ihm die dreyfachen Reime gestattet, dem so kunstlosen, aber immer so schönen, warmen und kräftigen Ausdrucke Ariosts getreu zu bleiben. Ich gestehe, daß es mir selbst, und vielleicht jedem andern, unmöglich

seyn

seyn würde, unter der nemlichen Bedingung es besser zu machen, (die Rede ist nicht von dieser oder jener einzelnen Strophe) aber eben dies scheint mir einen unumstößlichen Grund abzugeben, warum der junge Dichter von den ottave rime abstehen soll. Vielleicht wäre die Versart des Neuen Amadis zu einer Uebersetzung Arioſts zugleich die bequemste und angemessenste. Aber demjenigen, der sie für so leicht halten würde, als sie beym ersten Anblick scheint, möcht' ich nicht rathen, sich ihrer zu bedienen. Sie ist vielleicht unter allen möglichen diejenige, die am meisten musikalischen Sinn, und Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Poetischen Numerus und der nachahmenden Harmonie erfodert. Wahre Kenner, deren Urtheil weniger in den Verdacht der Partheylichkeit gezogen werden dürfte, als das meinige, mögen dem jungen Dichter rathen, was er thun soll!

Uebrigens habe ich wohl nicht nöthig, von dem innern Werthe des Orlando furioso viel zu sagen, da der teutsche Merkur wenig Leser haben wird, denen nicht wenigstens so viel davon bekannt seyn sollte, daß die Italiener dieses Poetische Ritterbuch allen andern Heldengedichten in ihrer Sprache vorziehen, und auf ihren Arioſt, als Original-Genie, wenigstens so stolz sind, als die Engländer auf ihren Shakespear. Bey denjenigen, welche das Original nicht durch sich selbst kennen, und

die das Urtheil der mehrern Stimmen für verdächtig halten, kann die Hochachtung, die ein so großer Geist, als Galileo Galilei für den Orlando furioso hatte, und der unendliche Vorzug, den er ihm vor dem Godofredo des Tasso gab, ein günstiges Vorurtheil erwecken, welches um so weniger betrügen kann, da Galilei nicht bloß ein großer Sternseher, sondern auch ein Mann von Geschmack, ein Kenner aller schönen Künste, und selbst ein geistvoller Autor war. Doch wozu haben wir hier Autoritäten vonnöthen? Alle Welt weiß, daß Arioſts Orlando, es sey daß man ihn als ein Werk des Poetischen Genius, oder blos als unterhaltende Lectüre betrachte, wenig seines gleichen hat. Und wenn auch dies nicht hinlänglich wäre, die Unternehmung einer Uebersetzung desselben dem teutschen Publikum zu empfehlen: so scheint mir der bloße Vortheil, der unsrer Sprache dadurch zugehen würde, schon wichtig genug, um dem Uebersetzer, wenn es ihm gelänge, kein geringes Verdienst um seine Nation einzugestehen.

W.

Der

Der rasende Roland.

Erster Gesang.

1.

Von Heldinnen und Helden will ich dichten,
Von Lieb' und Krieg, von Eintracht und von Streit,
Von frölichen und blutigen Geschichten,
Und manchem Abentheur aus jener Zeit,
Als Agramant, sie alle zu vernichten,
Den Galliern in blinder Wuth gedräut.
Schon fieng er an, in Frankreich einzubrechen,
Den Tod Trojans am Kayser Carl zu rächen.

2.

Zugleich will ich von Roland Dinge sagen,
Die weder Reim noch Prose je gesagt;
Den Amor, aus der Weisheit heitren Tagen,
In Tage voll von Wahnsinn hingejagt.
Wenn anders sie, die mich zu gleichen Klagen
Gezwungen, deren Reiz mein Herz zernagt
Und allen Geist aus meiner Seele raubet,
Mir den Entschluß zu endigen erlaubet.

3.

Stolz in der Gunst Angelikens zu stehen,
Durch die er längst der Liebe Macht empfand,
Kam Roland izt voll glänzender Tropheen
Aus Indien und aus der Meder Land
Mit ihr zurück zum Fuß der Pyreneen,
Wo weit umher des Kayſers Lager ſtand.
Er kam, mit ihm die Heyden zu bekriegen,
Und konnte bald ſich ſelber nicht beſiegen.

4.

(Die ſchönſte Hofnung ſehn wir oft betrogen.)
Angelika, die er ſo lang geſchüzt,
Mit der er faſt die ganze Welt durchzogen,
Wird ohne Kampf bey ſeinen Freunden izt
Vom weiſen Carl auf einmal ihm entzogen.
Rinaldens Herz ward auch für ſie erhizt,
Und gährte Zwiſt: Der Kayſer, ihm zu ſteuern,
Gab ſie bis nach den Krieg dem Fürſt von Bayern.

5.

Und ſagte dem ſie zu, der unter beyden,
Wenn ſie den Feinden nun entgegen ziehn,
Durch Tapferkeit ſich würde unterſcheiden;
Doch, ach! das Glück fuhr beyden durch den Sinn.

Es floh von Carln hinüber zu den Heyden:
Sie hatten Sieg; die Christen mußten fliehn.
Mit vielen andern war der Fürst gefangen
Von seinem Heer zu'n Feinden übergangen.

6.

Durch weise Furcht geschrekt, der Mohren Beute
Zu werden, saß indeß Angelika,
Der schon ihr Herz des Krieges Ausgang dräute,
Auf ihrem Roß in banger Ahndung da;
Und stieß ihm nun die Sporen in die Seite.
Schon flog sie hin durch einen Wald, und sah
Im engen Schatten-Weg, den sie genommen,
Ihr einen Paladin entgegen kommen.

7.

Er lief zu Fuß, den Panzer um den Rücken,
Mit Degen, Helm und Schild in leichterm Schritt
Den Wald hindurch, als nach verübten Tücken
Ein Dieb, halbnakt, im rothen Mantel flieht.
Die Hirtin kann den Fuß nicht schneller zücken,
Wenn sie den Kamm von einer Schlange sieht;
Als izt Angelika den Zügel wandte,
Da sie den Ritter sah, und ihn erkannte.

8.

Es war Rinald, des Ritterordens Zierde,
Der Sohn Amons und Herr von Montalban,
Der überall nach seinem Rosse spürte,
Das seiner Hand von ohngefehr entrann.
Kaum daß der Pfad die Schöne näher führte,
So fieng sein Herz ihm schon zu pochen an;
So sah er schon die himmlische Gebehrde,
Wovon sein wundes Herz indessen schwährte.

9.

Die Schöne rennt mit freygelaßnem Zügel
Auf gutes Glück dahin ins weite Feld,
Als hätt' ihr Roß des Hypogryphen Flügel;
Sinnlos und bleich, von banger Angst entseelt,
Bemerkt sie nicht, ob über schroffe Hügel,
Ob es den Weg durch dichte Sträuche wählt.
Sein Lauf durchmaß schon manche Meilenweite,
Als es zulezt vor einem Wasser scheute.

10.

Hier stand von Durst und Müde hergezogen,
Der Ritter Ferrau voll Schweis am Strand
Zur kühlen Fluth gekrümmt hinabgebogen;
Es hatte, daß er noch in dieser Stellung stand,

Ihn

Ihn der Verluſt von ſeinem Helm bewogen,
Den er, von Durſtbegier zu ſehr entbrannt,
Entfallen ließ, daß ihn der Bach verſteckte,
Und ſeinem Blick noch immer nicht entdeckte.

11.

Angelika hatt' ihn kaum wahrgenommen,
Als ſie nach ihm aus voller Kehle ſchrie,
Er ſoll verfolgter Treu zu Hülfe kommen:
Schnell ſprang er auf, und ſah, und kannte ſie:
Auch er war einſt von ihrem Reiz entglommen;
Sein ahndend Herz entdeckt ihm ohne Müh,
Obſchon die Angſt und Furcht mit bangen Schatten
Ihr holdes Angeſicht verdunkelt hatten.

12.

So kühn, als ob ihm tauſend Helme ſchützen,
Faßt' er ſein Schwerdt, und ſah Rinalden nahn.
Und nun begann ein Kampf ſich zu erhitzen,
Als tönete der Ambos des Vulkan:
Schlag ſchallt auf Schlag; die regen Schwerder blitzen;
Die Ritter fiengen kaum zu ſtreiten an,
So hatte ſchnell die Schöne ſich entzogen,
Und war ſchon weit durch Thal und Hain geflogen.

13.

Zulezt ermüdeten die beyden Krieger,
Nur noch vom Wahn, des andern Fall zu sehn,
Belebt; umsonst, es wurde keiner Sieger:
Sie wußten beyde gleich mit Waffen umzugehn.
Der Paladin Rinald war endlich klüger,
Und sprach zuerst zum tapfern Saracen,
Als der, in dem ein Feuer sich entzündet,
Das Ausgang sucht, und keinen Ausgang findet:

14.

So sage mir, was deine Rache schnaubet?
Dem Ansehn nach verlieren beyde hier.
Hat dir Angelika das Herz geraubet,
Was kämpfet, sprich, dein Arm mit mir?
Hätt' er, was deine Wuth umsonst geglaubet,
Mich hingestreckt, wer giebt dir Sie dafür?
Um Eine Beute sind wir uns in Haaren,
Und lassen sie unachtsam selber fahren.

15.

Sie floh seitdem. Viel weiser wär, indessen
Der Schöne Spur unweilend nachzugehn,
Und erst alsdann von neuem uns zu messen,
So bald wir sie in unsern Armen sehn.

Sein

Sein Rath gefiel; die Rache war vergessen,
So sehr, daß izt der tapfre Saracen
Zu sich aufs Pferd Rinalden aufgehaben;
Und beyde nun nach Einer Schöne traben.

16.

Religion und Eifersucht entzweyten
Das hier so nah vereinte Ritter-Paar;
Sie fühlten nichts als Schmerz, der noch vom Streiten
An ihrem Leib zurückgeblieben war:
(O Edelmuth der alten Ritter-Zeiten!)
Doch fürchtete sich keiner vor Gefahr.
Sie ritten fort in Wäldern und in Flüssen,
Bis sie zulezt auf einen Scheidweg stiessen.

17.

Wer aber sagt uns hier nun, riefen beyde,
Wohin Angelika geflüchtet sey?
Auf jedem Pfad scheint sonder Unterscheide
Die leichte Spur von Pferdehufen neu.
Rinald gieng endlich hier; dort ritt der Heyde,
Und sah' sich bald durch eine Wüsteney
Baarhäuptig (*) an den Ort zurück geritten,
Wo ihm sein Helm in Bach hinab geglitten.

18. Er

(*) Ein Wort, das von unsern ältern Schriftstellern gebraucht worden ist, und noch eben so gut, als das Wort baarfüßig gebraucht werden kann. d. Uebers.

18.

Er mußte nun die Hofnung ganz verlieren;
Die Schöne auszuspähn, und stieg an Strand,
Um seinem Helm noch einmal nachzuspühren.
Er fieng izt an mit einem Ast den Sand
Am Bach hinab sorgfältig aufzurühren;
Und plötzlich sah er eine droh'nde Hand,
Und einen Ritter nun biß an die Lenden
Grimmvoll nach ihm sich aus dem Wasser wenden.

19.

Bewaffnet, nur die Stirne ausgenommen;
In seiner Hand ein Helm, uud eben der,
Um welchen Ferrau hieher gekommen.
Meineidiger, du willst den Helm, sprach er,
Der mir gehört, zurück bekommen?
Wie? denkst du an Argalia nicht mehr,
Vom Stamm Angelikens, den du erschlagen?
Willst du, was da geschah, dich wieder fragen?

20.

Versprachst du nicht der Fluth in wenig Tagen
Hier diesen Helm mit aller meiner Wehr
Anzuvertraun? Was du mir willst versagen,
Bringt meinem Schatten izt ein Zufall her.

Wird

Wird dich dein niedres Herz nicht selber plagen,
So fürchte nichts von meiner Wiederkehr.
Doch soll ein solcher Ritterhelm dich schmücken,
So such' ihn nun mit Ruhm und nicht mit Tücken.

21.

Such' ihn beym Roland oder bey Rinalden;
Den trug Almont, den andern trug Mambrin.
Von diesen zween such' einen zu erhalten.
Den hier, wovon ich Eigenthümer bin,
Werd' ich mit allem Recht für mich behalten;
Du, sorge dir für rühmlichern Gewinn.
Am besten wirst du thun, dich nur zu fassen,
Und ohne Streit mir ihn zu überlassen.

22.

Als Ferrau sich aus der Fluth erheben,
Den blaßen Schatten sah', entsank sein Muth;
Die Zunge blieb an seinem Gaumen kleben.
Des Meineids frecher Vorwurf trieb vor Wuth
Sein staubicht Haar bergan empor zu streben,
Und fesselte sein starrgewordnes Blut.
Weil er zudem sein Unrecht selbst empfunden,
So blieb sein stummer Mund wie zugebunden.

23.

Die Schaam zerriß ihn; er begann zu schwören,
Zu schwören bey Laufusens (*) grauem Haupt,
Nie einen Helm zu tragen, bis mit Ehren
Rolanden er den seinigen geraubt;
Und mußte schaamvoll nun zurücke kehren.
Schon suchet er Rolanden auf, und schnaubt
Ein ihn verzehrendes unlöschbars Feuer;
Rinald indeß hat andre Abentheuer.

24.

Er war nicht weit im andern Weg gegangen,
So tanzte sein Bajard vor ihm daher.
Komm, rief Rinald, mein sehnliches Verlangen:
Allein er fand zum Unglück kein Gehör.
Das Roß lief fort, als wollt es Straussen fangen;
Schon sieht er es im fernen Staub nicht mehr.
Er folgt ihm nach mit fürchterlichem Fluchen;
Wir aber gehn Angelicken zu suchen.

25. Sie

(*) Laufuse war die Mutter des Ferrau. Ariost richtet sich hier, wie billig, nach der Gewohnheit der Spanier, die bey dem, was ihnen am liebsten ist, zu schwören pflegen.

25.

Sie flieht dahin auf unbetretnen Wegen
In grauser Wälder Nacht; beym kleinsten Ton,
Hört sie nur einen Zweig sich kaum bewegen,
So fährt sie auf, und bebt und zittert schon.
Sie rennt bald dort bald hier in engen Stegen
Mit ihrem Roß, als flöge sie, davon.
Bey jedem Schatten-Bild in Thal und Höhen
Glaubt sie Rinalden schon vor sich zu sehen.

26.

So flieht das kleine Reh, das auf den Auen,
Wo es gebohren war, den Panther sah,
Mit ofnem Schlund und blutgefleckten Klauen
Hertoben sah, und seiner Mutter — ah! —
In Seiten, Brust, und in den Nacken hauen.
Wie bebt es nicht! Wie schüchtern flieht es da!
Es läuft und keucht von Hain in Haine,
Und fürchtet stets, das Ungeheu'r erscheine (*).

27. Sie

(*) Diese Stanze ist eine von denen, welche dem Ariost zu viel rauben, und gänzlich umgearbeitet werden müssen.

27.

Sie floh den Tag, die Nacht, bis in die Mitte
Des andern Tags, und wußte nicht wohin;
Kaum schleppte sich ihr Roß mit mattem Schritte
An einen Plaz voll angenehmen Grün,
Woselbst ein Bach, mit schmeichlerischer Bitte,
Zu sich herab sie einzuladen schien.
Auch lokt' ein Hain mit kühlen Finsternissen,
Und jeder Vogel sang sie zu begrüssen.

28.

Im Wahn zum wenigsten ein tausend Meilen
Vom Ritter, den sie floh, entfernt zu seyn,
Entschließt sie sich, hier endlich zu verweilen,
Und auszuruhn im holden Schattenhain.
Sie steigt nun ab, ein sanftes Beet von Veilen,
Von frischem Klee und Moose nimmt sie ein.
Ihr Roß läßt sie am Bord sich selbst bewachen,
Wo frische Kräuter ihm entgegen lachen.

29.

Sie sieht ein blühendes Schasmin-Gesträuche,
Und neben ihm sein Bild in klarer Fluth;
Es steht im Schuz von einer alten Eiche;
Gesichert vor der hohen Sonne Gluth.

Von innen winkt ihr eine Blumenweiche,
Wo Amor, wie es scheint, im Kühlen ruht.
Er hat rundum der Zweige Nacht geführet,
Daß sich die Sonne selbst darinn verlieret.

30.

Angelika schlüpft in den Strauch, und findet
Ein Lager ihr bereit im schönsten Raum,
Als hätte selbst ihn Amor ausgeründet;
Sie senkt sich hier wie auf den weichsten Pflaum.
Beym kühlen Hauch der leichten Weste, kündet
Ein süsser Schlaf sich an: er naht ihr kaum,
So hört sie ein Getrab, und sieht durchs Gitter
Des dichten Strauchs am Ufer einen Ritter.

31.

Sie starrt und bebt, und kann noch nicht errathen,
Warum er kommen mag, ob Freund, ob Feind?
Sie fühlt die Angst in allen ihren Graden,
Und läßt ihr Herz, das zu zerspringen meynt,
Sich auch nicht eines Seufzerchens entladen.
Der Ritter steht am Bache wie versteint;
Sein Haupt beginnt sich auf die Hand zu senken,
Und scheint so tief als Archimed zu denken.

32.

So bleibt sein Haupt zur Erde nieder hängen
Nach längrer Zeit als einer Stunde schon,
Da sich aus ihm auf einmal Klagen drängen
Mit solchem rührendem und bangem Ton,
Der fähig wär', auch Steine zu zersprengen,
Und Tygerthier' im Wald und auf dem Thron (*)
Zu bändigen; sein Auge gleicht der Quelle,
Vor der er steht; sein Herz der bängsten Hölle.

33.

Gedanke, ruft er aus, der mich verzehret,
Und ohne Rast an meinem Herzen nagt!
Was soll ich thun? Weh mir! Ein andrer leeret
Den Zauberbecher, mir wird jede Lust versagt;
Kaum wurde mir ein Blick, ein Wort gewähret,
Da ungestraft ein andrer alles wagt.
Was bleibst du noch dem Kummer länger offen,
Getäuschtes Herz? du hast nichts mehr zu hoffen.

34. Die

(*) Dies im Wald und auf dem Thron ist ein Geschenk, das der Uebersetzer dem Ariost macht, und wobey Ariost nichts gewinnt. Zum Unglück sind diese Zusätze häufig, und ersetzen uns nicht, was man uns mit der andern Hand nimmt. W.

34.

Die junge Schöne gleicht der Morgenrose,
Des Himmels Lust, der frohen Erde Zier;
Noch blüht sie einsam auf in Florens Schooße:
Aurora lacht, die Weste schmeicheln ihr;
Die Sonne brennt, daß sie ihr liebekose (*);
Der Schäfer und die Hirtin weiden hier.
Die Hirtin wünscht, die Brust damit zu schmücken;
Der Schäfer eilt, sie zärtlich hinzudrücken.

35.

Kaum wird dem mütterlichen Strauch entzogen
Die Rose von des Hirten gier'ger Hand,
So ist auch jeder Reiz von ihr geflogen,
Den erst an ihr noch Erd und Himmel fand.
Ein Jüngling hat den Honig kaum gesogen
Der Blume, die noch mehr als Diamant
Die Schöne zu bewahren hat, so wandern
Auch ihre Reize schon von jedem andern (**).

(*) Ein unleidlicher Vers, wie der Verfasser selbst gefühlt haben muß. W.

(**) Diese Zeile hat gar keinen Sinn --- und, bis der Geschmack an der Nonsensicalischen Art zu poetisieren allgemeiner geworden seyn wird, bleibt dies immer noch ein Fehler. W.

36.

Und einem andern soll sie Preis gegeben,
Soll nun für mich, für mich verlohren seyn?
Ich soll, wie kann ich ohne sie noch leben?
Grausames Schicksal! nie gefühlte Pein!
Am leeren Schatten soll ich fürder kleben?
Ein anderer sie ganz besitzen? Nein!
Eh' soll noch heut mein banger Geist verrauchen,
Als ohne sie die Luft noch länger hauchen.

37.

Fragt ihr, wer so gewimmert haben möchte,
So wißt, es war der tapfre Sacripant,
Ein König aus circaßischem Geschlechte,
Der, von dem Pfeil des Liebesgott's entmannt,
Umherirrt, und (was keiner wohl gedächte)
Die Schöne sucht, die aus dem Strauch ihn kannt',
Und izt nicht weiß, wo sie den Athem finde,
Und bebt, als ob ihr Fuß auf Nadeln stünde.

38.

Der Ritter gieng schon lang an ihrer Kette,
Und hatte sich mit Hoffnungen genährt;
Nun folgt er ihr aus Ostens fernem Bette,
Wo er vom täuschenden Gerücht gehört,

Daß Roland izt ihr Herz bezwungen hätte.
Ihn hielt sie nie der Gegenliebe werth;
Doch hülflos wie sie war von allen Seiten,
Begann ihr Stolz von seiner Höh zu gleiten.

39.

Sie will nun Schutz von Sacripant begehren;
Doch fühlet sie noch Uebermuth genug,
Auch nicht die mind'ste Gunst ihm zu gewähren.
Ein süsser Wahn, ein schmeichlender Verzug
Soll ihn, denkt sie, so lange Zeit bethören,
Als sie noch sein bedarf; dann soll ihr Trug
Im Augenblick den Schleyer wieder neigen,
Und sich ihr Stolz in vor'ger Größe zeigen.

40.

So sehr sie kann, erheitert sie die Mine,
Und tritt, der lachenden Diana gleich,
Die aus dem Wald hervortritt auf die Bühne,
Voll Reiz heraus vom blühenden Gesträuch;
Und spricht beym ersten Blick zum Paladine:
Heil sey dir, Sacripant, und deinem Reich!
Gott, welcher deinen Wahn von mir zerstöre,
Sey nur durch dich der Retter meiner Ehre.

41.

Noch nie hat eine Mutter ihrer Söhne
Geliebtesten so freudig angestarrt,
Um welchen sie indessen manche Thräne
Geweint, weil er im Feld zu lang geharrt,
Und vom Gerücht erwürgt war; als die Schöne
Vom Saracen izt angestaunet ward.
Er naht sich ihr, und wagt es voll Entzücken,
Sein trunknes Herz an ihre Brust zu drücken.

42.

Die Hoffnung, bald mit ihrem Führer wieder
Ihr Reich und Vaterland zu sehn, stimmt izt
Den hohen Ton, den sie sonst führte, nieder.
Sie saget, daß sie Roland nicht besizt,
Und daß er nur großmüthiglich und bieder
Sie oft vor Schmach und vor dem Tod geschüzt;
Auch unbeschädigt sey noch ihre Ehre,
Als ob sie erst dem Ey entkrochen wäre.

43.

Ein Andrer hätte hier viel Grund gefunden
Zu zweifeln, ob dem allen auch so war;
Doch Sacripant, von ihrem Netz umwunden,
Empfieng von ihr die Münze gern für baar.

Wem Amor erſt die Augen zugebunden,
Dem iſt ein Heer von Sonnen unſichtbar.
Was uns das Herz gewonnen und die Sinnen,
Kann nur zu leicht auch den Verſtand gewinnen.

44.

Der Ritter hat den Augenblick zu treffen
Aus Blödigkeit und Einfalt nicht gewußt;
Ich denke nicht ihm albern nachzuäffen.
Mit größtem Recht belohnt ihn ihr Verluſt;
Ein Thor kömmt ohne Raub aus ſolchem Treffen,
(Spricht Sacripant für ſich in ſeine Bruſt.)
Ich möchte mich auf ewig ſelber haſſen,
Hätt' ich ſolch einen Raub entſchlüpfen laſſen.

45.

Ich will, ich will die Morgenroſe pflücken;
Wer weiß, wie lang der Lenz ſie aufbewahrt?
Nichts auf der Welt kann Schöne mehr beglücken,
Ich weiß es, nichts von Freuden andrer Art,
Nichts überwiegt bey ihnen dies Entzücken.
Und wenn ſie weder Droh'n noch Bitten ſpahrt',
Und ſollt' ein Strom von Thränen ſie beſchwemmen,
Nichts ſoll den Lauf von meinem Glücke hemmen.

46.

So sagte Sacripant, und als zu wagen
Den süßen Ueberfall er schon begann,
Kam ein Getös ihm an das Ohr geschlagen,
Das aus dem Wald schon anfieng ihm zu nahn.
Genöthigt izt dem Angrif zu entsagen,
Den er nach seinem Wahn so klug ersann,
Steckt er nun seinen Helm, ergreift beym Zügel
Sein Roß, und schwingt sich wüthend in die Bügel.

47.

Ein Ritter, seht, kömmt stolz herangezogen:
Ein hoher Busch von weißen Federn wallt
Auf seinem Helm; leicht um ihn hergeflogen
Glänzt ein Gewand in frischer Schneegestalt.
Im Sacripant entstehen wilde Wogen
Von Rache gegen den, der ihn zu bald
In seinem Glück gestört; daß halb erstücket
Von Gram und Wuth er ihm entgegen blicket.

48.

Voll Zuversicht, vom Sattel ihn zu spießen,
Ruft er, so bald er naht, zum Kampf ihn auf;
Doch dieser mißt ihn stolz vom Kopf zun Füßen,
Und von den Füßen bis zum Kopf hinauf.

Er

Er ſchwingt ſein Schwerdt, treibt, auf ihn los-
zuſchießen,
Sein wiehernd Roß in ungezähmtem Lauf.
Auch kömmt auf ihn ſein Gegner losgeſchoſſen,
Daß beyde Kopf auf Kopf zuſammenſtoßen.

49.

Kein wüthend Paar von Löwen ſtoßt ſo wilde
Im Kampfe Stirn' auf Stirn', als dieſe Zween;
Sie rannten ſich zugleich durch ihre Schilde,
Vom Stoß erzitterten die nakten Höh'n,
Erzitterten die blühenden Gefilde;
Lang hörte man das ferne Nachgetön,
Die Panzer mußten noch ihr Herz erretten,
Das beyde ſonſt ſich durchgeſtoßen hätten.

50.

Auch ſtießen ſich die Roße gleich den Widdern,
Des Heiden ſeines fiel geſtreckt in Sand;
Im Leben ſonſt der Wunſch von allen Rittern;
Und auch das andre fiel, doch plötzlich ſtand
Es wieder auf, als es die Spor'n zu wittern
Begann. Nur das vom Ritter Sacripant,
Den es mit ſeiner Laſt faſt halb bedecket,
Bleibt unbewegt auf ſeinen Herrn geſtrecket.

51.

Der fremde Held saß immer pfeilgerade,
Und sah' im Sand den andern bey dem Roß;
Doch weil er nun in keinem höhern Grade
Befriediget zu werden sich entschloß,
So ritt er fort auf dem gebahnten Pfade,
Und gab dem Pferd den goldnen Zügel los.
Schon eine Meile hatt' es ihn entführet,
Eh Sacripant sich wieder fühlt und rühret.

52.

So wie der Hirt da wo, vom Blitz begleitet,
Der laute Donner ihn erst hingestreckt,
Und starr umher die Heerde ausgebreitet,
Betäubt sein Haupt izt wieder aufwärts reckt;
Er sieht, die oft des Wandrers Gang geleitet,
Die Fichte nun zerstückt und abgedeckt:
So hebt sich Sacripant um aufzusteigen,
Und hat dabey Angeliken zum Zeugen.

53.

Er seufzt und ächzt, nicht weil's ihm Schmer-
zen machte,
Als Arm und Fuß sich in die Höhe ließ;
Es war die Schaam, die nun in ihm erwachte,

Und

Und was dabey vor Wuth ihn fast zerriß,
War daß die Schöne noch ihm Hülfe brachte,
Und selbst von ihm sein Roß herunterstieß.
Er hätte nicht ein Wort mit ihr gesprochen,
Wenn sie ihm nicht den Mund zulezt gebrochen.

54.

Der Fall, mein Herr, ist euch nicht beyzumessen,
Das Roß, sprach sie, hat Schuld: das müde Thier
War gieriger zu rasten und zu fressen,
Als fertig, zum unzeitigen Turnier.
Dein feiger Gegner, der die Flucht indessen
Ergriff, hat selbst, zum mind'sten dünkt es mir,
Weil er zuerst den Rücken dir gekehret,
Sich als besiegt, zum Sieger dich erkläret.

55.

Indem sie dieses ihn zu trösten sagte,
So sah' sie (er kann noch kein Auge drehn,)
Daß einer kam, der einen Klepper jagte,
Mit einem Horn und Schiebesack versehn.
Er nah'te, sah bekümmert aus und fragte
Ob sie nicht hier, wo eine Spur zu sehn,
Mit weißem Busch und Kleid vorübertraben
Erst einen Paladin gesehen haben?

56.

Der Heyde sprach: Vor wenigen Minuten
Kämpft' ich mit ihm, eh' du gekommen bist;
Wer ists, durch den mir alle Glieder bluten?
Durch den mein Roß das Aufstehn hier vergißt?
Ihr werdet es, versezt er, nicht vermuthen,
Und sollt von mir erfahren, wer es ist:
Der Paladin, mit dem ihr euch gemessen,
Ist eine von den reizend'sten Prinzessen.

57.

Auch sey von der, die euch jezt übermannte,
Der Name nicht verhohlen; wißt demnach,
Die Heldin ist die tapfre Bradamante.
Er trieb sein Roß, indem er dieses sprach,
Das den bestaubten Pfad mit ihm durchrannte.
Der Heyde sieht ihm starr und sinnlos nach,
Er glüht am ganzen Leib wie eine Kohle,
Und steht, und weiß nicht wie er sich erhohle.

58.

Je länger er, wodurch er überwunden
Geworden sey, von neuem überdacht,
Und stets den Grund in einem Weib gefunden,
Um desto mehr ward er zur Wuth gebracht.

Er hebt Angelikan, die seine Wunden
So hold beklagt, stillschweigend wie die Nacht
Zu sich aufs Roß; fängt an hinweg zu reiten,
Und schiebt die Schäferstund' auf beßre Zeiten.

59.

Halb war das Holz, wodurch der Weg sie führte,
Zurückgelegt, da ein Getös entstand,
Als ob der ganze Wald zerschmettert würde:
Ein hohes Roß kam izt daher gerannt,
Mit Gold geschmückt und schwer von reicher Zierde.
Es stieß zurück, was es im Wege fand:
Dort flog ein Stein, da bebten halbe Sträuche;
Hier splitterte der Stamm von einer Eiche.

60.

Die Schöne sprach; hier kömmt uns wie gerufen
Bajard, und beut euch seinen Rücken an;
Er steigt herab, allmählich als auf Stufen
Hebt sich sein Muth, dem raschen Thier zu nahn.
Beym ersten Blick zeigt ihm Bajard die Hufen,
So schnell gedreht, als kaum ein Wallfisch kann.
Er sieht darinn so viele Stärke schimmern,
Um Berge vom Metall entzwey zu trümmern.

61.

Nun geht Bajard mit schmeichlerischem Wesen
Und sanftem Tritt hin zur' Angelika.
So kommt ein Hund, der lang entfernt gewesen
Izt seinem Herrn liebkosend wieder nah
Man konnte fast in seinen Augen lesen,
Daß er zurück in jene Zeiten sah,
Wo er von ihr manch Leckerbißlein praßte,
Als sie Rinalden liebt' und er sie haßte.

62.

Angelika spielt mit gelinden Schlägen
An seinem Hals und faßt ihn bey dem Zaum;
Bajard liebkost ihr wiederum dagegen.
(So klug als er ist mancher Ritter kaum:)
Er wagt den Kopf an ihren Schoos zu legen,
Gewiegt, so wie es scheint, in süssen Traum;
Und nun macht Sacripant sich sein Entzücken
Zu Nuz', und schwingt sich flugs auf seinen Rücken.

63.

Belustiget von diesem Abentheuer
Dreht sie den holden Blick von ohngefehr,
Und kreischet aus, als käm' ein Ungeheuer:
Rinald kam durch den Wald zu Fuß daher.

Sie

Sie liebt' ihn einſt, er floh ſie wie den Geyer;
Nun liebt er ſie, und ſie liebt ihn nicht mehr.
Sie will ſich eh dem Tod als ihm ergeben;
Und er, liebt ſie mehr als ſein eignes Leben.

64.

Zwo Quellen zeugten dies, von denen jede
Das Gegentheil hervor zubringen weiß.
Beynah zuſammen ſieht Ardenna beede
Entſtehn; durch eine wird man glühend heiß
Von Liebe, durch die andre mehr als ſpröde:
Man fühlt nur Haß, und iſt ſo kalt als Eis.
Dort trank Rinald, und muß von Liebe glühen;
Hier trank Angelika, und muß ihn fliehen.

65.

Das Gift, wovon die eine Quelle ſprühet,
Die alles Blut in Haß und Galle kehrt;
Kaum daß Angelika Rinalden ſiehet,
So dringt es ſchon nach ihrer Bruſt und gährt:
Daß ihren Blick die bängſte Nacht umziehet,
Und ſie voll Angſt den Sacripant beſchwört,
Nicht einen Augenblick hier zu verziehen,
Und ungeſäumt Rinalden zu entfliehen.

66.

Bin ich kein Mann? Ist also mir (versetzet
Der Saracen) so wenig zuzutraun?
Ist dieser Arm, den ihr so wenig schätzet,
Nicht stark genug, in Trümmer ihn zu haun?
Einst als ich euch in Sicherheit gesetzet,
Gefiel's euch mehr als izt auf mich zu baun.
Habt ihr den Kampf mit Agrikan indessen,
Wo ich allein euch schützte, schon vergessen?

67.

Sie schweigt und hat die Sinne schon verlohren:
Rinald kömmt ihr mit großen Schritten nah;
Der schon dem Saracen den Tod geschworen,
Als er von fern ihn bey Angelika,
Von deren Reiz sein Herz indeß gegohren,
Und ihn zudem auf seinem Roße sah.
Was mit dem stolzen Paar sich zugetragen,
Soll folgender Gesang uns wieder sagen.

IV.

Miscellanien.

VIII.

Ueber das Schauspiel, Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand.

Ich habe versprochen, das bekannte Schauspiel, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, gegen einige Vorwürfe, die ihm von dem Recensenten desselben — übrigens einem Mann von Geschmack und philosophischem Geiste, und einem großen Bewunderer des schönen Ungeheuers, wie er es nennt — im IIIten Bande des Teutsch. Merkurs gemacht worden sind, zu rechtfertigen. Und dies ists, was ich izt thun will, wiewohl ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen, und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brokardicum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesezt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch seyn müßte) nicht eben sowohl ein gutes Werk schreiben können, als er, wenn er ein Mahler wäre, ein gutes Gemählde machen könnte, ohne um einen Gran weniger ein böser Mensch zu seyn?

Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wolltet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist,

daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen — Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder, wie sollte ein Mann, der nicht ohne alle Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken; daß niemand schief, oder hämisch, oder übereilt, oder partheyisch von ihm urtheilen werde? Freylich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner schlechter Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigne Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen, — sagt ein englisches Sprüchwort.

Ferne sey es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strozt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es,

vt iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwan von ungefähr — denn sie meynen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nehmlichen wilden Jünglingen, so fern sie glücklich genug seyn sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freylich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

Wer wohl die jungen Autoren, Kunstrichterchen, und gelehrte Polischinellen seyn mögen, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bey dem Publikum gewinnen möchte? — Nur ein wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern, und so ungebehrdig ausschlagen, daß es unmöglich seyn wird, sie zu übersehen. Dies gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten *Hinnulus*. Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wird sichs schon geben. Man versichert mich, die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft, und das beste Herz von der Welt. — Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berlichingen!

Immerhin sey dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu

herzaubert — immerhin sey es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihn nicht leicht eine andre Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessiert, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum lezten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und ans ununterbrochne Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, *ut Magus*, vor unsern Augen vorbeyführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne würken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Es ist augenscheinlich, daß er in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte, ein Schauspiel zu machen, sich vorsezte, alle Regeln des Aristoteles, als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen, oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten. Unfehlbar wußte der Verfasser dies alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreyen Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen, oder gewann vielmehr würklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabey verlohr, nich s anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit wohl kommen, da er, durch tiefere Betrachtungen über die Natur der menschlichen Seele, auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, das Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur,

als auf Willkühr, Convenienz und Beyspiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr triftiger Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten seyn soll.

Die beste Antwort auf alles was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er bloß ein Drama zum Lesen schreiben wollte. Ihn zu beschuldigen, daß er sich würklich eingebildet habe, sein Drama könnte und sollte auf unsern Schaubühnen aufgeführt werden, würde eben so viel seyn, als ihm, der so viel Genie zeigt, den allgemeinen Menschenverstand abzusprechen.

Aber werden nicht Shakespears regelloseste Stücke noch immer in London aufgeführt? — Ich könnte hierauf antworten, daß Garrik selbst, der größte Verehrer den Shakespear vielleicht jemals gehabt hat, gleichwohl für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespear stolz zu seyn, und seine besten Stücke, mit allen ihren Fehlern, Absurditäten und Barbarismen, den regelmäßigsten Stücken der Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespear, der in unsern Tagen, mit gleichen Talenten, regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde; und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler, und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten seyn sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird alles was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ichs bloß für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten, eben

sowohl als dem Geschichtschreiber, erlaubt, seine Leser von einer Handlung zu einer andern gleichzeitigen, oder von einem Orte zum andern fortzuführen, und, mit gleicher Leichtigkeit Monate und Jahre, oder Gebürge und Meere zu überspringen. Dann ist es bloß darum zu thun, die Leser durch die Wahrheit und Kraft seiner Gemählde zu begeistern, und dann hängt es bloß von ihm ab, wie viel solcher Gemählde er neben einander, oder in Einer zusammengeordneten Folge vor unsern Augen vorbeyführen, und welche davon er völlig ausmahlen, welche blos skizziren, welche nur gleichsam mit Einem einzigen Zug, wie einen Gedanken, aufs Papier werfen will. Vergebens sagt man einem solchen Dichter: „Der Reichthum eurer Materien und eure erzwungene Kürze ist euch hinderlich gewesen, hat euch genöthigt Handlungen nur leicht zu berühren, die „ihr zu den interessantesten Scenen hättet ausmahlen können.„ Dies wollt' ich aber nicht, antwortet der Dichter; und daran müssen wir uns denn wohl ersättigen.

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: Warum er sein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe? — Wenigstens, nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Acte machen können. Die Chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer Tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre: Möchte sie doch dreyhundert und fünf und sechzig Acte haben!

Die Recension sagt: „Der Leser findet höchst„unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Weislingen,

„der

„der ihm nur als ein Hofmann, nicht als ein „durchaus verdorbner Böſewicht gezeigt worden, „daß ein ſolcher Mann ſo leicht Tugend, Rechtſchaf„fenheit und ſich ſelbſt einer jählich entſtehenden „Leidenſchaft aufopfert — gegen welche der Leſer „ihn durch die Freundſchaft gegen Götzen und die „Liebe gegen Maria genug geſichert glaubt.“ Wenn der Leſer dies glaubt, ſo hat er den Höfling, Weislingen, nicht recht ins Auge gefaßt, oder kennt die Menſchen nicht genug. Weislingens-Character ſcheint mir eins von den groſſen Meiſterſtücken unſers Dichters zu ſeyn. Gerade ſo wie ich ihn gleich in den erſten Scenen wo er auftrit kennen lerne, iſt er der Mann, dem ich alles zutraue, was er im ganzen Stücke thut. Kein durchausverdorbner Böſewicht; nichts weniger; nur ein weicher, wollüſtiger, ſchwacher Menſch; eine Seele ohne Nerven; gut bey den Guten, aus Neigung; verkehrt bey den Verkehrten, aus Schwäche; gefühlvoll wie alle Wollüſtlinge, aber unfähig Widerſtand zu thun, wenn ihn ein Fürſt, der ihn anlächelt, oder eine ſchöne, glattzüngige Schlange wie Adelheid, zum Böſen verſucht. Das übrige, was ihn auszeichnet, iſt blos Verfeinerung dieſer Naturanlage — Weltkenntnis, Hofſprache, Geſchmeidigkeit; und alles zuſammen macht eines von dieſen gewöhnlichen Mitteldingen aus, die alles ſind, wozu man ſie macht; ſelten Böſes thun, als andern zu gefallen; gerne edel und bider wären, wenn die Tugend nur keine Opfer verlangte; in einem Anſtoß von Weichherzigkeit die beſten Vorſätze faſſen, und etliche Wochen ſpäter, in der Trunkenheit einer bethörenden Leidenſchaft ſich zu Werkzeugen der ärgſten Bubenſtücke machen laſſen. — Dies iſt Weislingen; und o! wie wimmelts in der Welt von ſolchen Zwittern! daß ein ſolcher Mann, auf Götzens Schloſſe, in Götzens, Eliſabeths und Mariens Geſellſchaft, die beſten Hofnungen von ſich giebt, zumal da ſich die Tugend

dem weichlichen Menschen in Gestalt der jungen, vollblühenden Marie zeigt, wundert mich eben so wenig, als daß er zu Bamberg bey lockenden Zureden eines Fürsten, dessen Günstling er war, sich seine gute Vorsätze wieder gereuen läßt, den verführerischen Reizen einer Adelheid unterliegt, und der Hofnung ihres Besitzes alles aufopfert. — Ich mag alle diese Scenen so oft wiederlesen als ich will, mir fällt nicht ein, zu wünschen, daß der Dichter uns „rührende Auftritte vom innerlichen „Kampfe der Liebe zu Adelheit mit Tugend und Ehre „ in dem schaalen Herzen dieses Höflings hätte geben sollen. Dann hätte Weislingen ein andrer Mann seyn müssen! Bey diesem verlohnte sichs der Mühe nicht. Solche Kämpfe sind nur interessant, wenn sie in der Seele eines Mannes vorgehen, der würklich ein Mann von Ehre, und dessen Seele bisher unbefleckt gewesen ist.

Die Recension scheint in dem Vorwurfe, den sie unserm shakespearisierenden Dichter macht, daß er viele höchstinteressante Situationen, sonderlich in den leztern Acten, nicht benützt, hingegen in den ersten sehr entbehrliche, wiewohl an sich sehr interessante Scenen angebracht habe, — aus der Acht zu lassen, daß unser Dichter kein regelmäsiges Drama schreiben wollte, und daß er allem Ansehen nach, zu seinem Schauspiel eben so wenig einen nach Diderots Vorschrift verfaßten Plan, gemacht hat, als Ariost zu seinem Orlando einen Plan nach dem Muster Homers und den Regeln des Aristoteles. Bey seiner Weise gewann er, was er auf einer Seite verlohr, auf der andern wieder, und hatte noch das Verdienst, neu und sonderbar zu seyn, oben drein. Ein jeder urtheilt in Sachen des Geschmacks nach dem seinigen. Die Recension hat vielleicht Recht; aber ich, meines Orts, gäbe weder den ehrlichen Bruder Martin — zumal da wir durch ihn Götzen gleich anfangs von seiner schön-

sten

sten Seite kennen lernen, und diese Scene die in den beyden ersten angefangne Exposition, auf eine von dem gemeinen Zuschnitt der Expositionen so meisterlich abgehende Weise, fortsezt — noch die Scene zwischen Maria, Carl und Elisabeth, durch die wir die beyden Damen auf einmal so gut kennen lernen, als ob wir sie gemacht hätten, — ich gäbe, sage ich, keine von diesen Scenen um die beste von denen, welche der Poet hätte machen können und sollen, wenn er gewollt, d. i. wenn er nach einem künstlich angelegten Theatralischen Plane gearbeitet hätte.

Die Recension meynt: die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierinn, glaube ich, hat sie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles und das Glück gewiß nichts gethan haben — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Charakter-Gemählden, Shakespear selbst, sey nirgends grösser in dieser Art von Mahlerey als unser Dichter in seinen Gemählden von Maria, Elisabeth, und Adelheid. Der Verf. der Recens. sagt das Gegentheil in den stärksten Ausdrücken. „Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt „sich niemals als eine würdige Gemalin dieses „unglücklichen Helden. Der männliche Muth, „den der Verf. zum Hauptzug ihres Charakters ge„macht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sa„gen, dumme Unempfindlichkeit, ausgeartet, u. s. „w.„ Es ist wahr, Elisabeth ist keine Schwätzerin; erscheint durchaus als eine ehrliche wenig verfeinerte Hausfrau aus einer Zeit, wo die Frau eines Landedelmanns, gleich dem guten Weibe Salomons, vor Tag aufstund, ihr Haus besorgte, ihre Küche selbst bestellte, u. s. w. Aber so wie sie ist, welcher Mann sollte sich keine Frau wie Elisabeth wünschen? Mir hat in dem ganzen Stücke nur

eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist, in der Scene zu Jarthausen, wo Götz, da es nun mit ihm aufs äusserste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! — Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeths Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth du bleibst bey mir. „Bis in den Tod„ antwortet Elisabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeclamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des grösten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige bis in den Tod, so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. Auch fühlt' es Götz, was ein solches Weib werth ist. Wen Gott lieb hat, sagt er, dem geb er so eine Frau! — Und Elisabeth sollte sich niemals als eine würdige Gemahlin unsers Helden zeigen? — Warlich, die Aristarche schlummern zuweilen auch so gut als die Homere!

Was unser Aristarch an Marien ausezt, sagt weder mehr noch weniger, als — daß der Dichter keine phantasierte Helden, sondern ein sanftes weibliches Geschöpf schildern wollte, nicht nach einem Modell aus der Welt der Ideen, sondern nach der Natur, mit allen den liebenswürdigen Schwachheiten, wodurch sie dieses Geschlecht für das unsrige so interessant gemacht hat, und mit allen Nuancen der Sitten und der Religion des rohen Zeitalters, woraus er sein Sujet genommen hat.

Doch

Doch genug zur Apologie eines Werkes, das so stark für sich selbst spricht. Der Recensent hat ihm übrigens so viel Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Manchfaltigkeiten und Vortreflichkeiten desselben so scharfsinnig bemerkt und bezeichnet, daß es unbillig wäre, ihm den wenigen, ziemlich bescheidnen Tadel übel aufzunehmen. Bescheidenheit im urtheilen über Werke de Genies ist in unsern Tagen schon eine Art von Verdienst; Behutsamkeit im Tadeln würde für jene kunstrichterliche Tugend eine sehr nützliche Gesellschafterin seyn. Wie oft scheint uns bey der ersten Lesung tadelhaft, was wir bey der zweyten oder dritten vortreflich finden.

Die Shakespearische Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, bracht es mit sich, auch Personen von den niedrigsten Classen aufzuführen, und diese mußten nun wohl freylich ihre eigene Sprache reden. Tausend schwehre Noth, schert euch naus — Peter das ist ein gefunden Fressen, und dergleichen elegantiae der teutschen Sprache haben also im Munde der Personen, welche der Dichter so sprechen läßt, nichts sehr anstößiges. Die Scheißkerle im Munde des Hrn. Hauptmanns der Reichs-Executions-Truppen möchten weniger zu rechtfertigen seyn; aber noch weniger konnten die ausgeartete Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts das Grosse und Heroische in dem Ausdruck Götzens fühlen: „sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kayserl. Maje„stät hab ich wie immer schuldigen Respect. Er „aber, sags ihm, er kann mich im Arsch lecken.„ Auch hat der Autor selbst, oder der Corrector wenigstens, in einer neuern Ausgabe für gut gefunden, die Stärke dieses altteutschen Compliments in etwas zu mildern, und sich begnügt nach den Worten er kann mich — das was der Hauptmann thun könnte, durch einen Gedankenstrich der Scharfsinnigkeit des Lesers anheimzustellen.

Ich

Ich spreche nicht gerne von den Fehlern eines vortreflichen Werkes, zumahl wo die Absicht zu bessern nicht statt finden kann; Aber, da doch so manches ohne hinlänglichen Grund an Herrn Göthens Götz getadelt worden: so wäre es ein wenig wunderlich, wenn man von dem, was vielleicht der größte und augenscheinlichste Fehler in seinem Stücke ist, gar nichts sagte — ich meyne von der ziemlich häufigen Vermengung der Sprache aus den Zeiten Maximilians I mit der von Joseph II welche desto auffallender ist, da der Verfasser affectiert hat, Gotzen selbst meistens eben so reden zu lassen, wie er in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensgeschichte spricht. Ich verstehe unter Sprache hier nicht bloß Declination, Wortfügung und Redensarten, sondern auch Ausdrücke und Wendungen, welche eine gewisse Verfeinerung voraussetzen, wovon man zu Götzens Zeiten in Teutschland noch gar keinen Begriff hatte. Von dieser Art ist, z. E. Meine Rechte, obgleich im Kriege unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe nicht unempfindlich — (S. 14 der neuen Ausgabe.)

Es wäre leicht eine Menge solcher Stellen auszuzeichnen, die mit der naiven, aber ungeschliffnen und von unsrer heutigen himmelweit abgehenden Sprache, welche Götz von Berlichingen selbst in seiner Lebensbeschreibung spricht, den seltsamsten Contrast macht. Es ist freylich, außer unserm Dichter, noch keinem in Europa eingefallen, daß ein dramatischer Autor, der seine Personen aus dem dreyzehnten oder funfzehnten Jahrhnndert nimmt, sie auch die Sprache dieser Zeiten reden lassen müsse. Aber wenn er nun ja seinem Stück eine besondere Energie dadurch zu geben glaubte, so hätte er wenigstens alle seine Personen, jeden nach seiner Art, (denn freylich sprachen auch damals die Bischöffe und die Hofleute feiner als Bauern, Zigeuner und der Wirth in der Herberge zu Schwarzenberg) sich

durch-

durchgängig so ausdrücken lassen sollen, wie man unter Kayser Maxen zu reden pflegte. — Doch, dem Manne, dessen Philosophie auf den Grundsatz das Böse sey gut, und das Gute, böse, das Schöne, häßlich, und das Häßliche, schön, — gebaut ist, muß es lächerlich vorkommen, wenn man so viel Worte verliehrt, um ein Werk zu vertheidigen oder zu tadeln, worinn alles gut ist und alles nichts taugt.

W.

IX.

Ueber eine Stelle in Lucians Hippias.

Lucian beschreibt in einem kleinen Aufsatz, Hippias betitelt, ein öffentliches Badhaus, welches er, seiner vortreflichen Bauart, Schönheit und bequemen Eintheilung wegen, für eines der vollkommensten Kunstwerke seiner Zeit ansieht. Der Baumeister war ein gewisser Hippias, ein Mann, der von allen Wissenschaften und Künsten nicht nur, wie viele andre, sehr gut zu reden wußte, sondern in der Geometrie, Mechanik, Baukunst, Musik, Astronomie, einen so hohen Grad praktischer Fertigkeit erreicht hatte, daß er es den größten Virtuosen seiner Zeit in jeder dieser Künste gleich that.

Die Meisten (sagt Lucian; wenigstens ist dies offenbar der Sinn seiner Worte) welche sich für gelehrt geben, scheinen sehr viel zu wissen, so lange man sie blos reden hört; aber wenn sie das Versprechen ihrer Kunst halten, wenn sie ausüben sollen; so befinden sie sich entweder in dem Falle, welchen Sokrates den Physikern vorwirft, „sie wissen zwar sehr viel von den Ursachen des Regens zu sagen, aber sie können keinen Regen machen; „ oder sie können wenigstens nicht mehr thun, als andre vor ihnen gethan haben,

haben, sie sind bloße Nachahmer. Lucians Hippias war nicht von dieser Art: alle seine Wissenschaft war praktisch: und jede Kunst, die er trieb, hatte er so vollkommen in seiner Gewalt, daß er immer bereit war, jede Aufgabe, die man ihm vorlegen konnte, mit der Gewißheit und Leichtigkeit eines Meisters, der die Kunst selbst erfunden hätte, aufzulösen. Um uns dieses zu sagen, bedient sich Lucian einer Redensart, welche zwar aus der Geometrie entlehnt ist, aber nichts desto weniger eine Art von Sprüchwort gewesen zu seyn scheint: Hippias (so spricht er) wußte, wie die Geometern zu sagen pflegen, auf jeder gegebenen Linie das verlangte Dreyeck aufzurichten.

Man muß große Lust zum Schikanieren haben, wenn man nicht sehen will, daß Lucians Meynung nicht gewesen sey, die Kunst, auf jeder gegebnen Linie das verlangte Dreyeck aufzuführen, für den höchsten Gipfel der Meßkunst aufzugeben; sondern daß er bloß die Leichtigkeit, womit dieser Hippias jede verlangte Aufgabe zu Stande zu bringen gewußt, dadurch habe andeuten wollen. Gleichwohl wird ihm von dem hochgelahrten Kritikus Moses du Soul oder Moses Solanus, wegen dieser angeblichen Ungereimtheit und äußersten Unwissenheit der Geometrie, mit aller Grobheit, die den meisten seiner Profeßionsverwandten von jeher eigen gewesen ist, der Text gelesen. Lucian mag wohl kein großer Meßkünstler gewesen seyn: dies geb ich gerne zu; aber da es so leicht ist, seine Worte in einem vernünftigen Sinne zu nehmen; so hatte Hr. Moses du Soul sehr unrecht, das bischen Geometrie, was er vielleicht mehr wußte als Lucian, auf dessen Unkosten geltend zu machen.

Diese Impertinenz des Hrn. du Soul konnte freylich unserm vortreflichen Joh. Matthias Geßner — der an Verstand, Wissenschaft und Bescheidenheit so wenige seines gleichen gehabt hat — nicht entgehen; aber, ohne sie zu rügen, begnügte er sich in einer seiner Anmerkungen zu unserm Schriftsteller, den wah-

ren

ren Sinn desselben zu erklären. Natürlicherweise hätte also Hr. Reiz (der Herausgeber der neuesten Ausgabe der sämtlichen Werke Lucians) die Solanische Censur, als unrichtig und unnütze gänzlich weglassen, oder wenigstens der Geßnerischen, durch welche sie berichtigt wird, vorsetzen sollen; wie sie denn auch der Zeit nach älter war. Aber so vieler Aufmerksamkeit würdigt dieser Herausgeber seinen Autor nicht: ungereimt oder nicht, die Geßnerische Anmerkung muß voran, und die Solanische, gleich als ob diese die Geßnerische verbessern sollte, hinten nach. Man kann diesen Herren, welche sich auf ihr Verdienst, Worte zu berichtigen, Handschriften und alte Ausgaben zu vergleichen, Noten zu machen oder zu sammlen, und neue Ausgaben zu besorgen, gemeiniglich mehr als Recht ist, einzubilden pflegen, diese Schwachheit leicht zu gut halten; aber alsdann ist doch auch das Wenigste, was man von ihnen fodern kann, daß sie uns nicht (wie Hr. R.) beynahe auf allen Seiten ihrer Arbeiten mit Beweisen der Nachläßigkeit, und des wenigen Aufwandes von Verstand und Geschmack, womit sie ihr Handwerk treiben, anstößig werden sollen. Wie soll man, z. Ex. eben diesem Herausgeber den lächerlichen Fehler verzeyhen, daß er den Hippias, von welchem Lucian als von seinem Zeitgenossen spricht, mit dem Sophisten Hippias, den wir aus dem Plato kennen, vermengt; ohne zu bedenken, daß der Platonische Hippias gegen sechshundert Jahre hätte alt seyn müssen, um der Hippias des Lucians zu seyn? Ein solcher Verstoß ist von einem Manne von seiner Profeßion immer arg genug; aber wie unendlichmal ungereimter wird er, da ihn zwoo vorgehende Anmerkungen des Hrn. Du Soul vor diesem schon von Gerhard Voß und Gottfried Olearius begangnen Gedächtnißfehler gewarnt hatten? Was könnte abgeschmackter seyn, als sich dabey auf den Philostratus als eine Quelle zu berufen, der doch alles, was er von dem Sophisten

phisten Hippias wußte, aus dem Plato zusammengetragen hat? Doch, zum Beweise, daß würklich noch etwas ungereimters möglich war, citirt er den Olearius, der noch ein mehrers aus dem Lucian angeführt habe; gleich als ob Olearius, der diesen nehmlichen Hippias des Lucian ausschrieb, ein mehrers von der Sache hätte wissen können, als Lucian selbst.

So giebt man die Alten heraus, und so macht man Noten! — Wie selten sind, in ihrer Art, ein Spanheim, ein Geßner, ein Ernesti, ein Heyne? Dieser lezte besonders, der mit der feinsten philologischen Gelehrsamkeit die Urtheilskraft eines Aristarchs, das feinste Gefühl des Schönen und die Gabe, es sinnreich und glücklich auszudrücken, verbindet.

In seine Fußstapfen scheint auch der Hr. Prof. Seybold in Jena zu treten, der sich seit kurzem durch eine anpreißenswürdige Ausgabe einiger auserlesener Stücke Lucians (*Luciani Opuscula selecta. Gothae.* sumt. Car. Wilh. *Ettinger.* 1774. kl. 4. 192 S.) und durch eine mit feinen kritischen Anmerkungen begleitete Uebersetzung der Alceſtis des Euripides, als einen Mann gezeigt hat, der die Griechen nicht blos als ein Wortklauber studiert, sondern in ihren Geist eindringt, und durch ihren vertrauten Umgang seinen eignen vollkommner macht. Dieser Gelehrte macht uns Hoffnung, daß er uns, auf die nehmliche Art, wie er die opuscula selecta behandelt hat, eine neue, von den bekannten Gebrechen der Reizischen befreyte, brauchbarere und ungleich wohlfeilere Ausgabe der sämtlichen Werke Lucians liefern werde; und wir wünschen dieses Versprechen um so mehr erfüllt zu sehen, je überzeugter wir von der Richtigkeit des günstigen Urtheils sind, welches der große Erasmus von diesem geistvollen und mit der feinsten Welt und Menschenkenntniß angefüllten Schriftsteller fällt, dessen Lektüre man jungen Leuten, quibus de meliore luto finxit praecordia Titan,

nicht

nicht genug anpreisen kann, zumal wenn sie das Studium der Werke Xenophons, als ein nöthiges Gegengift gegen das Ausschweiffende in Lucians Laune und gegen das Verführerische in seiner nicht immer gesunden Moral, damit zu verbinden nicht vergessen.

W.

V.

Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.

I.

Theologie.

1) Vermischte Predigten von Joh. Casp. Lavater, Helfer am Wayfenhause zu Zürich. Frankf. am Mayn, bey Brönner, 1770. 477 Seiten in 8.

Herr Lavater würde einer unserer besten Kanzelredner seyn, wenn er mit der bezaubernden Kraft und Wärme seines Vortrags weniger Schwatzhaftigkeit verbände, und wenn er nicht blos die Herzen bewegen, sondern ihnen auch die völlige Richtung auf beßre Wege geben wollte oder könnte. Sonst haben die hier gelieferten zwanzig Predigten über allerhand biblische Stellen, alle Eigenschaften, die man in den gewöhnlichen Homiletiken zu fordern pflegt.

2) Communionbuch, enthaltend I. eine kurze Anweisung zum würdigen, oder rechten und nützlichen Gebrauche des heil.

Abendmahls. II. Betrachtungen und Gebete für Communicanten vor, bey und nach der Haltung des heil. Abendmahls. III. Einige Lieder für Communicanten. IV. Nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls. Verfasset von Friedr. Germanus Lüdke, Predigern bey der Nicolai- und Klosterkirche in Berlin. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bey Friedrich Nicolai 1774. 208 Seiten in 8.

Man würde dieses Andachtsbuch keineswegs anzeigen, wenn es von dem gewöhnlichen Schlage wäre; allein die darinn enthaltene reife Betrachtungen über den rechten Gebrauch und den Mißbrauch des Sakraments, die edle Einfalt des Vortrags, die Rechtschaffenheit dieses reformirten Schriftstellers gegen die andre protestantische Religionsparthey, wo er sogar Luthern gegen diejenigen vertheidigt, die in den Worten seines kleinen Katechismus: „daß im Sakrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit gegeben werde,„ eine übernatürliche Würkung des Essens und Trinkens finden wollen, machen dies Buch nicht blos als ein ascetisches Handbuch, sondern auch als eine jedem Christen interessante Lektur angenehm. Wären alle reformirte Geistliche auf diesem Wege, so würde die Polemik beyd r Religionsverwandten bald ihre lezte Periode beschliessen.

3. Prüfung der neuern Versuche zur Verbesserung der Religion. Zweytes Stück. Hamburg, gedruckt und verlegt von Reuß, 1774. 12 Bogen in 8.

Mit

Mit eben der Gelehrsamkeit, Mäßigung und Klugheit, die ich am ersten Stücke zu rühmen fand, beleuchtet der mir noch unbekannte Verfasser die neuern Reformen des lutherischen Katechismus, besonders des sel. Kollners katechetischen Text oder Unterricht vom christlichen Lehrbegriff für Unstudierte, gegen den er viele betrachtungswürdige Einwendungen äußert.

4. J. D. Michaelis Mosaisches Recht. Vierter Theil. Frankfurt am Mayn, bey Garbe, 1774. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Der Montesquieu der Hebräer — eine ehrenvollere Benennung weiß ich dem Verfasser nicht zu geben — beschäftiget sich in diesem Theil mit der Beschneidung, mit den Opfern, mit dem Sabbath und Fasten, mit den Speisegesetzen, mit levitischen Unreinigkeiten, besonders mit dem Aussatz, mit den Verboten, gewisse Dinge von verschiedener Gattung mit einander zu verbinden. Z. B. den Acker mit gemischten Saamen zu besäen, verschiedene Thierarten mit einander zu paaren ꝛc. endlich mit dem Gewicht, Maas und Elle der Hebräer.

5. Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verteutscht durch D. Carl Friedrich Bahrdt, der Theologie ordentl. Lehrer, des Consistorii Assessor, Definitor und Prediger an der St. Pankartiuskirche zu Giessen. Erster Theil, welcher den Matthäus, Markus und Johannes enthält, 480 Seiten. Zweyter Theil, worinn die beyden Bücher des Lukas enthalten sind, 376 S. Dritter Theil, Briefe von Paullus, 466 Seiten in Oktav. Riga, bey J. F. Hartknoch, 1773.

Was man auch gegen diese Uebersetzung in Absicht auf die Entfernung von dem gewöhnlichen Lehrbegriff, und auf den modernisierten Ausdruck der heiligen Schriftsteller sagen mag, so muß ich doch, nach bedachtsamen Lesen derselben, und mit aller Unpartheylichkeit eines Biedermanns gestehen, daß sie größtentheils dem Zweck des Verfassers, das neue Testament jedem unstudierten Leser ohne *Kommentar* verständlich zu machen, entspricht. Luthers Uebersetzung mag immer ihren kirchlichen Gebrauch behalten: Aber wer wird läugnen, daß eine unsern Sitten und Zeiten angepaßte, von dem Versehen jenes Reformators gereinigte Uebersetzung höchstnützlich sey? Nur noch einmal, bey einer neuen Auflage, tüchtig durchgefeilt und die Bemerkungen der Kritiker, sollte auch Bonzengift darunter seyn, gehörig benuzt; dann wird diese Arbeit allen Handbibliotheken studierter und unstudierter Christen und Unchristen mit gutem Gewissen anzurathen seyn.

6) Die Taufe der Christen, ein ehrwürdiger Gebrauch und kein Gesetz Christi. Berlin und Leipzig, bey G. J. Decker. 1774. 128 Seiten in 8.

Bösgemeyntes Lallen eines unmündigen Theologen, das aber hoffentlich keinen Schaden thun wird!

II.

Rechtsgelehrsamkeit.

1) Joh Rudolph von Waldkirchs, I. U. D. et Profess. Basil. gerechte Folterbank, oder Anweisung für Richter und Examinatoren in peinlichen Fällen. Zweyte mit Anmerkungen versehene Auflage. Basel,

Basel, bey J. Schweighäuser 1773. 168 Seiten in 8.

Zur Demüthigung unsres an Sitten und Sprache unbarbarischen Zeitalters wieder aufgelegt! Denn so abscheulich die Sachen sind, so abscheulich ist auch der Vortrag.

2) Zwey sich widersprechende Decisiones aus Göttingen und Giessen, über einen merkwürdigen und seltnen in Osnabrück sich zugetragenen Fall; zur Erläuterung der intricaten Materie *de inculpatione laesi*. Herausgegeben von D. Frankf. am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben 1774 48 Seiten in 4.

Seltsam genung! In Göttingen spricht man, der Inquisit muß gefoltert werden! und in Giesen, man thue ihm ganz und gar nichts zu Leide! Auf welcher Seite Recht und Billigkeit sey, kann jeder uneingenommener Leser dieser Sentenzen leicht entscheiden.

3) D. Carl Friedrich Walchs — vermischte Beyträge zu dem teutschen Recht. Dritter Theil. Jena, bey Gollner 1773. 342 Seiten in 8.

Aus den beyden ersten Theilen, die in den Jahren 1771 und 1772 erschienen sind, ist bekannt, daß Hr. Hofrath Walch, teutsche, bisher ungedruckte oder doch nicht genau genug gedruckte Gesetze in dieser Sammlung bekannt machet, und dabey kritische Nachrichten von gedruckten Statuten und Provincialrechten, aus seinen gelehrten Schätzen mittheilet; ein Unternehmen, das den Juristen sowohl, als den Historickern und Philosophen, höchstangenehm seyn muß. In diesem Theil stehen Wiehische, Bielefeldische, Alten-

burgiſche, Offenburgiſche, Freybergiſche, Rochlitziſche, Kaufbeuriſche Statuten; ferner, und zwar gleich Anfangs: Alte Schiede von verſchiedenen Rechten der Stadt Altenburg, beſonders das Mälzen, Brauen, Schenken, und die Handwerke der Pflegshaftigen betreffend, von dem Hrn. geheimen Archivſekretar Schamelius in Weimar. Zulezt noch die Loſungs-Ordnung des Wild- und Rhein-Grafen Otto vom J. 1600. Den Beſchluß machen wieder Nachrichten von alten, ſeltnen, gedruckten teutſchen Rechten.

4) Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, vermöge der Wahl-Kapitulation und einer ruhigen Betrachtung derſelben. Mietau, bey Heinze 1774. 368 S. in 8.

Unſtreitig eines der merkwürdigſten Bücher dieſes Jahrs, über das ich aber kein Urtheil wagen will. Meinem Bedünken nach wird es eben ſo viel Freunde als Feinde bekommen, je nachdem es Cäſariner oder Fürſtenerier leſen werden, ob ich gleich verſichern kann, der Verfaſſer ſey weder eins noch das andre, ſo ſchwer es auch bey Unterſuchungen von Befugniſſen dieſer Art fällt, parteylos zu bleiben. Selbſt gedacht und geurtheilt hat der Verfaſſer, nachgebetet warlich nicht, auch das Verdienſt der Popularität hat er. Aber er phantaſirt, oder humoriſirt bisweilen zu ſtark, als daß man ſeine Meynung immer ganz oder richtig faſſen könnte; daher ich ihm vorläufig manchen Gegner prophezeihe. Ich ſelbſt würde ihm manchen Zweifel zur nähern Beleuchtung vorlegen, wenn hier der Ort dazu wäre. Er unterſucht erſt die Frage, wiefern iſt das teutſche Reich kein Erbreich? Dann beweißt er, daß in der Errichtung des churfürſtlichen Collegiums, über deſſen Urſprung ſchöne Bemerkungen eingeſtreuet ſind, die wahre Entſtehung des Wahlreichs liege. Er zeigt, wo der Anfang der kaiſerlichen Wahlcapitulationen zu ſuchen ſey, und welches die eigentlichen

Reichs-

Reichsgrundgesetze sind. Er handelt hierauf von der Vollstreckung der Reichsgesetze und der Justiz, von den Würden und Vorrechten der Churfürsten, Fürsten und Ständen, von den Conföderationsrecht der Stände, von gewissen Verbindlichkeiten des Kaisers gegen die Stände; alles nach Anleitung der Wahlcapitulation Kaiser Carls des Fünften. In einen andern Theil will der Verfasser die noch rückständigen Materien nachhohlen.

III.

Arzneywissenschaft.

1) Nachrichten von der Lage, der Geschichte, dem Gehalte, dem Gebrauche und den Würkungen des Rehburger Gesundbrunnens und Bades, in zwey Sendschreiben des Herrn Hofmedicus, D. Christoph Weber, zu Walsrode, an einen seiner Freunde; auf dessen Erlaubniß zum Druck befördert. Hannover, bey Joh. Wilhelm Schmidt. 1773. in 8. 86 Seiten.

Gegenwärtige Sendschreiben erschienen zuerst im Jahr 1769 in Hannover bey Wecken auf 46 Seiten in 8. Vorjetzo hat der sehr geschickte Herr D. Weber solche mit interessanten Krankengeschichten um ein ansehnliches vermehrt. An der Untersuchung dieses Rehburger Gesundbrunnens hat nach dem eignen Geständniß des Herrn Verfassers der sehr fleissige Herr Hofapotheker Andreä zu Hannover einen großen Antheil, von dessen chymischen Einsichten wir schon im voraus vergewissert sind. Die Krankheiten, wobey sich dieses Wasser würksam bewiesen, sind, Gicht, Contrakturen, Lähmungen, verstopfte güldne

Adern, Hypochondrie, schwache Nerven, u. d. gl. der glücklichen Fälle sind überhaupt funfzig an der Zahl!

2) Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Erstes Stück, von den Krankheiten, die von der zurückgetretenen Milch entstehen. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung 1774.

Beobachtungen der Ausländer, welche hin und wieder in grössern Werken zerstreut sind, können und müssen dem praktischen Arzte nicht anders, als angenehm seyn. Dieses erste Stück enthält besonders Krankheiten, welche vielen Aerzten zeither nicht sonderlich bekannt gewesen, und diese sind Versetzungen der Milch bey Wöchnerinnen, depots laiteux). Die Herausgeber behaupten, daß der französische Arzt, Püzos, die teutschen Aerzte zuerst aufmerksam auf die Kenntniß und Cur dieser Krankheiten gemacht habe. Eine äuserst wünschenswerthe Sache ist indessen doch, daß sich mehrere teutsche Aerzte um die Ursachen uud Cur dieser Uebel, mehr als zeither, bekümmern möchten. Püzos sahe die mehresten dieser Milchgeschwülste hanptsächlich in der Weiche und im Unterbauche, welche derselbe glücklich zur Vereiterung brachte. Auserdem müssen wir gestehen, daß die vom Püzos erzehlten Fälle, minder erfahrnen Aerzten ein groses Licht in der Erkenntniß der Zufälle, so von Milchversetzungen entstehen, anzünden werden. Gleich wichtig sind die Aufsätze von David, Levret und Deleurye.

3) Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Zweytes Stück. Leipzig, in der Dykischen Buchhandl. 1774. 186 Seiten.

Die

Die in diesem zweyten Theile enthaltnen Schriften sind aus den, seit dem Jahre 1770 herausgekommenen, philosophischen Transactionen, und den Schriften der pariser Akademie und Harlemer gelehrten Gesellschaft genommen. Praktischen Aerzten müssen wir den Aufsatz von den würksamen Gebrauch der Gifte, besonders des Sublimats, des Kirschlorbeers, der Digitalis, des Schierlings und des giftigen Nachtschattens, zu fernerer Prüfung besonders anempfehlen. Daß Brisbane die Heilkräfte der Sasaparille bey venerischen Zufällen noch so sehr erhebt, wundert uns. Lehrreicher aber ist dessen Aufsatz von dem Nutzen der Spanischen Fliegen-Tinktur bey dem Harnflusse (diabetes); und derjenige, wo von den Würkungen des Brechweinsteins in der Wassersucht gehandelt wird.

IV.

Oekonomische Chymie.

G. A. Hofmanns Unterricht in der Chymie, Metallurgie, Oekonomie, den Handwerkern und andern Künstlern nöthigen Kenntnissen. Mit dazugehörigen Rissen. Gotha, bey Carl Wilh. Ettinger, 1774. in 8. 360 Seiten.

Der V. ist uns bereits als ein geübter Scheidekünstler auf der vortheilhaftesten Seite bekannt. In der Vorrede finden wir eine kurze Geschichte der Scheidekunst, dann von Betrügereyen der sogenannten Goldkocher oder Alchymisten. Freylich besinnet sich der pharmaceutische Scheidekünstler nicht darauf, daß in des Färbers Flotte ein gesäuert Weinstein-Salz und ein Oel enthalten sey, und was diese vor eine Würkung thue; noch weniger findet man in pharmaciuetischen oder metallurgischen Schriften, was die Ursachen

des Bleichens der Leinwand seyen; was eine Beize vor eine Farbe nach sich lassen, oder wodurch das türkische Garn eine dauerhafte Farbe erhalten möchte; worinne die Düngung der Felder, nach Beschaffenheit des Erdreichs bestehen, und auf was Art diese Düngung würken müsse, wenn solche zum Fruchtbarmachen der Felder geschickt werden soll. Dieses und noch weit mehr zeigt der ökonomische Scheidekünstler, wovon uns Herr Hofmann in diesem schönen Buche die besten Beweise in reicher Maase gegeben hat.

V.

Historische Wissenschaften.

1) Joh. Christoph Gatterers, Kön. Grosbrittan. Churbr. Lüneb. Hofraths, und Professors der Geschichte zu Göttingen, auch Direktors des königl. historischen Instituts, Abriß der Heraldick. Göttingen und Gotha, im Verlag bey J. C. Dieterich 1773. 8 Bogen in 8. nebst 8 Kupfern.

Die Wappenkunde ist hier, in so fern es thunlich, wissenschaftlich behandelt, so daß man sie, mit Zuziehung eines grössern Werks, für sich lernen kann. Eine lichtvolle Anordnuug der Materien ist auch an diesem Gattererschen Product eine vorzügliche Eigenschaft. Der Hauptsache nach ist es der schon dreymahl zu Nürnberg herausgekommene Abriß, aber unter ziemlich veränderter Gestalt.

2) Isländische Litteratur und Geschichte. Erster Theil. Göttingen und Gotha, im Verlage J. C. Dieterichs 1773. 13 Bog. in 8.

Seit

Seit etwa 140 Jahren kennen wir die Isländischen Chronicken; die besten sind gedruckt; man hat viele einzelne gute Abhandlungen darüber: aber in Teutschland kennen wir nur noch wenige dieser Schätze. Sie gemeinnützig zu machen und dabey seine eigenen Bemerkungen mitzutheilen, ist Hrn. Schlözers rühmliche Absicht. Hier in diesem ersten Theil handelt er von der Isländischen Litteratur überhaupt, und von der Edda insonderheit. In unsern Tagen, da so manche von der Edda schwatzen, ohne zu wissen, ob dies Mann, Frau, oder Ding sey, war es nöthig und nützlich, hiervon zu schreiben; wiewohl dies nur als ein Nebenvortheil des Büchleins anzusehen ist: wichtiger ist dessen Nutzen für Liebhaber und Kenner der Geschichte. Diese Wissenschaft hat Hrn. Schlözern die Ausrottung so mancher verjährter Vorurtheile, Hypothesen und Hirngespinste zu danken; und durch diese Bemühung erlangt sie neue Reinigungen. Der Vorbericht ist ganz von Hrn. Schlözer: die Abhandlung über die Isländische Edda selbst, von dem sehr gelehrten Hrn. Canzleyrath Ihre in Upsala. Sie ist in Schwedischer Sprache geschrieben und kam im Jahr 1772 heraus. Hr. Sch. liefert eine Uebersetzung davon — wenn anders eine bessere kritische Zusammenstellung der Ihrischen Sätze Uebersetzung genennt werden darf — und fügt reichhaltige Anmerkungen über die nordische Sprach- und Geschichtkunde bey. Er theilt hernach den so merkwürdigen Prolog der Upsalischen Edda, Isländisch und Lateinisch, mit, wie auch Anmerkungen, die einem Göttingischen Exemplar der Edda beygeschrieben sind. Gegen das Ende liefet man eine Anfrage wegen einer Isländischen Handschrift in der Wolfenbüttler Bibliotheck, nebst Erklärung auf Hrn. Leßings Vorwürfe; und ganz zulezt drey Anmerkungen gegen Hrn. Thummanns Anmerkungen über des erstern allgemeine Nordische Geschichte, wo untersucht wird: ob Sämund Verfasser der Odda-Annalen sey? ob Snorre Verfasser der Edda

sey?

sey? über die Suethans im Jordanis, oder wie er bisher geheissen hat, Jornandes oder Jordanus. Für gewisse Kritikaster zeichne ich folgende Stelle, S. 61 aus: „Furchtsam urtheile ich von den teutschen Bar„den (ob sie nämlich eben so hungrige, boshafte, ver„ächtliche Geschöpfe waren, als die Galischen), weil „ich nicht alle Stellen der Alten über sie beysammen „habe. Doch so viel, deucht mich, giebt die Ueber„schauung des Ganzen zu erkennen, daß diese Bar„den nicht wie Klopstock und Denis sangen, und daß „sehr viel Patriotismus oder Bescheidenheit und Her„ablassung sey, wenn einige unsrer neuesten und er„habensten Dichter den zweydeutigen Barden-Namen „an sich kommen lassen. Verse hatten freylich unsre „alte Teutsche, aber wie waren diese Verse? Ver„muthlich wie die Verse unsrer und aller Welt Bau„ern noch heut zu Tage sind; vermuthlich wie die Lie„der, die Hans und Grethe in ihren Gelagen von Rit„tern, Bier und Liebe singen ꝛc." Den zweeten Theil wird Hr. Sprengel besorgen, und darinn die bereits von Hrn. Ihre berührte fabelhafte Ableitung der Skandischen Völker, bis zu ihrer ersten Quelle hinauf, verfolgen.

3. **Die merkwürdige Lebensgeschichte des unglücklichen rußischen Kaisers, Peter des Dritten, samt vielen Anekdoten des rußischen Hofs und derer Personen, die seit einiger Zeit an solchem geherrschet, oder sonst viel gegolten haben. Aus zuverläßigen Nachrichten ans Licht gestellt, von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1773. 1 Alph. in 8.**

Eine der unverschämtesten Kompilationen! Aus dem Büschingischen Magazin, aus Mannsteins Memoiren, aus den Briefen des verkappten de la Mar-

che,

che, und aus andern bekannten Büchern, die aber alle nicht genannt sind, hat der Verfasser seine Anekdoten zusammengetragen, ohne alle Auswahl, ohne Ordnung, ohne Kenntniß der rußischen Geschichte und Geographie.

4. Herrn Ludwigs, Freyherrn von Holberg, allgemeine Kirchenhistorie von dem Jahr Christi 1700 bis 1750. fortgesezt von J. T. K. Fünfter Theil. Ulm und Leipzig, im Verlag J. C. Wohlers 1773. 522 Seiten in 4.

Wer alle in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts vorgefallene, zum Theil sehr erhebliche Zänkereyen der Theologen, unter sich selbst und mit der armen Philosophie, ihren Gegenfüßlern, genau kennen lernen will, findet hier treflichen Unterricht und reichen Stoff zu Betrachtungen über die manchfaltigen Krümmungen des menschlichen Herzens, die manichfaltigen Irrungen des menschlichen Verstandes, und die Natur und Würkungen des neulich erwähnten Bonzengifts, dessen unselige Ausbrüche, Theologenhaß, Unduldsamkeit und Verfolgungsgeist von jeher so viel Unheil in der Welt angerichtet haben. Der Verfasser dieses empfehlungswürdigen Buches ist Hr. M. Johann Ludwig Köhler, Pfarrer zu Enabeuren im Würtembergischen.

VI.

Dichtkunst und Schöne-Litteratur.

---

1) Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern, fünfte Sammlung. Frankf. und Leipz. 8. bey Garbe, 1774.

Mit

Mit diesem Theile macht Hr. Pfeffel den Beschluß seiner nützlichen Bemühungen für unsre Bühne, weil er fürchtet, daß unsre jetzige Prädilection für die Britten uns gegen französische Muster immer gleichgültiger machen möchte. Aber zu geschweigen, daß wir auf dem Theater der französischen Beyhülfe nicht eher werden entbehren können, als bis wir die Franzosen in Praxi eben so weit hinter uns gelassen haben, als in der Theorie, so hat Hr. Pfeffel fast immer das Meiste bey der Sache gethan. Er wählte nicht Meisterstücke der französischen Bühne, sondern nur solche Schauspiele, die sich vermittelst des kritischen Messers brauchbar machen liessen. So gehört in diesem neuen Bande das Trauerspiel Arete mehr dem Uebersetzer als dem Originalautor. Die meiste Unterhaltung muß auf der Bühne das erste Stück der Eifersüchtige von Dufresny gewähren. Bey der Coquette corrigeé hat Hr. Pfeffel sein Uebersetzertalent doppelt gezeigt, da er einen höchstpoetischen Dialog aufzulösen hatte. Das Preiugé à la mode ist zwar unter uns schon bekannt genug; man wird aber mit Vergnügen die Aenderungen nachsehen, welche hier damit vorgenommen worden.

2) Die Eroberung von Magdeburg, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 1774. 8.

Nationalthema und historische Form thun es freylich nicht allein; Gemählde nach der Natur, Leidenschaften, charakteristischer Dialog müssen hinzukommen, wenn es nicht bloß dramatische Chroniken werden sollen. Veranlassung genug dazu fand der (oder die) Verfasser in dieser Geschichte, da sie aber nirgends benuzt worden, so würde das Schauspiel gar kein Interesse haben, wenn nicht noch Emiliens Roman thäte, der zum Hauptsujet wird, da er doch nur Episode seyn sollte. Uebrigens ist es löblich, daß der, so zum drittenmal das Stück umgeschmolzen haben soll, alle Deklamation ausgerottet, und die

Sprache

Sprache edler gemacht hat, als sie in Staatsactionen sonst zu seyn pflegt. Daß ein solches Stück, zu Magdeburg aufgeführt, sehr viel Würkung gethan hat, nimmt uns nicht Wunder.

3) Almanach des Theaters in Wien, nebst einer Abhandlung von der Kunst und dem Stande des Schauspielers, aus dem Englischen übersezt, 8. 1774.

Dieser Almanach, der erst Nachrichten, dann Theatralneuigkeiten hieß, und von Herrn Müller besorgt ward, hat jezt seinen eigenthümlichen Titel bekommen, und erscheint unter der Garantie der ganzen Schauspielergesellschaft. Auch seine ganze innre Einrichtung hat viel Veränderungen erlitten. So angenehm vielen Lesern die Abwechslung in dergleichen periodischen Instituten seyn mag, so hätte ich doch eine gute Idee der vorigen Jahre beyzubehalten gewünscht, die Rückblicke in die Geschichte der teutschen Bühne. Dafür hätte ich den Verfassern die Auszüge aus den neugegebnen Stücken erlassen wollen. Theils sind die Stücke zu bekannt, theils zu schlecht, als daß man diese Auszüge nicht überschlagen sollte. Indessen finden die Freunde der theatralischen Litteratur und die Beobachter von dem Fortgange des Wiener Geschmacks auch hier wieder Nahrung genug.

4) Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subscription gedruckt. Leipzig 1774.

Der Herr D. Göthe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespear seyn könnte, wenn er wollte: hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes seyn könne. Denn so

wie

wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek Roax Roax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nehmlichen Euripides, welchen Hr. Göthe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist! W.

5) Fanny, oder die glückliche Wiedervereinigung, ein Drama in einem Aufzuge, aufgeführt auf den K. K privilegierten Theatern. Wien 1773. 32 Seiten in 8.

Alles vereinigt sich bey diesem Schauspiele, den Anzeiger von kritischen Visionen auf rosenfarbne Ideen zu führen. Zwey kleine Bogen, von einem Frauenzimmer, von einem liebenswürdigen Frauenzimmer, von einer Schauspielerin verfaßt, die mit reizender Blödigkeit zu den Altären der Kritik hinzittert, mit der Naivetät der jungen Indianerin von ihrer Unerfahrenheit spricht, ihren Stoff aus einem kleinen französischen Romänchen entlehnt, alle Fehler kennt, welche den romantischen Dramen ankleben — Wer müßte der Kritiker seyn, der seinen Scepter nicht auf die Verfasserin neigen, oder an diesem kleinen Schauspiel etwas anders, als das reizende Bildniß derselben vermissen wollte?

6) *Spatziergänge, erster Theil.* Berlin, bey Himburg, 1774. 8.

Weder Promenaden eines Müßiggängers, noch für Müßiggänger, aber auch weder Akademie noch Stoa,

Stoa, sondern sokratische Unterredungen des Verfassers mit seinen Mitbürgern und Mitbürgerinnen über Erfahrungen und über Lehren, über Beobachtungen nnd über Empfindungen. Alles hat das lachende und leichte Gewand der Natur, die der Spatziergänger vor Augen hat. Nur schonen Seelen, denen, wie der Verfasser von sich erzählt, das Leben nur ein vergnügter Spatziergang ist, müssen diese Lustwälder geweiht seyn! Auf acht und zwanzig Touren hat uns der Verfasser so wenig ermüdet, als ein angenehmer Gesellschafter, von dem man sich ungern trennt.

7) M.... R.... oder Meine Reisen, wie wir auf der dritten Seite erfahren. 133 Seiten in 8.

Es giebt gewisse Leute, deren Bekanntschaft man nicht in dem nehmlichen Augenblicke macht, da man sie zum erstenmale sieht und spricht. Man muß sie mehrmals sehen und sprechen; und indessen entsteht bey uns, während der Untersuchung, eine Sympathie mit ihnen, die uns zu ihren wärmsten Freunden macht. Eben so gieng es uns mit diesem Buche. Wir nahmen es mit einer Art von Mißtrauen in die Hände, abermals einen leidigen Nachwanderer Yoriks zu finden. — Wir blätterten anfangs — fanden manche gute Stelle — lasen zusammenhangender — von Anfang bis zu Ende — und legten endlich das Buch mit dem Wunsch aus der Hand, daß der Verfasser, der so viel eigene Laune, eigenen Witz und feine Empfindsamkeit darinn verräth, uns öfters mit Früchten derselben beschenken möge, aber mit Früchten, die nicht (wie die Feigen des Demokritus, die nach Honig schmeckten, weil die Köchin sie in einem Honigtopfe aufbewahrt hatte) durch einen zu merklichen Geschmack von Yoriks besonderer und in der That unnachahmlicher Manier, flüchtige Leser ohne Beurtheilung in den Fall setzen möchten, den wahren Werth und das Eigenthümliche davon zu übersehen.

VI.

Mathematische Wissenschaften.

1) Getreue Anweisung zu Felder- und Land-Theilungen ꝛc. Hannover u. Leipzig, bey Schmidt 1773. 8½ Bogen in 8. nebst 6 Kupfertafeln.

Man sieht bald, daß der Mann seine Materien nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch durchgearbeitet hat. Dies allein könnte schon dies Buch hinreichend empfehlen: es hat aber auch noch andre gute Eigenschaften an sich, einen sehr faßlichen Ausdruck, und Beyspiele, die größtentheils aus eigner Erfahrung herrühren, und mit großer Ueberlegung ausgesucht sind. Vor andern Büchern dieser Art hat es einen Vorzug wegen des dritten Abschnitts, worinn die Anwendung der Theorie auf viele ökonomische Geschäfte, durch fleißiggemachte Zeichnungen und Beyspiele begreiflich gemacht wird.

2) Astronomisches Jahrbuch oder Ephemeriden für das Jahr 1776, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Beobachtungen, Nachrichten, Bemerkungen und Abhandlungen. Unter Aufsicht und mit Genehmhaltung der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin verfertiget und zum Druck befördert. Berlin, im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung 1773. 377 Seiten in groß 8, nebst 6 Kupfertafeln und vielen im Text vorkommenden Figuren.

Nicht für die Kalendermacher allein, sondern auch für alle Astronomen und Liebhaber der Sternkunde

kunde ein schätzbares Werk! Es tritt an die Stelle des ehemaligen astronomischen Kalenders, den die Akademie zu Berlin herausgegeben, ist aber von weit grösserem Umfang. Die eigentlichen Ephemeriden oder die Berechnung des Himmelslaufs auf jeden Tag des Jahres bestehen für jeden Monat aus acht Seiten, und diese wieder aus verschiedenen Kolumnen. Auf der ersten und zweyten Seite stehen die Berechnungen für die Sonne und die Zeitgleichung; auf der dritten und vierten die Planetenrechnungen; auf der fünften und sechsten die Berechnungen des Mondes; auf der siebenten und achten die Berechnungen der Jupitersstrabanten. Alles bisher Angeführte und die Tafeln zur Anleitung sind von dem Hrn. Bode, obgleich Hr. Lambert bequemere Methoden bey einigen Berechnungen angegeben hat. Hr. Bode hat auch in einem Anhang die vornehmsten Himmelsbegebenheiten für dieses 1774ste Jahr beygefügt; ebendies wird er im 2ten Band für das Jahr 1775 thun.

VII.

Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissenschaften.

1) Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand, von einem Böhmen. Prag, bey W. Gerle. 278 S. in 8.

Der gröβte Theil unserer Erziehungs-Systeme hat einen von den beyden Fehlern, daß sie entweder zu gelehrt und abstrakt geschrieben sind, und also von den meisten Personen, die sich mit der Erziehung beschäftigen, nicht genuzt werden können; oder zu allgemein, und also bey der würklichen Anwendung auf die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft, grosse Lücken lassen, welche nur wenige Väter, Mütter und Pädagogen gehörig auszufüllen

füllen im Stande sind. Jedermann giebt zu, daß anders der junge Bauer, anders der junge Bürger, anders ein junger Mensch von Stande, oder der sogenannte Cavalier, jeder aber nach seiner besondern Bestimmung für dieses Leben erzogen werden müsse. Eben dies hat der vortrefliche Hr. Verfasser dieser Abhandlung, ein Mann der in allem Betracht Hochachtung und Verehrung verdient, gefühlt, und, um gemeinnützliger zu seyn, lieber partikular werden wollen. Er wählt sich die Erziehung des jungen Menschen vom Stande, der für die größeren Scenen des Lebens, oder auch wohl für den Kriegsdienst bestimmt seyn kann, zu seinem Vorwurfe; und behandelt seine Materie mit einer fruchtbaren Kürze, mit einer Klarheit der Begriffe, mit einer Simplicität und Deutlichkeit des Vortrags, kurz mit so viel gesunder Vernunft und so wenig Vorurtheilen, daß er nothwendig höchst gemeinnützig werden muß. Nicht die geringste Kleinigkeit entgeht ihm sowohl in der physischen als moralischen Erziehung seines Zöglings. Die Kürze, die wir hier beobachten müssen, verbietet uns den Datail dieses Werks. Wir können nichts thun, als es jedem vernünftigen Vater, jeder vernünftigen Mutter, jedem vernünftigen Hofmeister bestens zu empfehlen.

2) Schauplatz der Preußischen Zeugmanufacturen: das ist, Beschreibung aller Leinen- Baumwollen- Wollen- und Seidenwürker-Arbeiten, vornemlich wie sie in den königl. preußischen und churfürstl. Brandenburgischen Landen verfertiget werden; von Joh. Carl Gottfr. Jacobsson. Erster Band. Berlin, bey A. Mylius 1773. 554 S. in gr. 8. nebst 4 Kupfertafeln.

Zwar auch für den blossen Leser, aber doch eigentlich zum Behuf des Manufacturisten, der sich

hier

hier zusammenhängende Kenntnisse und Erweiterungen seiner Kunst erwerben kann. In eilf Abschnitten wird von der Kunst des Leinwebers, Barchent- und Kanevaswebers, Zwillichmachers, Musterarbeiters, und Damastwebers, wie auch von den Materialien der Leinen- und Baumwollenmanufacturen, von Formschneiden, von Kattundrucken, von Bereitung der Wachsleinwand, von Verfertigung der Papiertapeten, von der Schwarz- Schön- und Seidenfärberey gehandelt.

3) Ueber die Abstellung des Herrendienstes. Eine Schrift, welcher die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im November 1772 den Preiß zuerkannt hat, von C. F. G. Westfeld. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung 1773. 3 Bogen in 8.

Billig sollte ein solcher Verfasser noch etwas mehr als einen Gesellschaftspreiß erhalten. Fürsten, in deren Ländern noch immer die unseligen, die Menschheit entehrenden Frohndienste, und die damit unzertrennlich verbundene Leibeigenschaft Mode ist, sollten diese Schrift beherzigen, und Westfelds praktische Vorschläge in Ausübung bringen; dies wär eine Belohnung, mehr werth, als viele tausend Stück Goldes und Silbers!

VIII.

Grammatick, Philologie, Kritick.

1) Johann Friedrich Heynatz, Lehrers an der Schule im grauen Kloster zu Berlin, Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftli-

chen Aufsätzen des gemeinen Lebens überhaupt, und der Briefe insbesondre. Mit einigen Kupfertafeln. Berlin, bey Arnold Wever. 1773. 832 Seiten in 8.

Von diesem Verfasser, der sich unsern Landsleuten durch glückliche Bearbeitung der teutschen Sprachkunde in verschiedenen Büchern vortheilhaft empfohlen, ließ sich freylich etwas Besseres erwarten, als von den gewöhnlichen allzeit fertigen Briefstellern, der Junker, der Uhse, der Schmotther, der Schröter ꝛc. welche leider! noch in manchen Gegenden Teutschlandes zu Aushelfern und Trösten dienen müssen. Hrn. Heynatzens Buch ist nicht allein von Seiten einer natürlichern und nach den neuesten Reformen der teutschen Sprache eingerichteten Rechtschreibung und Grammatick, sondern auch wegen der Deutlichkeit und Vollständigkeit in Regeln und Beyspielen, sicherer zu empfehlen. Nur in den Titulaturen und in dem Theil von dem zum Unterricht und zur Bildung des Geschmacks nöthigen Bücherlesen ist er nicht immer modern und fest genug. Die beygefügten 14 Kupfertafeln enthalten Vorschriften zur Kalligraphie.

2) *Luciani Opuscula selecta, edidit Dav. Christoph. Seybold, Prof. Ien.* Gothae. sumtibus C. W. Ettingeri. 1774. 1 Alph. 3 Bogen in kl. 4.

Ein neuer Beweiß von Hrn. Seybolds Kenntniß der alten und neuen Litteratur, wodurch andern, die sie noch nicht besitzen, viel Nutzen kann geschaft werden. Unter der Menge Lucianischer Schriften hat er einige Göttergespräche, besonders das Urtheil des Paris, verschiedene Todtengespräche, ferner den Charon, die Seelenversteigerung und den Fischer, gewählt, und schon hieraus kann man den guten Geschmack des Herausgebers erkennen: denn alle

diese

dieſe Stücke ſind ächt Lucianiſch, fein griechiſch, herrlich dialogirt, voll von geſunder Philoſophie. Die kurzen, aber doch vielſagenden Anmerkungen erläutern nicht allein die Schönheiten des Originals, beſonders durch Vergleichungen mit teutſchen Dichtern, ſondern ſind auch zum Theil grammatikaliſch. Die Accente und Spiritus ſind, nach dem Beyſpiel einiger Engländer, weggelaſſen, welches auf der einen Seite bequem, auf der andern aber unbequem iſt. Eine Ueberſetzung, ſo wie ſie Gesner machte, beyzufügen, wäre nicht undienlich geweſen; denn ſolche Ueberſetzungen thun oft eben ſo gute Dienſte, als ein Hemſterhuiſiſcher Kommentar.

IX.

Ueberſetzungen.

1) Die Collection of Voyages des Dr. Hawkesworth iſt ein zu berühmtes Werk, als daß es vielen unſrer Leſer ganz unbekannt ſeyn könnte. Es enthält eine von Meiſterhand verfertigte Beſchreibung der neueſten Reiſen um die Welt, welche von Engländern im Laufe der lezten zehn Jahre unternommen worden, und unter denen ſich, auf die vorzüglichſte Weiſe, die von den berühmten Hrn. Banks und Dr. Solander, aus edelm Wiſſensdurſte, unternommene Reiſe in dem ſüdlichen Theile unſrer Welt, durch den philoſophiſchen Geiſt der ſie in ihren Beobachtungen geleitet, und durch eine Menge neuer Entdeckungen auszeichnet. Je ſeltner es iſt, daß Philoſophen dergleichen Reiſen unternehmen wollen und können, je merkwürdiger werden ſolche für die Menſchheit; und wiewohl dieſe neueſten, in einem noch wenig bekannten Welttheile unternommenen, gefahrvollen Wanderungen dem Warheitsforſcher noch vieles zu fragen und zu wünſchen übrig laſſen: ſo ſehe ich ſie doch als einen höchſtſchäzbaren

Beytrag zur Geschichte unsers Planeten und seiner Bewohner an, der dem Nachdenken des Philosophen neue Felder eröfnet, und durch die neuen Seiten, die er uns an der menschlichen Natur zeigt, uns in den Stand sezt, einen merklichen Fortschritt in der raisonnierten Naturgeschichte des physisch-moralischen Menschen zu thun, und manchen wichtigen Punkt, worüber wir bloß durch den Weg der Beobachtung ins Klare kommen können, der Berichtigung näher zu bringen.

Von diesem in so vielen Betrachtungen wichtigen Werke, welches auch für die blossen Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre durch die Neuheit der Gemählde, die es aufstellt, und die angenehme Art des Vortrags unendlich interessant ist, liefert uns die Haude und Spenerische Buchhandlung in Berlin eine teutsche Uebersetzung, unter dem Titel: Geschichte der Englischen Seereisen und Entdeckungen in der südlichen Hemisphäre, in drey Quartbänden, auf schönes Regalpapier prächtig abgedruckt, wovon die beyden ersten Bände bereits in dieser Ostermesse ausgegeben werden. Die Verleger haben, mit einem aufmuntrungswürdigen Eifer, weder Fleis noch Kosten gespart, diese teutsche Ausgabe eines der merkwürdigsten Bücher unsres Jahrhunderts in jeder Betrachtung dem Original so nah zu bringen als möglich. Die, einem in London selbst wohnhaften, und in beyden Sprachen gleichgeübten Gelehrten, übertragne Uebersetzung verdient, wenn ich mich nicht sehr irre, ihrer Sprachrichtigkeit und schönen Schreibart wegen, claßisch genennt zu werden. Die zu dem Werke gehörigen Kupfer, sind nach dem Englischen, (wozu der König von England — dieser preißwürdigste Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste — selbst die Kosten hergegeben) mit so vielem Fleisse nachgestochen, daß sie den Originalen beynah gleich zu schätzen sind. Kurz, die Verleger haben sich beeifert,

eifert, diesem Werke einen der ersten Plätze unter den Wenigen zu verschaffen, welche die Ehre der teutschen Typographie gegen die Ausländische behaupten. Wir zweifeln nicht, daß es bey unserm Publicum die günstige Aufnahme finden werde, die es verdient. Welcher Liebhaber einer unterhaltenden Lectüre wollte das Geld, das er vielleicht nach und nach an ein Dutzend schaaler Romänchen oder andrer litterarischer Meteore von der wäßrigen, feurigen oder lüftigen Art, verhändelt hätte, nicht lieber an ein Werk wenden, das das Wahre mit dem Neuen, und das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine so vorzügliche Art vereiniget? W.

2) Der Buchhändler, Johann Ernst Meyer, in Breslau hat uns unlängst den ersten Theil einer teutschen Uebeesetzung des merkwürdigen Nachlasses des berühmten Helvetius an die denkende Welt, nehmlich von dessen Werke über den Menschen, dessen Geisteskräfte und dessen Erziehung, d. i. über den Menschen, wie ihn die Natur macht, und wie ihn die Kunst ausbilden und vollenden könnte, geliefert. Von dem Buche selbst läßt sich mit gleichviel Wahrheit, sehr viel Böses und sehr viel Gutes sagen. Es enthält viele, mehr oder weniger nahrhafte, zum Theil ziemlich leichte, zum Theil ziemlich unverdauliche Seelenspeise für philosophische Köpfe; aber vieles, was ein gesunder denkender Kopf wohl verdauen kann, ist Gift für schwache oder leichtsinnige oder nicht genug unterrichtete Leser. Um so mehr hätte der Uebersetzer eines solchen Buches dasselbe nicht ohne das nöthige Gegengift, nicht ohne eine gründliche Beurtheilung, und ohne prüfende oder zurechtweisende Anmerkungen in die Welt schicken sollen. Konnte er nicht? Wollte er nicht? Ließ ihm der Verleger nicht Zeit dazu? Im zweyten Falle hätte der Uebersetzer, im ersten und dritten der Verleger sehr unrecht. Werke von diesem Schlage müssen entwe-

der

der gar nicht, oder von Männern übersezt werden, welche Genie, Gelehrsamkeit, guten Willen uud Muße genug haben, sie, durch gehörige Scheidung des Guten und Bösen, unschädlich und gemeinnüzzig zu machen. W.

VI.

Vermischte Anzeigen.

1) Das Carolinum zu Cassel ist durch eine ganz neue Einrichtung überaus gemeinnüzzig, und für junge Studierende nicht weniger bequem als vortheihaft worden; die ganze neue Anstalt steht unter der Oberaufsicht des wirklichen Etats-Ministre und General-Lieutenant, Freyherrn von Schlieffen. Wir wünschten, daß uns der enge Raum hier nicht verböte, den Detail davon, nach der gedruckten Nachricht, weitläuftiger anzuführen, als welcher sie unfehlbar noch mehr empfehlen müßte.

2) Der Hr. Prof. Jobel zu Frankfurt an der Oder, kündigt dem Publikum die Herausgabe einer Bibliothek der Philosophie und Litteratur, als eines periodischen Werks an, die, in beyden Fächern, sowohl eigene Abhandlungen als Ankündigungen fremder Schriften enthalten soll. Die Straußische Buchhandlung zu Frankfurt, als Verleger davon, wird in der nächsten Ostermesse das erste, und in der Michaelismesse das zweyte Stück davon liefern.

3) Einige Kinderfreunde geben mit Anfange dieses Jahres, im Verlage der Brüder Helwing zu Hanover, ein Niedersächsisches Wochenblat. Sie wählen den Weg der Subscription, und der Preiß für einen ganzen Jahrgang ist 1 Thlr. Das Lippische Intelligenz-Comptoir zu Lemgo empfängt die Pränumeration, und besorgt die Expedition desselben. Hiesige Liebhaber können sich deßhalb an die Expedition des Teutschen Merkurs wenden.

4) Die-

4) Diejenigen Gelehrten, die sich das Fuldaische Wurzellexicon (s. Merkur Band 4. S. 92 u. f.) auf Subscription schaffen, und dadurch die Ausgabe dieses wichtigen Werks großmüthig befördern wollen, können sich bis Johannis dieses Jahrs nicht allein bey dem Herausgeber, Hrn. Hofr. Meusel zu Erfurt, sondern auch bey folgenden Herren Collecteurs melden:

zu Altenburg	bey Hrn.	Bücherkommissar Richter.
Anspach	〃 〃	Hofmeister Burkard.
Erlangen	〃 〃	Hofrath Harles.
zu Frankfurt a. M.	bey Hrn.	Hofrath Deinel.
Göttingen	〃 〃 〃	Boie.
Halle	〃 〃 〃 〃	Professor Schütz.
Helmstädt	〃 〃 〃	Prof. Schirach.
Inspruck	〃 〃 〃	Archivsgehülfe Gaßler.
Kiel	〃 〃 〃 〃	Prof. Hirschfeld.
Leipzig	〃 〃 〃 〃	Prof. Eck u. die Hilscherische Buchhandlung.
Tübingen	〃 〃 〃 〃	Magister Lang.
Ulm.	〃 〃 〃 〃	Köhler.
Weimar	〃 〃	die Expedition des Teutsch. Merkurs.
Wien	〃 〃 〃 〃	Hr. Rath Riedel.

Erklärung des Herausgebers über die Recension N. 2. S. 345 im Fünften Band des Merkur.

Herr Doctor Zückert, in Berlin, ein gelehrter Arzt, der durch viele eigene Schriften sich um die Naturgeschichte und Arzneywissenschaft verdient gemacht, und dessen der Merkur S. 328 des Fünften B. sehr rühmliche Erwähnung thut, beschwehrt sich in einem höflichen und seinem sittlichen Charakter Ehre machenden Schreiben an mich, darüber, daß ihm in

der

er Rec. II. S. 345 des Fünften B. vom Merkur unverdien-
er weise, übel begegnet worden. Er verlangt zwar deßhalben
eine Genugthuung; aber ich halte mich verbunden, sie ihm
ffentlich zu geben; da nichts meinen Gesinnungen mehr zu
ider ist, als Männern von würklichen Verdiensten, auch als-
ann wenn ich von irgend einem ihrer Werke Böses sagen
uß, unwürdig zu begegnen. Ich versichre also hiemit, daß
ch über die Person des Verfassers der Berlinischen Uebersе-
ung Tristrams ganz falsch berichtet war, und, in der gänz-
chen Meynung, daß D. Zückert, der Arzt, und Zückert, der
ebersetzer Tristrams zween ganz verschiedene Männer wären,
n dem Leztern nicht so gesprochen habe, als ich gethan
ben würde, wenn ich gewußt hätte, daß es eben derjenige
, der sich in einem andern Fache die Hochachtung der ge-
rten Welt erworben hat. Dieses mir schmerzlichen Irr-
ums würde ich nicht schuldig geworden seyn, wenn ich die im
en Stücke des I. B. der Baldingerischen Biographien be-
dliche Lebensbeschreibung des Hrn. D. Zückerts, und darinn
ch sein selbsteignes Bekenntnis über die Gebrechen seiner
bersetzung Tristrams gelesen hätte. Aber wie sollt' ich auch
es lesen können? Uebrigens erfreut michs zu vernehmen,
ß Hr. Dr. Z. an dem Mißbrauch meines Nahmens, der den
sfall auf seinen Verleger und Ihn veranlaßte, keinen An-
eil gehabt habe. Ob ich zuviel Böses von seiner Uebers.
d von einer gewissen nur allzuzahlreichen Classe von Ueber-
ern gesagt, darüber mögen Kenner urtheilen. Alles was
dem Hrn. D. Zückert und mir selbst schuldig zu seyn glaube,
zu erklären, daß ich mich an seiner Person gänzlich geirret
be, und da ich von der Zückertschen Uebersetzung sprach wie
dachte, weit entfernt war zu wissen was ich nun weiß.
Einem Manne von Verdiensten eine Thorheit verzeihen
d vergessen, ist eine Pflicht der Menschlichkeit; denn wir
len alle mannichfaltig. Aber ein elender Uebersetzer, der
hts ist als ein elender Uebersetzer, wird mit allem Rechte
ter die größten Litterarischen Missethäter gezählt, und ver-
nt keine Schonung. W.

Nacherinnerung des Herausgebers dem auf der 211 Seite befindlichen Urtheil eines Ungenannten über Hrn. Le Bret.

Mit Unwillen werde ich, wiewohl beynahe zu spät, auf der
Seite d. B. im Aufsatz eines Ungenannten (der zwar nur
zu

zu kennbar ist) den eben so unbilligen als übermüthigen Ausspruch über einen der verdienstvollesten Gelehrten unsrer Nation, über Hrn. Le Bret gewahr, -- wo gesagt wird: er hätte wahrlich bisher wenig genug geleistet. Ich übersah diese impertinente Stelle, in der etwas unleserlichen Handschrift; sonst würde ich dem jungen Manne, der der ganzen gelehrten Welt ein so übermüthiges démenti giebt, mit einem frischen Federstrich diese Thorheit erspart haben. Jedermann weiß, daß Hr. Le Bret in seinem Fache ungemein viel geleistet hat. Unser junger Idealist hohlt weit aus; wir wollen sehen, was er dann leisten wird! W.

Druckfehler im 5ten Bande des Merkur.

S. 262. Zeile 6, sechstausend l. sechzigtausend.
S. 264. Zeile 6, sechs l. sechzig.
S. 267. Zeile 18, ausschweifende l. ausschweifendste.
S. 269. Zeile 9, Finsternisse l. Hindernisse.
S. 279. Zeile 10, gerade zu widersprechen, l. gerade zu zu widersprechen.
S. 287. Zeile 4, ist nach den Worten: die Gelehrten, das Comma vergessen.
S. 296. Zeile 5, Sülly, l. Lalli.
" Zeile 15, muß nach dem Wort Episoden, das Comma ausgestrichen und hinter nahe gesetzt werden.
" Zeile 26, noch, l. nach.
S. 300. Zeile 17, an der Stelle, l. an die Stelle.
S. 306. Zeile 2, Künste, l. Kunst. Auch muß hinter dem Worte Kunst das Comma ausgestrichen werden.
S. 322. Z. 17, einer Prüfung, l. seiner.
S. 328. Z. 28, l. Jodokus statt Podokus.

Ausser diesen Druckfehlern, die zum Theil auf Rechnung der Copisten der Manuscripte zu setzen sind, muß ich noch einen ziemlich lächerlichen Verstoß bemerken, den sich der Verfasser der Abderiten hat zu Schulden kommen lassen. Demokritus giebt nehmlich S. 73. seiner aethiopischen Venus Lippen von der schönsten Corallenfarbe, da er doch hätte wissen sollen -- was alle Welt weiß -- daß die Lippen der Negern nicht röther sind als ihre Wangen. --

Einem ähnlichen, wiewohl nicht so auffallenden Gedächtnisfehler, auf der 1 Z. der 59 S. des Sechsten Bandes, kann durch Wegstreichung des Diodorus Siculus abgeholfen werden.

Inhalt

Digitized by Google

Inhalt
des Sechsten Bandes
des teutschen Merkurs.

Erstes Stück.

I. Poesien. Seit
II. Beurtheilung der poetischen Blumenlese, und des Almanachs der teutschen Musen, auf das Jahr 1774.
III. Dritter Brief, über die Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois etc.
IV. Beyträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen. Fortsetzung.

Zweytes Stück.

I. Poesien.
II. Fortsetzung der Abderiten.
III. Der Freund des schönen Geschlechts.
IV. Merkwürdigkeiten der Mordvanen, Kosacken, ꝛc.
V. Ueber das Ideal einer Geschichte.
VI. Miscellanien.
VI. Viel Wahrheit in wenig Zeilen.
VII. Ueber eine Stelle des Cicero, die Perspectiv in den Werken der griechischen Mahler betreffend.

Drittes Stück.

I. Beyträge zur Geschichte der Menschheit aus den [illegible] nalen der Teutschen.
II. Versuch einer Uebersetzung des 26sten Kap. des Tacitus, de moribus Germanorum.
III. Versuch einer Uebersetzung des Orlando Furioso.
IV. Miscellanien.
VIII. Ueber das Schauspiel, Götz von Berlichingen der eisernen Hand.
IX. Ueber eine Stelle in Lucians Hippias
V. Raisonnirendes Verzeichniß neuer Bücher.
I. Theologie.
II. Rechtsgelehrsamkeit.
III. Arzneywissenschaft.
IV. Oekonomische Chymie.
V. Historische Wissenschaften.
VI. Dichtkunst und Schöne Litteratur.
VII. Mathematische Wissenschaften.
VIII. Oekonomie- Kameral- und Finanz-Wissen[illegible]
IX. Grammatick, Philologie und Kritik.
X. Uebersetzungen.
VI. Vermischte Anzeigen.
Erklärung des Herausgebers über die Recension S. 345 im Fünften Band des Merkurs.
Nacherinnerung des Herausgebers zu dem auf [illegible] Seite befindlichen Urtheil eines Ungenann[illegible] Hrn. le Bret.

3 0000 003 083 .742

DO NOT REMOVE

SLIP FROM POCKET

DEMCO

Digitized by Google

Digitized by Google